
Gutzkow's
Gesammelte Werke









# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

---

Zehnter Band.

Zur Geschichte unserer Zeit.




Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Zur

# Geschichte unserer Zeit.

Von

**Karl Gutzkow.**

Zweite Auflage.



Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

# Vorwort.

Der Verfasser bietet hier zum ersten Male eine Zusammenstellung seiner zu verschiedenen Zeiten abgegebenen zeitgeschichtlichen und überwiegend politischen Vota. Vollständigkeit konnte dabei nicht beabsichtigt werden. Den Anfang hätte z. B. ein schon 1832 in die damals von Rotteck herausgegebenen „Politischen Annalen" eingerückter Aufsatz bilden sollen: „Ueber die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung". Das Thema war für jene Zeit zu kühn. Kaum war das betreffende Heft erschienen, so wurde die würdige alte, früher Posselt'sche Zeitschrift, die in Cotta's Verlag erschien, in Preußen verboten.

Man hat den Autor öfters um seinen politischen Parthei-standpunkt befragt. Besonders vor einigen Jahren in Berlin, wo sich fast die gesammten Lebensbeziehungen, Umgang, Förderung, nach dem Partheileben zu äußern — scheinen, in Wahrheit aber nur von Cliquen, die sich im Schooße der einzelnen Partheien bildeten, regiert werden. Wer die politischen Kämpfe der Jahre 1830—48 mit durchlebt hat, kann nicht gut ausschließlich auf einem der jetzt vorhandenen politischen Partheistandpunkte stehen. Doch möchte

aus den Stimmungen der hier mitgetheilten Aufsätze allenfalls ein Mittelweg zwischen Nationalliberalismus und Fortschrittspartei herauskommen. Das Vaterland liebt der Autor in seiner Macht und Größe zu sehr, als daß er mit der Demokratie noch die elsaß-lothringische Abstimmung verlangt haben würde. Es kam ihm vorzugsweise darauf an, nicht ,unter die Streber und Erfolgspolitiker zu gerathen, ohne darum mit den sich freigesinnt nennenden Gegnern des Jesuitengesetzes eine absolute Unversöhnlichkeit mit dem Begriffe „Staat" kundzugeben.

Wer außer seiner politischen Ueberzeugung noch Schöpfungen der Phantasie, Romane, Dramen zu vertreten hat, dem verleidet sich das laute Mitmachen des Partheiwesens durch die Art, wie sich bei uns die noch so jungen „Partheien" zur ästhetischen Kritik zu verhalten pflegen. Der Gegenstand, den ich hier berühre: „Der Einfluß der politischen Partheistandpunkte auf Kunst und Literatur" ist lehrreich und verdient eingehende Behandlung.

Wieblingen bei Heidelberg, October 1875.

Gutzkow.

# Inhaltsverzeichniß.



I.

# Zur Wissenschaft vom Staate.

Nach der Julirevolution.

1833—1836.

---

Warum leben wir im Staate?

Rousseau beginnt seinen Gesellschaftsvertrag mit dem Satz: Der Mensch ist zur Freiheit geboren, und überall finde ich ihn in Fesseln. Warum dieser Widerspruch, daß wir, um frei zu sein, uns Gesetze vorschreiben?

Zahllose Antworten wurden auf diese Frage gegeben. Auf die Anfänge der Geschichte ist man zurückgegangen, und hat, wo es an glaubwürdigen Nachrichten fehlte, auf Combinationen seine Grundsätze gestützt. Der Scharfsinn hat hierin eben so viel geleistet, als die Beschränktheit. Ein englischer Schriftsteller, der wie so viele Andere im Interesse der Stuart'schen Revolution schrieb, nimmt die Bildung einer souverainen Erbmonarchie als die erste Absicht an, die Gott mit unsern paradiesischen Ahnen gehabt habe. Adam erzeugte sich nach ihm erst seinen Kronprinzen und Nachfolger, dann die übrigen in der Civilliste bedachten und apanagirten Prinzen und Prinzessinnen, diese den Hofmarschall, Erbkämmerer, Oberstallmeister, diese wieder die ganze feudale Adelskette, bis man zuletzt übereinkam, die später Gebornen Volk, Canaille, einfach Steuerpflichtige zu nennen.

Etwas natürlicher, aber mit demselben Resultate, behaupten

Andere, alle politischen Formen seien aus der Machtvollkommenheit hervorgegangen, Andre wieder, der Staat habe sich so aus der Natur organisch gebildet, wie z. B. die Menschenracen entstanden sind. Die Liebe zur Freiheit hat sich bei diesen Annahmen nicht beruhigen mögen; man wollte den Menschen früher sehen, als den Bürger und ihn in der Wiege der Geschichte nicht sofort durch Vorurtheile und sonderbare Einrichtungen bestimmt wissen. Daher die Annahme eines Urvertrages, einer friedlichen Uebereinkunft, worin man das Verhältniß wechselseitiger Pflichten und Rechte festgestellt habe. Den Uebergang von jener supernaturalen zu dieser rationalen Ansicht bildete endlich die Vermuthung, daß die Anfänge des Staats im Rechte des Stärkern gelegen hätten, daß der Zwang früher als das Gesetz dagewesen wäre.

Alle diese Voraussetzungen mußten berücksichtigt werden, wenn man den Zweck des Staates bestimmen wollte. Es war einleuchtend, daß hier jede Abstraction der Vernunft durch die Geschichte zu rechtfertigen war. Welchen Plan man auch der politischen Gesellschaftsverfassung unterlegen wollte, es konnte kein anderer sein, als ein Bedürfniß, das die Menschen empfanden, und dem sie entweder durch eine ursprünglich gegebene Verfassung oder durch eine mehr oder minder gewaltsame Modification derselben abzuhelfen gesucht hatten.

Daher kommt es, daß sich in jeder Zweckbestimmung des Staates ein Element findet, das eine besondere Beziehung auf die Gegenwart hat. Was Plato, Aristoteles, Rousseau —— Schmalz und Krug über den Staatszweck behauptet haben, hieß nicht immer das, was man gefunden hatte in der Wirklichkeit, sondern noch öfter, was man in ihr zu finden wünschte. Man rief: Gebt uns Sicherheit unseres Besitzthums! und verstand darunter, daß nur dies der Zweck des Staates sein sollte, keineswegs der rechtliche Beistand, den man mir nach dem geschehenen Raube Seitens des Staates verspricht. Haller, der Restaurator der Staatswissenschaften, wollte nirgends von einem Staate, sondern nur von einem Aggregat rechtlicher Verhältnisse hören, und handelte dabei im Interesse einiger Privilegirter, denen die Zwecke der modernen Staaten eine nachtheilige Richtung zu nehmen schienen.

So viel politische Partheien sich befehden, so viel Zwecke des Staates wird es geben. Und weil wir zahllose politische Fragen haben, die noch verschieden beantwortet werden, so legt man auch noch immer den Zweck des Staates in die widersprechendsten Dinge.

Die erste französische Constitution stellte die öffentliche Wohlfahrt an ihre Spitze; das war für Deutschland genug, diesen einfachen Satz aus allen Compendien des philosophischen Staatsrechts zu verbannen. Man war so gewissenlos, das Streben nach öffentlicher Wohlfahrt auf die Stufe des Eudämonismus zu stellen, klagte dies Princip des Egoismus, des Mangels an hochherziger Aufopferung an, und adoptirte seitdem die Sätze, die der fromme Königsberger Weise über die letzten Zwecke des Staates aufstellte. Diese waren so beschaffen, daß sie den Juristen schmeicheln mußten, und seitdem lehrt kein Rechtsgelehrter anders, als daß der Staat eine Anstalt zur Sicherung eines vollkommenen Rechtszustandes sei.

Mit Fichte kamen die Ideen in die Politik; man setzte Alles in die Menschenerziehung, in die Tugend und Sittlichkeit, zuletzt in die Religion und das Christenthum. Schelling machte die Politik zu einem Theil der Physiologie und rechnete den Staat zum Organismus der Natur, Hegel endlich legte alles Göttliche und Menschliche, was sich nur zusammenfassen ließ, in den Begriff des Staates und überlieferte der Regierung die Schlüssel von Himmel und Erde. Man sieht, bei uns Deutschen haben sich zu den Politikern noch die Philosophen gesellt, d. h. die Verwirrung der Begriffe ist auf's höchste gestiegen.

Wenn sich irgend ein System der Geschichte consequent entwickelt hat, so ist es die Staatswissenschaft. Die Doctrin war hier der Hebel des Lebens und das Leben meist immer der Maßstab der Doctrin. Die Staatskunst gab der Philosophie die Materialien, und die Philosophie zog aus ihnen Regeln, die in der Wirklichkeit mehr oder weniger beachtet wurden. Eine Geschichte der Staatswissenschaft kann so isolirt dastehen, wie der Traum in der Geschichte der Seele, aber um beide zu erklären, bedarf es des Menschen, seiner Begegnisse, seiner Bildungsstufe. Oder würde man an

eine Wissenschaft gedacht haben, wenn die Praxis der Erfahrung alle Wünsche zufrieden stellte?

Weitzel in seiner Geschichte der Staatswissenschaft geht von Solon zu Plato über, als hätten die Alten den Unterschied zwischen dem Leben und der Schule nicht gekannt, als hätten sie einen Sokrates nicht hingerichtet, weil er der Schule auf Kosten des Lebens Vorschub leistete. Weitzel spricht noch in einem Augenblicke von den alten Römern und ist im andern schon bei Macchiavell. Wir gestehen, daß uns dieser Sprung nicht auffiel, weil uns die Ungerechtigkeit des Verfassers gegen das Mittelalter aus seinen früheren Schriften bekannt war, doch wie will er diesen Sprung entschuldigen, wo es sich um das Interesse der Wissenschaft handelt?

Das Mittelalter, das über Alles philosophirte, hat auch über den Staat Einiges zu sagen gewußt. Die Scholastiker mit ihren kleinen schematisirten Albernheiten lehrten über den Regenten und seine Rechte, über die Unterthanen und ihre Pflichten nichts Besseres oder Schlechteres, als ihre Schüler, die noch im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgestorben sind. Einige derselben hatten gar die Kühnheit, über schwierigere Fragen, z. B. das Recht des Widerstandes, ihre nicht selten einflußreiche Stimme abzugeben. Wenn Weitzel die politischen Zustände verschiedener Zeiten als Erklärung seiner Wissenschaft benutzt hat (wie es denn zu wünschen wäre, daß er dies in noch weit größerer Ausdehnung gethan hätte), so ist es unbegreiflich, warum er eine Zeit unberücksichtigt läßt, in der sich in der That die vornehmsten Begriffe über die mannigfachen Beziehungen des Staats gebildet haben. Die allmälige Bildung des europäischen Staatensystems, der Uebergang aus dem Feudalismus zum Absolutismus, die Stellung des Volks zum Staate, von denen das erstere allmälig in den letztern absorbirt wurde, endlich das Verhältniß der politischen zur kirchlichen Ordnung der Dinge: alle diese Fragen gründlich zu lösen, wird man auf das Mittelalter zurückgehen müssen. Hier hätte, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch die Gründlichkeit über die Antipathie siegen sollen.

Wir sind froh, uns dieses Tadels entledigt zu haben,

weil Weitzel's Geschichte der Staatswissenschaft so Vieles enthält, was uns mit dem verdienstvollen Verfasser wieder versöhnen muß. Die unbestreitbaren Vorzüge dieses ausgezeichneten Schriftstellers müssen sich immer geltend machen. Weitzel ist Herr seines Gegenstandes, seine Behauptungen haben, wenn er mit Liebe dabei verweilt, ihren guten Grund. All' die geistvollen Bemerkungen, die er über Machiavell, Grotius Spinoza, Locke, Montesquieu, Destütt de Tracy und Andere macht, sind Zeuge einer langen Bekanntschaft mit ihren Schriften und gewissenhafter Untersuchungen über ihr Leben. Dazu gesellt sich ein gebildeter Styl und die an ihm bekannte vorurtheilsfreie Ansicht öffentlicher Verhältnisse. Wir haben wenig Schriftsteller, bei denen die Bildung der französischen Schule so gut angeschlagen ist. Sein Witz hat sich auch in diesen ernsteren Untersuchungen nicht zu verstecken brauchen.

Ich habe eine besondere Hochachtung vor Johannes Weitzel. Aber in seinen spätern Büchern scheint er ein Opfer der Phrase geworden zu sein. Er ist ein Sklave seines schönen Ausdrucks. Wozu diese Verflüchtigungen des Gegenstandes, diese Emporschwingungen in den leeren Raum, diese unbeschreiblich ernste, weise vorsichtige Physiognomie, die so mürrisch sieht, manchmal einen sauren Witz schneidet und so unnatürlich altklug ist? Weitzel hat es immer schon zu Romulus' Zeiten gesehen, wie es 1834 sein wird; und wenn 1834 da ist, rückt er schon wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede ist, spricht Weitzel von Sparta. Das Ungewisse ist ihm schon immer entschieden, und dem Entschiedenen mißtraut er. Diese Weisheit und Voraussicht ermattet seine Prophezeiung. Er bringt statt Vorsicht nur Furcht hervor, weil jene nicht aufhört. Welche Entschlüsse soll man in der Verwirrung unserer Lage fassen? Soll man nichts thun, als sich von der Sache entfernt halten und, wenn sie mißlungen ist, über sie den Stab brechen? Zu den zahllosen Partheien der Zeit fügt Weitzel eine neue, die Parthei der ungefähren Annäherung und des schön redenden Quietismus.

Die „Briefe vom Rhein" haben, ohne zum Juste-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. Weitzel nennt die Revolution ein Uebel, und ich glaube,

daß er Recht hat; allein wozu nützen seine Beweise? Wenn man in Deutschland die Revolution bis jetzt gehaßt hat, so ist es nicht darum, weil man sie für ein großes Uebel, sondern deshalb, weil man sie für ein Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, sondern die Initiative. Wenn Weitzel sich schämt, die letzte zu bestreiten, warum schildert er die erstern, von denen er doch weiß, daß niemand für seine Zukunft fürchtet, wenn er sich entschließt, sie selbst zu bestimmen? Solche Luftoperationen, die Weitzeln nur Gelegenheit geben, sich schön auszudrücken, sprechen niemanden an und erklären, wie ein hochbegabter Schriftsteller ein verhältnißmäßig nur kleines Publikum haben kann.

Ueber den Stand der Staatswissenschaft kann man nicht mehr sprechen, wenn man nicht den der Staatswirthschaftslehre mit hinzuzieht.

Die Alten wußten nichts von einer Wissenschaft, welche die öffentliche Wohlfahrt auf den sichern Erwerb, die günstige Vertheilung und eine vorsichtig berechnete Consumtion der Reichthümer begründet. Die Staaten waren entweder zu klein, und die Bürger standen dem Heft der Regierung zu nahe, oder ihr Umfang war zu unermeßlich und die Maschinerie der innern Politik zu kunstlos, als daß die damaligen Verhältnisse selbst in ihren materiellen Grundlagen von den unsrigen sich nicht hätten unterscheiden sollen. Die großen Despotieen erforderten Herrscher, denen das Glück, oder die Sparsamkeit oder eigener Besitz von Bergwerken und Ländereien ansehnliche Güter verschafft hatten. In den Schatz des Tyrannen ließ eine ungerechte Confiscation in einem Augenblick so viel Hülfsmittel des Staatszwecks fließen, als der Königszehnten eines ganzen Jahres, dessen Eintreibung in jener Zeit fast unübersteigliche Hindernisse dargeboten haben muß, betrug. Dieser gesetzlose Zustand hemmte die Reaction der öffentlichen Gewalt auf die Belebung der Industrie und des Handels, so daß das Alterthum, die Geschichte Phöniziens und Karthagos etwa ausgenommen, schwerlich das wechselseitige Verhältniß zwischen der Weisheit politischer Einrichtungen und dem Flor des Nationalwohlstandes kennen gelernt hat.

Dieselbe Erscheinung kehrte in minder drückenden Formen

bei den kleinen griechischen Republiken und Colonieen wieder. Der beständige Wechsel der Verwaltungsbehörden raubte diesen die Macht, sich den Bürgern gegenüber mit einer Autorität zu bekleiden, welche die Gesetze nicht billigten. Die Administration, in der Eigenschaft eines Bevollmächtigten, übertrug die Last eines Staatsbedürfnisses einzelnen durch ihre Glücksgüter hervorragenden Bürgern, die sich dafür an der Ehre und den Vortheilen, die ein glücklicher Krieg abwarf, schadlos halten konnten. Die mannigfaltigen Zweige der bürgerlichen Thätigkeit erhielten sich dadurch unabhängig von officiellen Einflüssen, die, selbst wenn sie nichts sind, als eine Controle, ihnen immer zur Last fallen werden.

Es ist lächerlich, die gebildete alte Welt wegen ihrer geringen Fortschritte in der Industrie und Agricultur zu beklagen, und ihr die Uebel anzuwünschen, die uns erst zu einer gesteigerten Anstrengung in diesen Fächern gespornt haben. Roms spätere Geschichte bietet schon die Symptome dieser neuern Nothzustände dar. Der zunehmende Umfang seines Gebiets, die Zufälligkeiten der wechselnden Regierungsgewalt steigerten die Bedürfnisse. Hatte den Welteroberern der Krieg, jetzt der Erbfeind des Wohlstandes, früher als eine Quelle der Reichthümer gedient, so mußte diese endlich versiegen, da man den halben Erdkreis unterjocht hatte. Neben dem System der Plünderung und Gewaltthätigkeit, das die Statthalter in den Provinzen befolgten, peinigte diese unglücklichen Länder eine wucherische Schaar von Staatspächtern, welche die Berge, Triften, Wälder, Thiere und Sklaven in ihre Kataster eintrugen und überall in den Städten, auf den Landstraßen und an den Häfen ihre Zollhäuser aufschlugen.

Wo man etwas verlangt, ist es Pflicht, das Geben zu erleichtern. Dieser Grundsatz war dem Alterthum unbekannt. Die römische Verwaltung kannte nur ihre Forderungen, die sie nach dem Maßstab ihrer Bedürfnisse und noch öfter ihrer Habsucht berechnete. Die Einwirkung auf Handel und Gewerbe blieb ihr fremd. Cicero rief auf dem Forum, daß man die Seeräuber bekriegen müsse, nicht der gefährdeten Quellen des allgemeinen Wohlstandes wegen, sondern um Pompejus eine Würde zu übertragen und den Staatspächtern ihre

Einkünfte zu sichern. Einige Einrichtungen, die entfernt an die moderne Wissenschaft der Nationalökonomie erinnern, rief das Privatinteresse der Lieferanten und Geldwechsler hervor. Doch allen diesen Instituten stellte letztlich der Despotismus einen unersättlichen Feind gegenüber, den Fiskus, als dessen Diener die Bosheit, die Angeberei und der Mord bestellt waren. Die Vorrechte und Excesse des Fiskus zerstören den Besitz der Reichthümer und den Muth, sich ihn zu verschaffen, eine Gewaltthätigkeit, welcher Justinian auf einer Seite abhalf und auf der andern durch die Indulgenzen, die er demüthig dem Clerus bewilligte, größeren Vorschub leistete.

Im Mittelalter vereinigten sich viele Umstände, die Fortschritte der politischen Oekonomie zu beschleunigen. Im Verhältniß, wie sich die Lasten erhöhten, mußte man auf Mittel sinnen, die Quellen seiner Thätigkeit ergiebiger zu machen. Die ungleiche Vertheilung dieser Lasten steigerte die Thätigkeit der Unglücklichen, die sie allein zu tragen hatten. Ja die Hindernisse, welche die Verblendung der nützlichen Thätigkeit legte, mußten selbst dazu dienen, diese zu befördern. Einsichtslose Regierungen pferchten das industrielle Genie in sklavische Schranken ein, wodurch der immer regere Strom der Beschäftigung in ein anderes Bett geleitet wurde. Der Handel schwang sich mit raschem und glücklichem Erfolg empor. Ihm war es leichter, den Unverstand und den Despotismus zu vermeiden. Ihm stand ein weites Feld offen, ja mit den zunehmenden Entdeckungen eine neue Welt. Es war eine kurze, blühende Periode, wo der Handel die räuberischen Ueberfälle auf der Landstraße, die gierigen Zölle auf den Gränzen der Territorien, endlich die officiellen Falschmünzereien durch seine eigene Kraft glücklich überwand.

In die Blüthezeit der Hansa und der norditalienischen Republiken fällt die erste sichere Ausbildung der Handelsinteressen. Die gehäuften Capitalien vermehrten das kaufmännische Vertrauen, diese erste Grundlage alles nützlichen Verkehrs. Die Unternehmungen warfen größere Gewinne ab und der steigende Bedarf ließ eine reiche Anzahl von Arbeitern daran Theil nehmen. Die Circulation gab immer neue Mittel an die Hand und stand zuletzt unter dem Schutze gesetzlicher Be-

stimmungen, die noch heute die Grundlage des Handels- und Wechselrechts bilden.

Aber dieser Zustand war geeignet, Eifersucht zu erregen. Zuerst fiel man mit roher Hand über die Unabhängigkeit dieser Staaten her, theilte sich in die Beute, die man aus Contributionen, ungeheuren Tributen und zuletzt aus offener Plünderung machte. Die Grundsätze aber, die man diese Opfer einst hatte befolgen sehen, wurden adoptirt und die Minister angewiesen, um sie auf die Unterthanen der eigenen Länder zu impfen. Dies war der Ursprung eines staatsökonomischen Systems, das sich durch seine kläglichen Folgen an seinen Erfindern rächte.

Der Mercantilismus schloß richtig, daß man mit dem Gelde Alles habe; aber er vergaß, daß der Talisman des Reichthums nicht in den aufblinkenden Summen, welche die Regierung blendeten, sondern in der Circulation liege, die man ihnen frei hätte gestatten müssen. Der Vermögenserwerb ist ein einfacher Act, aber man muß zwei Momente in ihm unterscheiden. Der Mercantilismus kam immer um den ersten dieser Momente zu früh, wenn er die Summen, deren er ansichtig wurde, einkassirte. Die wandelnden Capitale sind nur das Mittel für einen zweiten reinen Gewinn, der um so größer ausfällt, je größer die Summen sind, die man verwenden kann. Man vergaß, daß das Geld nur der Stellvertreter der Waare ist, und daß, je schneller, häufiger und ungehinderter der Umtausch vor sich gehen kann, desto größer die Gewinne sind. Das System der Handelsbilanz, immer nur nach Geld, nach einem jährlichen Ueberschlag der Einnahme und Ausgabe zielend, versetzte damit der gesunden Thätigkeit die empfindlichsten Wunden. Die falschen Maßregeln, die noch in diesem Augenblick den freien Verkehr der Völker hemmen, sind die Consequenzen dieser Irrthümer, die in den meisten Ländern noch als Staatsmaxime in geheiligtem Ansehen stehen.

Die Politik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war fast ausschließlich eine Folge dieses Systems. Weil man das Geld für eine unveränderliche Größe hielt, weil man nicht ahnte, daß die Reichthümer eben so gut producirt als

consumirt werden konnten, so hielt man im Frieden den Mehrbetrag des eingeführten Geldes für das glücklichste Phänomen der zunehmenden Bereicherung, und führte Kriege, um sich die Summen wechselseitig streitig zu machen oder auf Kosten Anderer sich zu bereichern. Der einfache Satz, daß die Wohlfahrt des einen Staates die des andern bedinge, hat Jahrhunderte bedurft, um sich geltend zu machen.

Dazu kam Frankreichs verführerisches Beispiel. Die ungeheuren Summen, womit Ludwig XIV. seine Siege erkaufte, verschaffte ihm zwar zum großen Theil die berechnete Sparsamkeit Colbert's, aber noch mehr die Verblendung der damaligen Finanzverwaltung, die, vom Despotismus unterstützt, auf Augenblicke allerdings den Anschein des Wohlstandes gewähren konnte, im Grunde aber den völligen Ruin des französischen Handels und Gewerbes herbeiführte. Die Industrie wurde mit tausend unnützen Forderungen gefesselt, die Colonieen wurden in einem unverständigen Joch erhalten und in die öffentlichen Ausgaben legte die Arroganz oder die Verblendung einen Sinn, der eine schmähliche Anwendung zuließ. Man führte Kriege, um, wie selbst Friedrich II. noch sagte, das Geld unter die Leute zu bringen, Ludwig XIV. verschwendete Millionen zum Anbau einer öden aber prächtigen Residenz, und nannte diese unermeßlichen Summen Almosen, dem darbenden Volke hingeworfen. Man nannte die Steuern und Staatsschulden Geschenke, welche die rechte Hand der Nation der linken mache. Die nachfolgende Verarmung aller Staaten war die Folge eines Irrthums, der in der falschen Ansicht lag, die man von der Natur des Geldes hatte.

Montesquieu und Rousseau verstanden so wenig von Nationalökonomie, als Voltaire, der auch in diesem Fache eine Autorität sein wollte, aber sie bahnten neuen Untersuchungen den Weg und machten die Gemüther für vorurtheilsfreie Grundsätze empfänglicher. Die Physiokraten sind aus der Schule dieser Männer hervorgegangen. Wie Rousseau den Menschen in seinem natürlichen Zustande zergliederte, so führte Quesnay die Quelle der Reichthümer auf die Erde zurück,

die schon die Alten als Allmutter und Allernährerin anbeteten. Es war für die Wissenschaft ein unschätzbarer Fortschritt, daß Quesnay den todten Götzen des Geldes stürzte und die Natur des Metalls nur in seiner stellvertretenden Eigenschaft fand. Er nahm aber den Schritt zur Wahrheit nur halb, indem er den Bodenertrag einseitig begünstigte und alle Resultate unserer Thätigkeit auf die Grundrente zurückführte.

Die Lehre vom reinen Ertrage ist unstreitig eine wichtige Entdeckung; aber Quesnay dehnte sie ungebührlich aus. So wahr es bleibt, daß der reine Ertrag die Grundlage der Besteuerung bilden muß, weil er für den Einzelnen das Hülfsmittel seiner Existenz ist, so ist es doch übereilt, auch die Gesammtconsumtion, die Thätigkeit der Gesellschaft, auf den Reinertrag zurückzuführen. Die Mißgriffe, welche die Physiokraten mit den Folgerungen aus ihren Sätzen über den Nettoertrag begingen, haben ihnen den Todesstoß gegeben; obschon vielen ihrer praktischen Lehren die gerechte Anerkennung auch später noch geblieben ist. Als Beweis dienen Turgot's Verwaltung und der berühmte Spruch: Laissez nous faire!

Mit Adam Smith trat an die Stelle des Geldes und des Bodens die Arbeit. Dieser scharfsinnige Kopf hat durch die strenge Unterscheidung der Begriffe Arbeit, Capital, Preis erst das Licht einer feinen, methodischen Deduction in die Nationalökonomie eingelassen. Er hat nachgewiesen, welchen Gebrauch die öffentliche Gewalt von ihrem Einflusse zu machen habe, um auf die Zunahme und Erhaltung der Nationalwohlfahrt mit Erfolg zu wirken. Adam Smith ist als Vertheidiger des Systems der unbedingten Handels- und Gewerbefreiheit aufgetreten. Die Erfordernisse für einen glücklichen Verkehr, auf die er immer zurückkommt, sind die Aufhebung der persönlichen Bevorrechtigungen, der privilegirten Corporationen, der lastenden Gemeinderechte, die Wegräumung der dem Handel gelegten Hindernisse, der Aus- und Einfuhrverbote, der Zollinien und endlich eine weise und gewissenhafte Besteuerung. Seit Smith's Ausführungen hat die Nationalökonomie glänzende Fortschritte gemacht. Die wichtigen Fragen der neuern Geschichte trugen dazu bei, die

Kenntniß dieser Wissenschaft zu verbreiten: und die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo jeder Gebildete darnach trachten wird, sich über seinen wahren Vortheil aufzuklären. Die zunehmende Bekanntschaft mit den Lehren dieser Wissenschaft wird nicht nur den Kampf derselben gegen eine verknöcherte, feindselige und nur von der Gewalt unterstützte Praxis zu Gunsten der erstern entscheiden, sondern unzählige andere Fortschritte beschleunigen. Die Nationen werden aufhören, sich mit Eifersucht zu verfolgen oder gar die Waffen zu ergreifen, wo es nur die Anerkennung ihres wahren Interesses bedarf.

Smith hat in seinem Gegenstande zwar die Methode eingeführt, ihn aber nur zum Theil zur Wissenschaft erhoben, weil er die systematische Anordnung desselben unterließ. Eine plangemäßere Aufeinanderfolge seiner Untersuchungen würde ihm die Lücken nachgewiesen haben, die sich in ihnen vorfinden. Say, der sich überall Smith's Schüler nennt, unternahm es, diese auszufüllen. Er unterwarf zuerst die Reichthümer einer vollständigen Analyse und brachte die Phänomene ihrer Production, Vertheilung und Consumtion unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte, welche die Klammern eines scharfen, senkrechten Systems bilden. Say lichtete die Verwirrungen, die sich bei Smith aus der schwankenden Bestimmung des Preises ergeben hatten, und hob sie durch die genaue Unterscheidung des Preises vom Werthe, diesem wahren Maßstabe aller auf den Verkehr Bezug habenden Erscheinungen. Er hob die einseitige Begünstigung der ökonomischen und industriellen Production auf, brachte sie nicht nur in ein Ebenmaß, sondern räumte auch der Handelsproduction ihre gebührende Stelle ein, deren Theorie bei Adam Smith gänzlich übergangen ist. Zu diesem Vorzuge zweckmäßiger Neuerungen gesellte sich bei Say eine umfassende Kenntniß der reellen Interessen der Producenten und Consumenten, die er sich in seiner bürgerlichen Stellung und einer reichen politischen Erfahrung verschafft hatte. Sein kürzlich erfolgter Tod entriß der Welt nicht nur einen feinen, unterrichteten Denker und enthusiastischen Freund wahrhafter Humanität, sondern namentlich auch Frankreich einen der wenigen Männer, welche

die Wechselschläge seiner politischen Schicksale mit Heldenmuth ertragen haben. Say blieb sein Leben hindurch ein aufrichtiger Vertheidiger der Freiheit. Er war der einzige, der als Tribun mit Carnot gegen Napoleon's Kaiserthum stimmte und jede Lockspeise des Usurpators zurückwies. Seine Schriften zeugen von der tiefen Verachtung, die er vor dem napoleonischen Regime empfand, und er war unabhängig genug, seinen Widerwillen gegen jede Unterdrückung auch auf die Restauration zu vererben, weil diese die Freiheit und die Wohlfahrt Frankreichs den Thorheiten der Aristokratie und den Anmaßungen der Priesterschaft opferte.

---

Der Ursprung des Geldes verliert sich in die dunkelsten Zeiten. Diente das Geld anfänglich zur Ausgleichung eines wechselseitig umgetauschten, oder gebrauchte man es als den Stellvertreter eines vollständigen Werthes? Diese Frage ist schwierig, wenn man die Stoffe in Erwägung zieht, woraus die ersten Münzen bestanden. Wie konnte man sich entschließen, für ein Quantum an Vieh oder Getreide sich durch ein Stück Leder, durch eine Korallenmuschel und dergleichen befriedigen zu lassen? Die Annahme, daß diese unscheinbaren Gegenstände in den Augen der Völker nur einen Werth besaßen, den eine gegenseitige Uebereinkunft in ihn hineingelegt hatte, führt uns immer schon in einen Zeitraum, in dem eine gewisse vorgerückte Bildung geherrscht haben muß. Es war ein für die Kindheit der Menschheit mächtiger Fortschritt, daß man z. B. statt eines Gewebes, das man früher nur gegen Auslieferung eines Stieres weggab, sich mit einem Stück Kupfer begnügte, auf das die noch rohe Kunst einen Stierkopf geprägt hatte. Es setzt nicht wenig Bildung voraus, die öffentliche Meinung zum Maßstab einer Wertherklärung zu machen; und dies geschah, wenn man an die Stelle des Tausches der Naturproducte eine Größe setzte, die denselben Dienst darbot und den Verkehr erleichterte. Die Wahl der Metalle zu diesem Zweck durfte nicht zufällig sein. Das Geld durfte keineswegs seinem Stoffe nach Nichts sein, um durch sein Gepräge erst Alles zu werden. Es mußte aus einer Masse gefertigt wer-

den, die selbst einen mit Korn oder Vieh abschätzbaren Werth hat, und diesen Werth weder durch den Gebrauch, noch durch seine Verpflanzung an entlegene Orte verliert. In dieser Hinsicht sind die edeln Metalle eine Waare, deren Werth theils allgemein anerkannt ist, die sich auf eine leichte Art bearbeiten und verführen lassen, und endlich in ihrer Totalquantität nicht reißend zu- oder abnehmen können. Ein dennoch bei den edlen Metallen eingetroffener Uebelstand hat sich nicht vermeiden lassen, nämlich die mangelhafte Reduction des Goldes und Silbers auf eine unveränderliche Proportion. Zu verschiedenen Zeiten sind die gegenseitigen Werthe dieser Metalle gesunken, so daß man bald mehr, bald weniger Silbers bedurfte, um eine bestimmte Quantität Gold zu kaufen. Die amerikanischen Minen, der zunehmende Geschmack an silbernen Geräthschaften, die Vorliebe der Asiaten wiederum für das Silber haben den Cours dieses Metalles schwankend erhalten und die Capitalisten zum Einschmelzen ihres Silbers vermocht, wodurch sie einen Vortheil erzielten, der Andern zum Nachtheile ausschlug. Aber alle diese Mißstände sind noch gering gegen das Unheil, das die Regierungen aus dem Mißbrauch ihres Münzprivilegiums entstehen ließen. Die unmittelbare Folge der Münzverschlechterung, wovon die Regierungen thörichterweise immer geglaubt haben, man würde sie nicht bemerken, ist die Herabsetzung aller in Münzen zahlbaren Obligationen, d. h. ein tausendfältiger Bankerott, der auf die öffentliche Gewalt selbst rückwirken mußte.

Die Circulation großer Geldsummen ist eine Last für den Verkehr. Daher entschloß sich das gegenseitige Vertrauen zu Stellvertretungszeichen des baaren Geldes, die, aus Papier bestehend, schnell und leicht umsetzbar waren. Eine im Gebiet des Handels so vortreffliche Einrichtung mußte allen Werth verlieren, als sie die aus Verlegenheit habsüchtige Regierung nachzuahmen anfing. Dies ist der Ursprung des Papiergeldes, das vom Schwindelgeiste zu Ballen in Bewegung gesetzt wurde, das die Stelle eines reellen Reichthums ersetzen sollte, und ihn da, wo er noch war, untergraben hat, das den Untergang verschwenderischer Regierungen, statt aufzuhalten, beschleunigte.

Die Wechselpapiere des Handelsstandes sind nur Abbreviaturen eines weitläufigen Verkehrs und haben die Eigenschaft, jeden Augenblick versilbert werden zu können, weil sie immer Anweisungen auf liegende Summen sein müssen, eine Eigenschaft, die den Assignationen der französischen Regierung abging. Law ging von der ehrlichen Absicht aus, seinen Papieren diese Fähigkeit zu erhalten. Es war keine eitle Vorspiegelung, daß man auf den ersten Assignaten, die mit Vorsicht und Besonnenheit vermehrt wurden, die Versicherung erhielt, jede öffentliche Kasse zahle den Nennwerth dieses Papieres redlich in Silberstücken aus. Später kam man von dieser Mäßigung zurück. Man vervielfachte die Papiere in's Unendliche, die auf ihnen abgedruckte Ermächtigung zur Einkassirung des Betrags wurde illusorisch. Diese Widersinnigkeit folgte aus der Ansicht, die das Geld für eine Waare hielt, die man produciren könne. Einen ähnlichen Irrthum hat sich selbst die vorsichtigere Handelswelt zu Schulden kommen lassen und sich damit die empfindlichsten Wunden versetzt. Das Institut der Zettelbanken, so unerläßlich für einen großartigen Handelsverkehr, gab sich häufig illusorischen Ansichten hin, und mußte noch öfter den gewissenlosesten Einfluß der Regierungen ertragen. Die Banken verkannten die Natur ihrer Noten, fingen an, sie ohne Berechnung zu vermehren, schossen den Regierungen ansehnliche Summen vor, die sie niemals aufkündigen durften, und brachten ihre Verbindlichkeiten mit den Mitteln, sie gewissenhaft zu erfüllen, in ein so großes Mißverhältniß, daß sie selbst ihre Zahlungen einstellen mußten und das Signal zu unzähligen Privatbankerotten gaben. Dies war 1785 der Fall mit der Discontokasse von Paris, später mit dem Bankerott der englischen Bank, und wird meist immer das Schicksal der Provinzialbanken sein, die sich niemals solcher Privilegien erfreuen, wie die Hauptbank. Wir haben in Deutschland dieselben Erfahrungen gemacht; ich erinnere nur an das Unglück, das die preußischen Ritterschaftsbanken traf, als Napoleon's Invasion die Grundlagen, auf denen sie beruhten, die Landgüter, preisgab. Die weise, vielleicht übertriebene Vorsicht der Pariser Bank ist auf jeden Fall geeignet, Vertrauen einzuflößen und eine

wohlthätige Wirkung auf die öffentliche Wohlfahrt auszuüben.

Erst dann fängt der Werth der Dinge an, sich geltend zu machen, wenn sie in den Umlauf kommen. Der Markt, das Ausgebot, die Nachfrage, die Werthabschätzung, diese Begriffe sind entscheidend für alle Erscheinungen der Reichthümervertheilung. Welches ist die Regel für die Bestimmung des Marktpreises? Die Bedürfnisse sind verschieden, je nach unserer Lage. Das Klima, die Sitte, die Gesetzgebung machten dem Einen entbehrlich, was für einen Andern einen hohen Preis hat. Ein Wagen voll Schlittschuhe gilt in Neapel nicht mehr, als das Eisen und Holz daran werth ist, während man in Riga zugeben muß, daß ein ansehnlicher Werth darin enthalten ist. Die Abendzeitung kostet in Dresden 12 Thaler, während man in Spanien keine vier Groschen dafür geben würde. Eine Federnkrone, die am Mississippi einen Reichthum bildet, ist für einen Europäer nutzlos, wenn sie nicht für einen Damenhut einen doch unverhältnißmäßig geringen Werth abwirft.

Die Dinge, wonach wir verlangen, sind nicht blos die Luft, das Wasser, Feuer, die sich von selbst mittheilen, sondern es sind in größerem Maße gesellschaftliche Reichthümer, die durch ein vielseitiges Zusammenwirken oder einen einfachen Productivdienst erzeugt worden sind. Nachdem die auf die Verfertigung eines Gegenstandes gewendete Mühe größer oder geringer gewesen ist, darnach entscheidet sich wiederum der Preis. In einem faulen Volke wird man für dasselbe Quantum Arbeit weit mehr zahlen müssen, als in einem betriebsamen, und hierin liegt die zweite Ursache der relativen Bestimmung des Marktpreises.

Die dritte endlich ist der Maßstab des Vermögens. Eine Waare kann oft einen enormen Werth haben, und dennoch nur schlecht im Preise stehen, weil die Käufer erst ihre dringenden Bedürfnisse befriedigen und dann für jenen Gegenstand nicht mehr ausgeben können, als den kargen Ueberschuß ihres gemessenen Vermögens. Diese Thatsachen geben die wichtigsten Folgerungen.

Das Fallen der Preise kann nur für den Augenblick un=

günstig sein, auf die Länge ist es ein Fortschritt. Dieser paradoxe Satz stimmt mit der Erfahrung überein. Es versteht sich, daß hier nur von einem gleichmäßigen Preisabschlage die Rede ist. Die Werthbestimmungen aller Dinge müssen in einem natürlichen, ungestörten Zusammenhange stehen. Das Getreide wird wohlfeiler, wenn der Arbeitslohn sinkt. Wenn ein Fabrikant wöchentlich einen Thaler weniger verdient, so ist er nicht im Nachtheil, wenn auch alle seine übrigen Bedürfnisse in diesem Verhältnisse gefallen sind. Wie? wird man sagen, wenn man nun den Producenten nicht mehr das bezahlt, was ihren Gewinn ausmacht? Wir entgegnen, daß dann eine allgemeine Zufriedenheit eintreten würde. Es würde keine Producenten mehr geben, der Gedanke des Tauschwerthes hätte sich verloren, Jeder besäße die Dinge, deren er bedarf, und brauchte sie nicht anzuschaffen, so wenig wie die Luft, die uns umgiebt. Wenn die Dinge gar nichts mehr kosten, so muß Jedermann unendlich reich sein.

Das Einkommen des Grundbesitzers, des Capitalisten und des Industriemanns bildet sich aus den Gewinnsten, welche der Fortgang der Production abwirft. Diese Gewinnste sind keineswegs in allen Productionsfächern gleich. Es wird hier immer gewisse Regeln geben, die zu beobachten der Unternehmer sich zur Pflicht machen muß. Z. B. ist es vortheilhafter, mit unscheinbaren, ordinären, als mit kostspieligen Modeartikeln zu handeln. In Lyon sind die Seidenfabrikarbeiter in Lumpen gehüllt. Diejenigen Tuchmacher, welche grobes Tuch fertigen, tragen meist bessere Röcke, als die, welche Cashmir arbeiten.

Aus den verschiedenen Productionsfonds ergeben sich dreierlei Arten von Einkommen: das Industrie-, Capital-, und Agricultur-Einkommen.

Die Industrie wird da am theuersten bezahlt, wo die meisten Ländereien und Capitale liegen. Nordamerika beweist vor allen diese Bemerkung, die auch das reiche Holland vor der Revolution wahr gemacht hat. Die Industriedienste werfen dann immer mehr ab, wenn sie in einer gefährlichen oder widerwärtigen Arbeit bestehen, wenn sie zu-

weilen unterbrochen werden, wie sich z. B. der Fiaker auch für die Stunden bezahlen läßt, wo er niemanden zu fahren hat, und endlich wenn die Arbeit ein angebornes Talent oder eine erworbene Geschicklichkeit voraussetzt.

Nach ähnlichen Voraussetzungen erhöhen sich auch die Gewinnste des Unternehmers. Dieser wird schwerlich eine Anzahl Hände beschäftigen können, ohne ein angemessenes Vermögen zu besitzen. Die Nothwendigkeit, ein solches Capital zu finden, die persönlichen Vorzüge, die man an der Spitze eines Unternehmens erblicken muß, und die Gefahr, die der Wagende auf seine Rechnung nimmt, steigern die Gewinnste, die dem Unternehmer zufließen. Sehr schwierig gestalten sich oft dabei die Lagen der Handarbeiter. Der Tagelohn ist einem fortwährenden Sinken im Preise ausgesetzt, weil sich hier so viele Hände anbieten, daß ein Unternehmer wegen Arbeiter nie in Verlegenheit kommt. Die Erfindung einer neuen Maschine, die Waareneinfuhr, die starken Auswanderungen entziehen Tausenden ihren Unterhalt und fordern die Vorsicht der Regierung auf, mit rascher Hülfe beizuspringen. Das Almosenspenden ist in diesem Falle das schlechteste Hülfsmittel. Es müssen neue Erwerbsquellen geöffnet werden, um die früheren zu ersetzen, ja es läßt sich sogar verlangen, daß die, welche eine plötzliche Arbeitslosigkeit zu ihrem Vortheile veranlaßt haben, verpflichtet sind, eine Zeitlang die Last, die der Gesellschaft daraus erwachsen ist, zu tragen und ihre entlassenen Arbeiter gegen die ersten Anfälle der Noth zu schützen. Wie ist es zuletzt mit der geistigen Industrie? Der Fabrikant verfertigt ein Tuch, das dem, der es kaufte, vollkommen angehört, er hat sein Recht auf dieses Tuch verloren, und muß ein zweites machen, wenn er ein zweites verkaufen will. Die Arbeit eines Gelehrten steht nicht in demselben Verhältnisse. Seine Producte lassen sich zwar verkaufen, aber nicht verbrauchen. Ein zerrissenes Buch, eine im Vortrag gelernte Wahrheit kann nicht zerstört werden. Die Arbeit des Gelehrten, wenn sie einmal aus seinem Kopfe ausgegangen ist, bleibt ein Besitz der Menschheit. Sind Plato und Aristoteles nach Verhältniß bezahlt worden? Nein, sie mußten sich mit den Kränzen des Ruhms begnügen

und die Ewigkeit ihres Gedächtnisses als Ersatz ihrer Mühen ansehen. Dies fühlt die Mitwelt gegen ihre Gelehrten noch immer und sucht sie durch die Ehre zu entschädigen. Daher macht man die Dichter zu Legations- und die Professoren zu Hofräthen.

Das Einkommen des Capitalisten ist der Zins. Die falsche Humanität z. B. des kanonischen Rechts verdammte jede Zinsannahme als einen verbrecherischen Wucher. Man sagte: Geld ist kein Baum, kein Acker, kein Thier, es vermehrt sich nicht, es ist eine todte Waare. Wir wissen längst, auf welcher irrigen Voraussetzung diese Schlußfolge beruht. Das Geld ist keine Waare, sondern nur der Stellvertreter derselben. Es ist der Nennwerth eines Grundstückes, eines Hauses, von denen ja eingestanden wird, daß sie sich auf natürliche Weise vermehren. Eben so unpassend waren die Gesetze, welche die öffentliche Gewalt über die Höhe des Zinsfußes erlassen hat. Diese haben ihre Wirkung immer verfehlt und mehr Schaden angerichtet, als sie verhüten sollten. Trotz der verschärften Edicte verlieh man so viel Geld als früher, weil das Bedürfniß blieb; aber die Assecuranzprämie stieg unmäßig, weil man sich dann noch immer gegen die Gefahr, bestraft zu werden, sichern mußte. Der gesetzlich festgesetzte Zinsfuß hat manchen Bankerott beschleunigt. Der um Geld Verlegene würde sich mit einem Darlehen retten können, aber seine mißlichen Umstände vermögen keinen Capitalisten, ihm zu niedern Zinsen zu borgen; zu hohen Zinsen aber, die dem Darleiher sein Geld assecurirten, darf er nichts entlehnen, daher sein Ruin. Die Anlage vieler Capitalien ist ein Gewinn für die Nationalwohlfahrt. Die Bearbeitung der Grundstücke nimmt einen größern Schwung an, sie werden productiver und wirken auf die Arbeit, selbst in der Industrie; daher sind die Anlagen auf Landwirthschaft immer die vortheilhaftesten.

Das Einkommen aus Grundstücken kann eben so von Unfällen bedroht werden, wie das aus der Industrie und dem Capital; aber es hat einige Vortheile vor diesen voraus. Selbst der kleinste Gewinn, den ein Stück des Landes abwirft, gestattet seinen Anbau, eine Unmöglichkeit für jeden andern

Erwerb. Mögen sich die widerwärtigsten Umstände vereinigen, um den Gewinnst des Landbesitzers zu schmälern, so wird dieser seine Ländereien doch nicht brach liegen lassen, obschon er sie nicht mehr in Pacht wird geben können. Um die Verpachtung eines Grundstückes ersprießlicher zu machen, wird der Eigenthümer gewisse Regeln nicht aus den Augen lassen. Die langen Pachtungen sind vortheilhafter, als die auf kurze Zeit, weil sie dem Pächter Verbesserungen möglich machen. England beweist, wie wohl sich die Ländereien bei der Unumstößlichkeit des Pachtcontracts befinden. Meliorationen, die man niemals unternehmen wird, wenn man stündlich eine Aufkündigung gewärtigen kann, geben den Besitzungen einen größern Werth und setzen die Pächter in den Stand, ihren Verpflichtungen gegen die Eigenthümer pünktlich zu genügen.

Die Consumtion der Reichthümer regelt sich nach dem Bedarf; der Bedarf nach tausend Einflüssen, die auf den Willen, die Entschließungen, die Gewohnheit und das Vermögen wirken. Jedermann ist Consument: und die stärkste Consumtion geschieht unstreitig durch die Klasse, welche am wenigsten besitzt, aber am zahlreichsten ist. Der Genuß der Reichthümer ist ein Verlust derselben, der entweder durch das genossene Vergnügen oder eine neue Production ersetzt wird. Dieser letzte Umstand ergiebt die reproductive Consumtion, die jedoch von einer unfruchtbaren immer begleitet ist. Der Miethzins eines Hauses ist für den, der es zu seinem Geschäft benutzt, reproductiv, für den Eigenthümer ist er consumirt, weil er der Zins eines in das Haus gesteckten Capitals ist. Bei diesen unproductiven Consumtionen wird sich die Vorsicht des Privatmannes und des Staates gewisse Grenzen stecken. Verständige Consumtionen sind diejenigen, wo reelle Bedürfnisse befriedigt werden, die eher langsam als schnell von Statten gehen und deshalb eher theuer als wohlfeil sein mögen, die mit gleichem Aufwand Mehreren zu Gute kommen und eben so viel kosten würden, wenn sie nur Einen träfen, und die endlich von einer gesunden Moral gebilligt werden. Dies sind die allgemeinsten Kriterien, die über den Staats- und Privataufwand entscheiden.

Man hat dem Luxus viele Lobreden gehalten und es ist

wahr, er befördert die Production; aber damit ist er noch nicht entschuldigt. Die Verschwendung begünstigt nur gewisse Producte, deren Zunahme für den Aufschwung der Gewerbe ohne Werth ist; sie zerschlägt die Summen, die nur durch ihre Aufhäufung der Production von Nutzen sind, sie ist meist ohne einen Vermögenszuwachs und daher doppelt gefährlich. Montesquieu, der wenig von der Nationalökonomie verstand, hat gesagt: „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers"; billig hätte ihn seine eigene Erfahrung eines Bessern belehren sollen. Wir wollen nicht davon reden, daß der Luxus den Reichen nicht einmal beglücken kann, daß er die Moralität vergiftet und die Vermögensungleichheit, dies Schreckbild für alle bestehenden Regierungen, eher vergrößert als verringert, wir zeigen nur auf die alltägliche Erscheinung und die Begleitung hin, die den Luxus umgiebt. Die Gastmähler des Lucullus wurden mit dem Elend unermeßlicher Länderstrecken bezahlt und man brauchte sich keine Tagereise weit von Versailles, Rom und Madrid zu entfernen, um auf die Lumpen der Armuth zu stoßen.

Die Staatsconsumtionen sollen nothwendig sein; aber sie lassen sich nur in soweit rechtfertigen, als sie der Gesellschaft eben so viel nützen, als sie ihr kosten. Dies ist die Regel der Vernunft und der Gerechtigkeit, obschon jedes Blatt der Geschichte mit Verstößen dagegen bedeckt ist. Die Machthaber spielten abwechselnd mit dem Leben und Vermögen ihrer Unterthanen. Jenes opferten sie den Phantomen des Ruhms und Ehrgeizes, dieses meist immer ihrer Habsucht, ihren Schmeichlern und zuweilen ihren falschen Einsichten. Ludwig XIV. nannte sich Herrn des Vermögens von ganz Frankreich und hielt die Ausgaben der Regierung für ersprießliche Wohlthaten. Man vergaß, daß die Einkünfte derselben ein Abzug vom Nationalvermögen sind, das diesem niemals wieder zufließen wird, wenn es nicht unter die Verwaltung der Wirthschaftlichkeit gestellt ist. Eine verschwenderische Regierung wird immer bloßgestellt sein, das Vertrauen der Nation verläßt sie und große Gefahren, in die sie geräth, sind niemals das Signal einer freudigen Aufopferung der Staatsbürger, sondern ihrer Mißhandlung oder der traurigsten Nothbehelfe. Womit mußten

sich die Könige Frankreichs aus ihren Verlegenheiten retten? Durch ein feiles Ausgebot der Aemter, die sie als Auszeichnung des Verdienstes ihrer Gnade vorbehalten hatten. Sie ließen sich die albernen Stellen eines Oberhofbartputzers, eines Hofbuttercontroleurs durch enorme Summen abkaufen, und ließen dafür diesen Großwürdenträgern entweder Pensionen auszahlen, oder gaben ihnen Anweisungen auf das preisgegebene Vermögen ihrer Unterthanen.

Die Hauptobjecte des Staatsaufwandes sind die Civilverwaltung, das Kriegsheer, der öffentliche Unterricht, die Wohlthätigkeiten, die Bauten. Alle diese Kosten sind unproductiv. Im Uebrigen ist zu wünschen, daß die Regierung sich nicht mit Production befasse. Die unter der Autorität des Staats stehenden Industrieanstalten werfen selten einen reellen Gewinn ab und wo sich einiger Ueberschuß an Einnahme ergiebt, da würde er größer sein, wenn dieser Thätigkeitszweig in die Hände des Publikums käme.

Die einfachste Verwaltung ist die beste. Die Sucht des Zuvielregierens schadet der Freiheit eben so viel, als dem Wohlstande. Jede Behörde muß in ihrem Kreise bevollmächtigt sein und die Centralisation nur die Controle erleichtern. Ein Gebäude kann in Straßburg verfallen, ehe man von Paris aus die Erlaubniß erhält, es auszubessern. Die formloseste Regierung ist die wohlfeilste, weil sie uns von dem Heer lästiger Beamten befreit. Man kann in diesen Schlußfolgen weiter gehen. Die wohlfeilste Regierung ist nicht immer die beste und eine schlechte Regierung wird, selbst wenn sie wohlfeil ist, immer noch zu theuer bezahlt. Um der Ehrlichkeit gewiß zu sein, muß man sie gut honoriren; man wird Den nicht zu bestechen wagen, von dem man weiß, daß er nichts bedarf. Die Nation, welche ihre Deputirten bei der Gesetzgebung bezahlt, ist besser vertreten, als die, welche sie durch die Ehre ihres Vertrauens entschädigen will. Englands Verfassung würde weniger illusorisch sein, wenn es seinen Repräsentanten das Geld gäbe, das sie später vom Ministerium erhalten.

Aus dem Kriege hat die neuere Zeit ein Gewerbe gemacht. Seitdem die Tapferkeit nicht mehr, sondern die bessere

Rüstung und der größere Reichthum an Hülfsquellen den Ausgang der Feindseligkeiten entscheidet, ist der Krieg eine Aufgabe geworden, zu deren Lösung man sich in der Zeit des Friedens systematisch vorbereitet. Seitdem die stehenden Heere für eine Nothwendigkeit erklärt sind, haben die Staaten in ihren Verein eine Klasse aufgenommen, deren Wünsche von denen der übrigen Bürger so verschieden sind und das als den Tummelplatz ihrer Verdienste erzielen, was diesen als das gefährlichste Uebel erscheint. Der Krieg selbst ist ausnehmend kostspielig. Die Waffen haben sich seit Erfindung des Schießpulvers mannigfach complicirt, die Terrains sind weiter geworden, seitdem man England in Ostindien und Frankreich auf Isle de Bourbon angreifen kann, die Ausplünderungen sind methodischer als sonst, und nicht weniger erschöpfend. So lange dies System herrscht, werden sich die Nationen keines dauernden Glückes erfreuen. Die stehenden Heere, die auf dem Friedensfuße so lästig sind wie im Kriege, und das Angriffssystem sind Maximen, zwiefach verderblich für die Nationen, da sie kostspielig und wenig sichernd sind. Friedrich der Große hat die Nachtheile des Angriffssystems außer allen Zweifel gesetzt, und bis jetzt ist die Geschichte reicher an Schlachten, die glücklich in der Heimath geliefert wurden, als an Erfolgen, die man auf fremdem Gebiete erkämpfte. Die Landwehren mit einem stehenden Elitecorps sind die einzig nationale Bewaffnung, sie reichen zur Vertheidigung des Staates und zur Aufrechthaltung der innern Ordnung hin, und vermeiden all' die Uebel, die im Gefolge der stehenden Heere sind, von denen man die hohen Kosten nicht das geringste nennen möge.

Dem Staate muß an der Verbreitung nützlicher Kenntnisse Alles gelegen sein. Er ist der natürliche Beschützer jeder geistigen Anstrengung, die seinen Zweck schneller und sicherer zu verwirklichen beiträgt. In seinen Unterstützungen wird er gewisse Regeln beobachten, die ihn vor der hier eben so häufigen Verschwendung als übertriebenen Sparsamkeit bewahren. Die Regierungen pflegen Diejenigen, die ihnen am meisten in die Hände arbeiten, am kärglichsten zu belohnen, und Jenen, deren Thätigkeit ihnen selbst schon reich-

liche Früchte gewährt, noch Summen auszusetzen, die das Verhältniß aller an der Bildung Arbeitenden zerstört. Der Elementarunterricht, der die Moralität und Civilisation befördert, den Gesetzen Achtung verschafft und das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten erweckt, wird zu spärlich bezahlt.

Die Wohlthätigkeitsanstalten sind schädlich, wenn sie nur Almosen spenden. Sie müssen das menschliche Elend wieder aufrichten und jede dem Alter oder dem Gebrechen noch übrig gebliebene Kraft benutzen, um sie zu beschäftigen. Die Arbeitshäuser des Continents beweisen, welche Vortheile wir vor England voraus haben, vor England, das unter der Last seiner Armentaxe seufzt. Diese Taxe ist die drückendste Communalabgabe, die bei der steigenden Armuth immer zunimmt und der wucherischen Berechnung der Industrieunternehmer so sichern Vorschub leistet. Denn welches ist die Folge dieser Abgabe? Die Unternehmer wissen, daß ihren Arbeitern ein bestimmter Lohn gezahlt werden muß, der, wenn er nicht da ist, den Kirchspielen zur Last fällt. Diese Gewißheit bestimmt sie, den Lohn, den sie zahlen, immer mehr zu verringern. Wäre das englische Volk, selbst nach der Reformbill, nicht so schlecht vertreten, so würde es hoffen können, von einem so schreienden Mißbrauche bald befreit zu werden.

Es giebt für die Regierungen kein besseres Mittel, auf die Wohlfahrt der Nation zu wirken, als die Befugniß, die sie zu öffentlichen Bauten haben. Sie haben diese Aufgabe bis jetzt zu oft mißverstanden und die Beschäftigung, die sie dem arbeitslosen Pöbel und den heruntergekommenen Handwerkern bei Errichtung prächtiger Zierden ihrer Hauptstädte geben, für den höchsten Triumph ihrer Weisheit gehalten. Die Prunkgebäude sind nicht reproductiv; aber Kanäle, Häfen, Dämme sind es. England beweist, welche Vortheile die Erleichterung der Binnenschifffahrt dem Handel und den Gewerben gewährt. Besitzt die Regierung die Mäßigung, diese Verbindungen durch Kanäle und Landstraßen nicht mit übermäßigen Zöllen zu belasten, so wird sie sich den Dank jedes Freundes der Nationalwohlfahrt erwerben.

Wir sehen, daß die Regierung Geld braucht. Woher nimmt sie's? Wir wissen es Alle, zum kleinsten Theil aus

den Domainen des Staats, zum größten aus den Taschen seiner Bürger. Dies ist ganz in der Ordnung und die Aufgabe nur die, in seinen Forderungen mäßig und einfach zu sein, vor allen Dingen nicht peinlich zu werden. Wir zahlen gern, wenn man uns gut bedient, wenn die Ausgaben unter unsern Augen geschehen und man immer einen kleinen Theil weniger verlangt, als wir in der That vielleicht noch auftreiben könnten. Die Steuer darf nur den Ertrag treffen, greift sie die Capitale an, so weiht sie den Staat dem Untergange. Die Regierungen gleichen dann jenen Wilden Montesquieu's, welche die Bäume abhauen, um ihre Früchte zu sammeln.

Die erträglichen und vortheilhaften Steuern tragen gewisse Kennzeichen, die auf Folgendes zurückkommen: Sie sind der Quote nach gering, weil eine überspannte Steuer die Unterthanen beraubt und nicht einmal die Regierung bereichert. Der Ertrag einer Auflage wächst nicht in gleichem Verhältniß mit ihrer Größe. Wer wird sich Dinge anschaffen, die ein übertriebener Zoll unerschwinglich gemacht hat? Der Preis der Dinge bestimmt die Nachfrage, der Absatz die Einfuhr, der Zoll das Einkommen der Regierung. Je größer die Abgabensteigerung, desto geringer der Abfall für den Fiskus. Warum Steuern, die den Unterthanen eine Last sind, ohne der Regierung zu nützen? Wenn man die Unterthanen zu öffentlichen Frohnen requirirt, so kann der geringe Vortheil, den die Regierung daraus zieht, die Verluste des Arbeiters an Zeit und an seinem eigenen Gewerbe nicht ersetzen. Turgot hat berechnet, daß die Chausseefrohnen dem Staate zehn Millionen Livres ersparen, und vierzig Millionen den Unterthanen Schaden bringen. Ein großes Uebel im Gefolge der Steuern ist der Aufwand, den ihre Beitreibung verursacht. Eine Auflage, die auf zwölf Millionen berechnet ist, kostet dem Volke in der That sechzehn Millionen. Eine gute Regierung sucht diesem Mißstande abzuhelfen, der früher noch drückender war. Vor den Zeiten Sully's beliefen sich die Erhebungskosten, eine Summe, die nie dem Nationalvermögen wieder zufließt, auf 500 Procent. Napoleon scheute dies Mißverhältniß nicht, weil sein Despotismus einer tau-

sendarmigen Beamtenkaste bedurfte und er niemals die Summen achtete, die der Augenblick kostete, wenn er voraussah, daß sie ihm in Zukunft reichliche Früchte tragen würden. Ferner soll die Steuerlast gleichmäßig vertheilt sein oder der Fiskus ist auch hier einem Verluste ausgesetzt. Wem man wenig absordert, der wird sich niemals vordrängen, um mehr zu zahlen, und wer zu viel trägt, ist ein schlechter Zahler, weil seine Kräfte überstiegen sind. Es ist der Billigkeit angemessen, wenn Adam Smith sagt: „Es läßt sich gar wol rechtfertigen, daß der Reiche nicht blos nach Verhältniß seines Einkommens zum Staatsaufwande beisteure, sondern noch etwas darüber."

Die progressive Steuer ist weder eine Ungerechtigkeit noch eine Entmuthigung, in dem Erwerbe seiner Reichthümer fortzufahren. Die Steuern sollen der Reproduction so wenig als möglich schaden. Sie sollen keine Gegenstände treffen, die, auf der Circulation begriffen, die Production hemmen würden, wenn man sie verringerte. Dies trifft immer ein, wenn man Capitalien, Objecte der ersten Nothdurft, die Rohstoffe der Manufacturen besteuert. Endlich sollen die Steuern nicht mit Instituten Hand in Hand gehen, welche die Moralität verletzen und den guten Sitten zuwider sind. Es macht einen übeln Eindruck, wenn die Croupiers in den Bädern und die Phrynen in den Hauptstädten so innig mit Vertretern der Regierungen fraternisiren.

Die Regierungen haben sich ihre Einkünfte bequemer gemacht. Sie machen Schulden. Wer borgte nicht gern? Kann es bessere Anlagsplätze geben? Ein Haus kann abbrennen, ein Landgut vom Feinde, ein Feld vom Hagel verwüstet werden, eine Actienunternehmung, ein Schauspielhaus schlechte Kasse machen und ein Journal kann verboten werden. Die Staatsschulden haben ihre Vertheidiger gefunden. Doch ist es ausgemacht, daß die Capitale bei den Anleihen verloren gehen, und daß sie nichts für die Production thun. Die Anleihen vernichten die Ersparnisse, veranlassen Verschwendungen, gehen nicht in die Circulation, opfern den Fonds und machen aus vorsichtigen Regierungen leichtsinnige. England sollte durch seine Schulden wohlhabend geworden sein? Eher noch

durch die Fehler seiner Regierung, als durch Maßregeln, womit sie jene wieder hat gut machen wollen, eher durch seinen allmäligen Bankerott, als durch seine Anleihen. Die Regierung sagt zu ihren Unterthanen: Wir brauchen 100 Millionen, und wendet sich nach London, Paris, Frankfurt, wo sie froh ist, von einem Banquiersvereine auf der Stelle 80, schreibe hundert Millionen zu erhalten. Die Unterthanen müssen dann die Zinsen der geschriebenen hundert Millionen zusammenbringen und haben von 80 nur den Vortheil gezogen.

Es giebt nur zwei Mittel, keine Schulden zu haben, entweder keine zu machen oder sie ehrlich abzutragen. Das erste verschmähen die Regierungen, wenn sie an Sparsamkeit nicht gewöhnt sind und kein Vertrauen zu ihren Unterthanen haben, die sich gern anheischig machen würden, eine mäßige Summe auf außerordentlichem Wege beizutreiben. Das letzte Mittel scheinen die Staatsschulden-Tilgungskassen bezwecken zu wollen; doch die Ehrlichkeit, die sie hervorrief, liegt nur im Scheine. Wozu dienen die Tilgungen, wenn unaufhörlich wieder neue Summen aufgeborgt werden? England hat seit 124 Jahren im Durchschnitt jährlich 7 Millionen Gulden abbezahlt, aber auch jährlich 110 Millionen wieder aufgenommen!

Können Nationen aus Mangel an Credit untergehen? Nein; aber die Regierungen können es. Unsere Enkel dürften die tolle Idee haben, die auf sie ausgestellten Schuldscheine ihrer Väter nicht mehr zu honoriren. Was wäre das? Eine Caprice? Ein Bankerott? Ein Todesstoß für die Geldmäkler? Ein Fenstereinwurf in den Judengassen? Nein, es wäre eine Revolution.

---

Der blühende Zustand der französischen Gewerbe, auf welche die Proscriptionen, das Papiergeld, die Aushebungen, die Invasion nichts vermocht haben, ist die Folge ihrer Freiheit. Die Gesetze, welche die Bedingungen der Zulassung zum Gewerbebetriebe vorschrieben, waren zur Bildung geschickter Arbeiter unnütz, der arbeitsamen Klasse verderblich und den Consumenten schädlich. Die Zünfte scheinen eher

einen politischen, als einen auf die Gewerbe berechneten Ursprung zu haben. Sie waren entweder Associationen gegen die Unbilden des Adels oder dienten den Fürsten als fiskalische Hülfsquelle. So kam es, daß kein Handwerker Meister werden konnte, wenn er kein Geld hatte oder er sonst den Zunftvorstehern durch seine Betriebsamkeit verdächtig erschien. Die gezwungene Zahl der Unternehmer ist ohne Concurrenz. Die Vortheile fließen einzelnen Bevorrechteten zu und das Publikum erhält die Waaren zu einem unnatürlichen Preise. Das Publikum muß bei diesem Preise immer auch noch das Monopol bezahlen, das die Privilegirten von den Regierungen gelöst haben. Die Zunftverfassung erhält die Gewerbe in einer Trennung, die ihrer Natur widerspricht. Sie peinigt sie mit Aufsehern, Visitatoren, gerichtlichen Verfolgungen und nährt den Geist der Anfeindung und Neckerei. Was ist es, wenn ein Schlosser sich keinen Nagel, ein Nagler sich keinen Hammer machen darf?

Die Ueberfüllung des Marktes kann allerdings im Gefolge der Gewerbefreiheit eintreten, aber dies Uebel ist weit geringer, als der Mangel an Producten, der die Nachfrage vermehrt und die Preise zu einer Höhe steigert, die ihnen nicht gebührt. Die Ueberfüllung wird dem geschickten und thätigen Arbeiter niemals gefährlich werden, wogegen die Unterdrückung der Concurrenz eine Belohnung ist, die man der Unwissenheit und Faulheit ertheilt.

Die Gewerbevorschriften, die von den Regierungen ausgehen, sind lästig und schädlich. Die Blüthe, die sie den Manufacturen eines Landes geben, ist für einen kurzen Augenblick. Die Kunstgriffe, die wir voraus haben, sind vom Auslande bald überholt, und während wir bei unsern weisen Reglements stehen bleiben müssen, machen die Fremden Fortschritte, die uns ausstechen. Dies war die Folge der Verordnungen, die Colbert an die Industrie erließ. Die Spanier wollten in Frankreich Tücher kaufen, die $^9/_4$ Ellen breit waren, die Franzosen durften nur $^7/_4$ breite fabriciren und sahen die Käufer nach England gehen. Eben so wenig bewahren die Reglements vor dem Betrug: ja selbst, wenn sie den Käufer sichrer stellten, so ist es doch billiger, daß der,

der sich betrügen läßt, betrogen werde, als daß die hemmende Controle der Regierung diejenigen belästigt, welche die Absicht haben, ehrliche Waaren zu liefern. Droz sagt richtig, daß, wenn man der Gewerbefreiheit einige Beschränkungen auferlegen wollte, dies nur geschehen dürfte, um ihr selbst zu nützen. Die Gewerbefreiheit ist kein Selbstzweck, sie ist nur das Mittel zum Wohle des Publikums.

---

Eine historische Entwicklung der Beschäftigungen, denen sich die ersten Menschen hingaben, ist sehr schwierig. Krause in seiner Nationalökonomie versucht sie, und muß sich mit den reißenden Thieren, den Erdbeben, den Ueberschwemmungen helfen, um Thatsachen zu erklären, für die es immer an sichern Beweismitteln fehlen wird. Er sagt, der Credit sei entstanden, wenn ein Jäger es unternahm, für den andern Waffen zu verfertigen, und sich Gewißheit verschafft hatte, von diesem dafür mit hinreichendem Wildpret versehen zu werden. Diese Annahme ist eben so mißlich wie eine andere, die den Ursprung des Hirtenstandes erklären soll. Krause sagt, der Jäger habe erst seinen Kindern kleine wilde Thiere zum Spielen mitgebracht, und dann gesehen, wie die aufwachsenden ihre reißende Natur verlören, und für die Haushaltung sich benutzen ließen. Die biblischen Traditionen sind wahrscheinlicher, als diese witzigen Erklärungen.

---

Die Schriftsteller bedienen sich des Wortes Nationalökonomie in einem sehr schwankenden Sinne. Bald verstehen sie darunter die Summe aller industriellen, mercantilischen und Agricultur-Einzelwirthschaften einer Nation, bald die Wissenschaft, die sich über die für das Wohl des Ganzen passenden Grundsätze derselben verbreitet. Wir verdanken das unsichere Wort der physiokratischen Schule, ohne von ihr über den Sinn desselben aufgeklärt zu sein. Die Deutschen, längst gewohnt, unter Politik die Regierungskunst, d. h. z. B. unter Physik auch zugleich die Maschinenkunde zu verstehen, nahmen die Nationalökonomie für eine Encyklopädie

aller auf den Erwerb bezüglichen Wissenschaften. Der Grundriß der Finanzwissenschaft, den wir z. B. vom seligen Justizrath Schmalz besitzen, ist durchweg auf diesen Irrthum begründet. Statt von dem gegenseitigen Wechselverkehr zwischen den mannigfachen Zweigen der nationalen Thätigkeit, statt von dem Einfluß der Capitale auf den Landbau, der Renten auf die Gewerbsamkeit zu sprechen, zählt er all' die Kräuter und Pflanzen auf, die man in Deutschland ziehen, alle Metalle, die man graben, alle Thierarten, die man schießen kann. Er klärt uns über die Vortheile des Düngers, über die Vierfelderwirthschaft auf, giebt uns die Getreidearten an, die sich für sandigen, lehmigen, schwarzen und Kalkboden schicken, kurz es sind die praktischen Lehren, die den Landbebauer, dem Schafzüchter, dem Kaufmann willkommen sind, die aber nur die vorausgesetzte Grundlage für ein Gebäude der Nationalökonomie sein dürfen. Den Nationalökonomen interessirt allerdings alles Tiefe und Erhabene der neuern rationellen Landwirthschaft, z. B. der Kuhmist und seine hohe Bedeutung, aber es kümmert ihn nicht, ob derselbe durch die Stallfütterung fetter, nahrhafter und sammelbarer wird, sondern nur, ob er dem Boden einen höhern Werth giebt, die Productivkraft steigert und in dem Maschinismus des Nationalreichthums neue Erscheinungen hervorruft. Auch Herr Staatsrath Krause hat diese Grenzen nicht scharf genug gezogen. Die erprobte Erfahrung, womit er namentlich von der Landwirthschaft spricht, ließe diesen Mangel vergessen, wenn nicht gerade eine strenge, systematische Bearbeitung unserer Wissenschaft seine Absicht gewesen wäre. Was nützen dem Nationalökonomen die Rechnungsüberschläge, die wir hier über die Bewirthung eines Guts nach dem Vierfeldersysteme finden? Wollte der Verfasser consequent sein, so hätte er uns nicht nur über den Nutzen der Maschinen, sondern auch über die Kunst, sie zu bauen, belehren müssen.

Dennoch kann man von seinem Gegenstande nie zu viel sagen, wenn es sich darum handelt, ihn genau zu kennen. Die Weitläufigkeit Krause's ist die Folge seiner Erfahrungen, die belehrend sind. Seine Erbitterung gegen die Geldaristokratie wird Jeder gerecht finden, der die zunehmende Verar-

mung der arbeitenden Klassen aus der Bevorrechtung der Capitalisten herleitet. Ohne Zweifel ist die letztere die Ursache der ersten. Die Steuerimmunität der Rentirer, dieser gesellschaftlichen Drohnen, ist an die Stelle der kaum verschollenen Privilegien des Adels und der Geistlichkeit getreten. Die Geldoperationen haben eine Klasse von Menschen gebildet, die nur den großen europäischen Geldmarkt als ihr Vaterland kennen, sich von ihren heimischen Verbindlichkeiten loszureißen und sich durch die ewigen Verlegenheiten der Herrscher zu schützen wissen. Die Capitalisten wälzten geschickt die immer schwerer werdende Steuerlast auf jene Klassen, die sich kaum in den verzweifelten Schranken ihrer Existenz zu halten vermögen. Der Ackerbau und die Gewerbe werden von den Capitalien entblößt, die ihre Unternehmungen beleben könnten und den Regierungen übergeben werden, in deren Händen sie aufhören, wahrhaft reproductiv zu sein. Der Verfasser hat alle diese Erscheinungen aufgedeckt und ihren Zusammenhang mit dem zunehmenden Verfall des Wohlstandes nicht verschwiegen.

Lassen sich wol die Majorate vertheidigen? Krause thut es nicht, obschon er die Waffen dazu in die Hände giebt. Das gleiche Erbrecht war das Signal des Verfalls der sichersten Reichthumsquellen, der Grundbesitzungen. Die Uebernahme derselben konnte nur mit Anerkennung einer unverhältnißmäßigen Schuld geschehen, die sehr bald den Ruin des Besitzers zur Folge hatte. Das ist eine Thatsache, die überall erwiesen ist. Die Ritterschaftsbanken haben diesen Mißverhältnissen vielfach abgeholfen, aber ihre Wirksamkeit ist oft plötzlich gelähmt worden, ja selbst ungeachtet ihrer Hülfe wollen die Nothwendigkeiten der Administration, die Bankerotte nicht aufhören. Derselbe Fall tritt mit der Abgabe der Grundherrlichkeit, der Parcellirung der Grundstücke noch immer nur zu häufig ein. Die Freunde der Humanität und Freiheit müssen so oft die Erfahrung machen, daß die Geschenke, die sie geben, ihren Clienten zum Nachtheil gereichen. Aber woran liegt die Schuld? An den Verbesserungen? Nein, an dem Umstand, daß sie nicht durchgreifend sind.

Gegen die Gewerbefreiheit ist Krause ungerecht. Er will

sie sehr beschränkt wissen, weil sie die wohlhabende Mittelklasse zerstöre. Wir verbergen uns keineswegs den Ursprung dieser Freiheit. Sie ging im Gefolge des Despotismus. Napoleon begünstigte sie, um die Continentalsperre weniger empfindlich zu machen und die Population zum Behufe seiner Kriege zu vermehren. Jetzt ist sie eingeführt und es kommt nicht mehr darauf an, sie zu beschränken, sondern ihr die Gunst der Nebenumstände zu sichern. Die Population ist da, und sie durch Entzug ihrer Existenzmittel vermindern, würde heißen, die Lebenden tödten. Dies beweist Asien, auf das sich Krause mit Unrecht beruft. Weil in China und Ostindien die Volkszahl so unermeßlich groß ist, so sucht sich die Menschheit in der Arbeit zu theilen, sie arbeiten dort ihrer Sechs, was bei uns Einer verrichtet, sie übernehmen die Geschäfte, die man bei uns den Thieren überläßt, und suchen den Menschen, um ihn nur zu ernähren, unentbehrlich zu machen. Krause will eine wohlhabende Mittelklasse, aber er scheut sich nicht, sie auf Kosten der Consumenten einführen zu wollen. Wir sollen mehr bezahlen, um Einige reich zu machen, statt daß wir jetzt weniger geben, um Allen etwas zu verschaffen.

Das Resultat der Untersuchungen, die Krause über die Besteuerung anstellt, wendet er auf den preußischen Finanzetat an, der bekanntlich in dreijährigen Zwischenräumen zur Oeffentlichkeit kommt. Er will die indirecten Steuern um Vieles beschränken und die directen durch eine gleichere Vertheilung gerechter machen. Er löscht die Einnahme aus der Lotterie, setzt den Ertrag des Salzmonopols von fast vier Millionen auf eine Million herab, verringert die Stempelgebühren, die ihm nur als Gerichts- und Kartenstempel gerecht erscheinen, nimmt dann den Ertrag der Zölle weit geringer an, weil er sie gegen Deutschland aufgehoben und gegen das Ausland ermäßigt wissen will, und streicht zuletzt einen ansehnlichen Theil der Getränkesteuer, die er nur aus polizeilichen Gründen gerechtfertigt sieht. So käme der Ertrag der indirecten Steuern und Domainen auf etwas über sechszehn Millionen zu stehen. Preußen setzt seine Bedürfnisse auf fünfzig Millionen Thaler, und die an dieser Summe noch fehlenden

vierunddreißig Millionen will der Verfasser auf directem Wege erheben. Die Grundsteuer liegt dann nicht auf dem ganzen Reinertrage, wie jetzt, sondern er bringt die Verschuldung mit in Abrechnung, die von den Capitalisten zu versteuern ist. An diese Abgaben reihen sich die Häuser-, Gewerbe-, Klassen-, Personen- und Besoldungssteuer und zuletzt die jetzt so bevorzugten Rentirer mit acht Millionen. Von einer Herabsetzung des Bedarfs der Regierung spricht Krause nicht.

Die Ermittelung der Capitale ist unendlich schwierig, und folglich auch ihre Besteuerung. Man hat gesagt, die Rentensteuer würde den Zinsfuß steigern, und das war genug, die Regierungen, die stets nach Herabsetzung desselben streben, von ihr abzuschrecken. Diese Besorgniß ist unnöthig, da die Concurrenz, die Menge des Ausgebots diese Erhöhung bald wieder herabdrücken würde. Ich weiß ein Mittel, die Capitale ausfindig zu machen, und will es angeben. Es paßt zwar nur für China und die Türkei; das würde aber manche europäische Regierung nicht abhalten, es in Anwendung zu bringen. Es ist eine einfache Machination. Man eröffne eine Anleihe von hundert Millionen und lasse nur die einheimischen Capitalisten auf den Markt. Die Summen werden in Empfang genommen, sorgfältig notirt und die Darleiher namhaft gemacht. Jetzt ist die Sache leicht. Man zeigt an, daß man sich besonnen habe, daß man das Geld nicht wolle, und läßt es wieder abholen. Die Regierung weiß nun, an wen sie sich zu halten hat. Sie zieht die Schwierigkeit, einen neuen Anlageplatz zu finden, von der ermittelten Summe mit wenigen Procenten ab und besteuert den Rest nach seinem Ertrage. Das ist die Finanzverwaltung par ordre du Mufti.

Der Theolog hält die Welt für eine Betstube, der Pädagog für eine Schule, der Jurist für einen Gerichtssaal, ja es hat naturphilosophische Aerzte gegeben, welche die Erde eine Krankheit Gottes nannten.

Der Nationalökonom ist ein nüchterner, prosaischer Mann. Er haßt die Phantasie, weil sie die Menschen faul macht. Er hat die Natur besiegt, nicht wie der Philosoph, der sie nur in Fesseln hält, sondern er schmiedet die Gefangene an die Galeere und läßt sie arbeiten, ohne auf ihr Wehklagen zu hören.

Der praktische Mann! An einer Schweizerlandschaft interessiren ihn nichts, als die Kühe: und während der Enthusiasmus neben ihm jubelt, zählt er die Aepfel, die diesen hinten entfallen, und beklagt es, daß die Aepfel den Klee verderben und im Stalle nicht gesammelt werden. Eine Landkarte beschäftigt ihn nur auf seine Art. Er sieht nur Kanäle, Dampfschiffe, Eisenbahnen, und wo er diese nicht sieht, da versöhnt ihn nichts, kein Campanerthal, kein Genfersee, kein Niagarafall. Der Finanzier lebt in einer ähnlichen Welt. Er schlägt die Gebirge nach Silberrubeln an und die Flüsse nach holländischen Dukaten. An korinthischen Säulen sieht er nur lange Geldrollen von Piastern, die sie gekostet haben, und an den Blättern des Capitäls die hineingesteckten Laubthaler. Käme es auf ihn an, er würde keinen Industriezweig so begünstigen, als die Geldbörsenhäkelei, und die Schneider zur Verantwortung ziehen, wenn sie die Taschen an zu versteckten Orten nähen. Er beklagt es, daß man aus dem Aequator noch keine Douanenlinie gemacht hat, und würde, wenn es auf ihn ankäme, selbst von dem aufsteigenden Tageslicht einen Eingangszoll erheben.

Johannes Schön hat Gedichte herausgegeben, Hegel und Steffens studirt, und dann über Zahl, Maß und Gewicht geschrieben. Wir verdanken ihm die Entdeckung, daß sich Poesie auf Oekonomie reimt. Er verabscheut jene prosaischen Naturen, die Alles nach Geld abschätzen. Sie sind ihm zuwider, diese Maschinisten, die den Menschen für ein productives und consumirendes Thier halten. Er sagt in seinen „Grundsätzen der Finanz", es giebt Dinge, die schlechthin unbezahlbar sind, und hat nicht Unrecht. Seit die Philosophen aufhören, sich von Heuschrecken und wildem Honig zu ernähren, und keine Bienen mehr in dem Munde eines Plato, der in den Schluchten des Hymettos schläft, ihren Stock anlegen, werden die Functionen im Reiche der Ideale nach einem finanziellen Tarif veranschlagt. Kein Prophet begnügt sich mehr mit dem Sitz, den ihm seine Salbung und sein Eifer dereinst zur Rechten Gottes bringen wird, und kein Erzieher mehr mit dem Dank, den ihm seine Schüler lebenslang zu zollen versprechen. Das ist Alles in der Ordnung.

Das Geld belohnt die Verdienste, und die Verdienste richten sich nach dem, was man für sie bezahlen kann. Die Liebe, die Freundschaft, der Patriotismus, die Religion, Alles bedarf einer kleinen Hinterthür, durch welche die Zehnthalerrollen ihren geheimnißvollen Verkehr betreiben können. Ueber diese Thatsache ist es also gewiß nicht, daß sich Schön beklagen will.

Schön wollte eigentlich sagen, es giebt gewisse Dinge, die man keineswegs gar nicht, sondern im Gegentheil nicht genug bezahlen kann. In dieser Art unbezahlbar ist unter Anderm nach des Verfassers Meinung die absolute Monarchie. Hier wird man nie genug geben können, Alles ist noch zu gering, um die Wohlthaten dieses Regimes aufzuwägen. Eine knauserige Monarchie ist nicht nur eine Bettelwirthschaft, sondern ein spitzwinkeliger Widerspruch. Schön sagt: „In Monarchieen beruht viel darauf, daß die Majestät mit vollen Händen unter das Volk treten kann. Diejenigen Staatswirthe, die den Monarchen unter allen Umständen nur auf das Nothdürftigste beschränken, leisteten ihm einen schlechten Dienst. Das Volk rechnet dem gekrönten Haupte es nicht sehr hoch an, wenn die Steuern niedriger sind, als sie nach ökonomischen Grundsätzen sein könnten; aber es klatscht seinen Beifall, wenn die Majestät reich an Gnaden sich bezeigt." Der consequente Mann fügt hinzu, daß es thöricht sei, die öffentlichen Abgaben verschiedener Länder zu vergleichen. In der That, was haben die Nordamerikaner von ihrer geringen Steuerquote? Eine Republik, eine Herrschaft ohne Glanz, eine Regierung, die vor dem Bürger den Hut abnehmen muß, eine Geschichte ohne Erinnerung, Menschen ohne Volk, ein Land, das nicht einmal ihre Heimath ist. Wir steuern zehnmal mehr, sagt Professor Schön, leben dafür aber auch in Europa, unter Fürsten, unter Regierungen, welche die Künste und Wissenschaften leben lassen, und unter einem Volke, das mit treuer, poetischer Anhänglichkeit an seiner Scholle klebt. Diese Wohlthaten werden wo möglich noch viel zu gering bezahlt.

Aus diesen Ansichten macht der Verfasser Grundsätze der Finanz. Er will diese Wissenschaft von den Calculatoren

und den egoistischen Handelsleuten, welche die moderne Nationalökonomie in Umlauf gebracht haben, emancipiren, er will nicht, daß eine Wissenschaft, sondern die lebendige Geschichte der Maßstab des öffentlichen Bedarfs sei. In diesem Buch ist der Versuch gemacht, die Hegel'sche Lehre auf die Nationalökonomie anzuwenden. Der Verfasser nennt das die Einführung des Concreten, der Staatsraison, des Wirklichen in eine Lehre, die bis jetzt nur Abstractes, Subjectives, Eingebildetes zu einer gewissen Höhe erhoben habe. Wir prophezeien ihm wenig Glück mit seinen Grundsätzen der Finanz und bedauern, daß sein unverkennbarer Scharfsinn sich so leicht von einem trügerischen Netz hat umgarnen lassen.

Quesnay irrte darin, daß er aus einer Thatsache, die zur Aufklärung der Geschichte dienen mochte, einen Grundsatz für die Lehre von den Reichthümern machen wollte. Auf der ersten Stufe der Bildung beschränken sich die Bedürfnisse auf den Boden und seine Erzeugnisse, nach weitern Fortschritten aber wird Alles ein Maßstab der Werthbestimmung werden, was nur zur Erreichung unserer vielfachen Wünsche dient. Smith nannte diesen neuen Productionsfond Arbeit und widerlegte Quesnay, der den Werth der Arbeit nur für die Compensation eines früher genossenen, zuletzt immer auf den Boden zurückkommenden Werthes hielt.

Man erzählt von englischen Kaufleuten, die sterben und ihren Erben nichts hinterlassen, als ihren Credit. Mehrere Generationen gelten so, ohne einen Schilling zu besitzen, für steinreich, und erst die Unvorsichtigkeit eines spätern Enkels deckt die Blöße auf und macht das alte ehrwürdige Haus fallit.

Dies ist auch das Geheimniß des Staatscredits, nur mit dem Unterschiede, daß es alle Welt weiß und dennoch nicht auf den Concurs bringt. Die Staatsschulden sind Schattenbilder, ein Spuk, der nur das einzig Reelle hat, daß man sie verzinsen muß. Die ungeheuren Summen, die in den Schuldbüchern der Regierungen stehen, sind jetzt schon eine Unmöglichkeit geworden, weil sie mehr betragen, als sich überhaupt Geld in der Welt befindet. Die Staatsschulden sind nur eine Fiction, eine imaginaire Größe, und die Capitalisten

und Speculanten sind in der That die eigentlichen Ideologen dieser Zeit.

Nichts ist unzuverlässiger und weniger garantirt, als der Staatscredit, und dennoch trauen ihm die ängstlichen Menschen die Geldmänner, mit unglaublicher Gewißheit. Wer zwingt den Staat, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen? Früher beging dieser ewig verlegene Schuldner noch meist die Weitläufigkeit, seinen Gläubigern als Unterpfand die Besitzungen der Krone anzuweisen. Das war immer nur eine Vorspiegelung, auf die sich zu verlassen lächerlich gewesen wäre. Wenn Oesterreich für seine Metalliques auch das halbe Steiermark zum Pfand gegeben hätte, würden, wenn es die Zinszahlung einstellte, die Juden von Frankfurt ausziehen, am Main und am Rhein die Werbetrommel schlagen lassen, um zur Besitznahme ihres Pfandes schreiten zu können? Worin liegt nun der Zauber? In der Zukunft. Sie werden mehr brauchen, sagen die Wucherer, sich an ihre Taschen schlagend.

Einen guten Freund in der Noth, auf den man sich verlassen darf, hält man warm. Aber auch einen guten Schuldner weiß man zu schätzen, man beeifert sich, ihm Dienste zu erzeigen, man fragt ihn liebevoll nach seinem Befinden, und schickt ihm den Arzt in's Haus, wenn er etwas blaß aussieht. Daher die rührende Zuvorkommenheit der Capitalisten für ihren alten Freund, den Staat. Sie lassen ihm nichts abzehen, sie tragen ihn auf den Händen, sie hängen fragend an seinem Auge und stürzen zu ihm, wenn er etwas zu bedürfen scheint. Die halbjährigen Procente, die sie von ihm ziehen, lassen sie sich nur durch eine Hinterthür in das Haus bringen, es sind honnette Gläubiger, sie machen kein Aufsehens davon.

Die Geldaristokratie ist der Grundpfeiler der Staaten des heutigen Europa. Die Banquiers spielen aus zwei Taschen. Sie bedürfen der Könige, um ihnen Geld zu borgen, sie bedürfen der Völker, um die Verlegenheiten ihrer vornehmen Schuldner zu erfahren. Ohne einen Schein von Freiheit kann die Börse nicht existiren. Napoleon unterdrückte die öffentliche Meinung durch die Censur, aber im Curs seiner Papiere kam sie immer zum Vorschein, und er erschrak, wie

tief der Thermometer seines Glückes und Credits stand. Die Banquiers verstehen es allein, sich auf dem schwankenden Juste-Milieu zu erhalten, wo ihnen ihre Vorsicht als Steuerruder dient.

Die modernen Verfassungen haben dem Staatscredite jeden Vorschub geleistet. Es ist Thatsache, daß sich den constitutionellen Staaten mehr Hände öffnen, als den unumschränkten Monarchieen. Es schien die sicherste aller Garantieen, wenn die Staatsschuld unter die Verantwortlichkeit der Stände gestellt ist. Die Stände gleichen hier jenen gutmüthigen Familienvätern und obligaten Hahnreien, die ihren glücklichen Hausfreunden, die Schlafmütze ziehend, die Treppe hinunter leuchten und auf die Verirrungen ihrer Frauen den Stempel der Legitimität drücken.

Unglücklicherweise ist aber daraus ein Nachtheil für das Princip der Repräsentation entstanden. Indem man die Verwaltung der Staatsschulden unmittelbar unter die Volksvertreter stellte, hat man aus ihrem Recht der Steuerverweigerung (wir sprechen nicht von Deutschland) eine Illusion gemacht. Die Zinszahlungen müssen auf jeden Fall bestritten werden, da muß dann auch die Erhebung der Steuern durchgreifend sein, die zum Staatsaufwand nöthigen Summen liegen da, und die Regierung wird ihre Bedürfnisse so dringend zu machen wissen, daß keine Weigerung helfen kann.

Man sagt, wenn ein Capital für den Betrieb einer Waarenhandlung oder eines Gewerbes geliehen wird, so repräsentire sich solches schon in der Gewerbesteuer. Aber verlangt denn die Billigkeit nicht, daß Jeder an dieser Steuer trage, der hier einen Vortheil zieht? Der Capitalist, dessen Geld ihm Vortheil bringt, und der Gewerbtreibende, der auf den Grund seines Capitals besser speculiren kann? Wenigstens ist es ungerecht, in der Steuer, die der letztere zahlt, auch die erheben zu wollen, die der erste bezahlen mußte. Außerdem wundert es mich, daß man auch die Besoldungssteuer nur auf die Theilnahme an den Kriegslasten, denen sich die Beamten entziehen dürfen, beschränkt wissen will. Man hat gesagt, der Staat dürfe nicht mit der einen Hand geben, was er mit der andern wieder nimmt. Aber ein Anderer ist

Der, der den Beamten besoldet, und ein Anderer Der, der ihn zu besteuern das Recht hat. Die Zusammentreibung der directen Steuern ist Sache des Volks und seiner Vertreter, sie nehmen Jeden in Anspruch, den sie ein Einkommen beziehen sehen. Aber die Anstellung der Beamten ist Sache der Regierung.

Die indirecten Steuern sind das Steckenpferd der Staatswirthe. Sie fallen damit, ihrer Meinung nach, am wenigsten beschwerlich, sie können bestimmt auf sie rechnen. Diese Steuern sind ansehnlich, sie lassen sich leicht erhöhen, sie scheinen gerecht, weil sie meist die sogenannten Luxusgegenstände treffen, man hört bei ihrer Erhebung die Steuerpflichtigen nicht so gottlos raisonniren, im Gegentheil kann man von Belebung der einheimischen Industrie predigen, und zuletzt darauf fußen, daß auf diesem Wege auch das Ausland contribuiren müsse. Man hat diese Motive schon hundertfach widerlegt, hat die Nationalökonomie und sogar die Moralität dazu aufgeboten; aber wozu fruchtet das? Was soll man an die Stelle der Reductionen setzen? Wie wollen die Posten der Budgets ausreichen, wenn der Ertrag der Steuern verringert wird? Von Ulmenstein besaß in einer Schrift über diesen Gegenstand die Einsicht, zu erklären: Beschränkt euch! Streckt euch, so weit eure Decke reicht!

Interessant ist eine Debatte, die am 4. Januar 1831 in der französischen Kammer über die Reduction des Salzpreises stattfand. Die Klagen über den Salzpreis sind allgemein. In Frankreich hat man berechnet, daß der Werth des jährlich verkauften Salzes nicht mehr als 1,500,000 Franken beträgt, die Einnahme aber, welche die Regierung von der Besteuerung desselben zieht, 45—60 Millionen, also 400—600 Procent des eigentlichen Werths!*)

---

*) Der Verfasser hat diese Artikel aus dem Anfang seiner zwanziger Jahre nochmals abdrucken lassen, um den Versuch zu machen, die Verfasser unserer Literaturgeschichten zu beschämen, wenn sie meine Entwicklung mit der der übrigen Mitglieder des sogenannten „Jungen Deutschland" nach einer und derselben Schablone beurtheilen.

## II.

## Die Absetzung des Erzbischofs von Köln und die Hermes'sche Lehre.

## 1837.

---

Napoleon auf St. Helena versöhnte Diejenigen, die sogar nach dem Brande von Moskau und dem Rückzuge über die Beresina kein Mitleid für ihn hatten.

Hildebrand, in der Verbannung von Salerno, ließ die Winternacht von Canossa vergessen.

Ja selbst Karl X. in Prag und Grätz löschte die Thorheiten des Grafen von Artois, die Wiederherstellung der Jesuiten aus.

So soll uns auch keine Partheimeinung und Leidenschaft bestimmen, von dem Bilde des greisen nach Minden abgeführten Priesters jene poetische Färbung zu tilgen, die in der That auf dem apostolischen Trotze dieses Mannes liegt. Es darf rühren, ihn sich zu denken mit seinem heiligen vom Papst gekauften Pallium, das, gewebt von Nonnen, eingesegnet in der Peterskirche, ihm in sein wol nicht mehr fernes Grab folgen wird. Es darf rühren, eine Kraftnatur zu sehen, wie sie die Wellen des Schicksals über sich zusammenbrechen läßt und ihren Trost darin findet, daß ihr alle Stürme nicht den Segen vom Haupte wehen können, den ein Stellvertreter Christi

darauf zurückgelassen hat. Ein eigenes Zusammentreffen des Namens —! Der starre Mann wollte den Fischerring seiner geistlichen Würde nicht in die hohe Fluth des Schicksals werfen und sich schämen, wenn er einst bei angenommener Entschädigung in einem Karpfen an seiner reichbesetzten Tafel das heilige Polykrateszeichen wieder erblickt hätte. Er warf diesen Ring, der freilich ein Glied in der Kette des Aberglaubens werden sollte, nicht in die erzürnte Fluth und muß uns großartig erscheinen — trotz seines Verbrechens gegen das Jahrhundert.

Die Absetzung des Herrn von Droste-Vischering ist ein Ereigniß, das vielleicht nur wenig sichtbare Thatsachen zur Folge haben wird. Die preußische Regierung wird wohl bedacht sein, diese außerordentliche Maßregel wieder in das Geleis einer ebenmäßigen, stetig fortschreitenden Staatsentwicklung zurückzulenken. Allein in moralischer Rücksicht bilden sich andere Betrachtungen. Es scheint fast, als hülfe sich zuweilen der Zeitgeist durch Explosionen des gefährlichen Gases, das sich hier und da in der Atmosphäre bildet; oder als müßten alle Stichwörter des Partheiwesens, alle annähernden Berechnungen der nächsten und entfernteren Zukunft einmal ineinander gewirrt werden und die Kraft Gottes erfahren. Wer gestern unser Gegner war, wird heute unser Verbündeter; die Waffe, die uns tödten soll, beschützt uns; wen ich kaum verklagen wollte, der giebt mir die Botschaft, daß ich mein Recht gewonnen habe. So sind hier einmal recht zum Vorschein gekommen die falschen Bundesgenossenschaften, die bald die Demagogie, bald die Reaction eingegangen; das gleichartigst Scheinende wurde sich im Moment entfremdet; der Blitz fuhr herab, theilte sich und erschlug die, so unter Bäumen standen, während der Hirt auf dem Felde verschont blieb. So hilft sich öfters die Geschichte. Sie zwingt — wie die hannöverschen Angelegenheiten ebenfalls zeigen — wohlmeinenden Fürsten das Geständniß ab, daß es eine weltliche Reaction gäbe, die Niemanden nützt und Allen schadet. Und durch ein Ereigniß, wie das in Köln, wird nicht weniger bewiesen, daß die geistliche Reaction und Erhaltungspolitik in

ihrer Art eine eben so große Demagogie ist, wie die, welche die politischen Leidenschaften schürt. Wohl aber dem Manne, der in einer solchen Auflösung scheinbarer Freundschaften, in dieser chemischen Zersetzung der Meinungen und Theorieen des Tages, in diesem unwillkürlichen Dienste, den sich feindliche Partheien leisten müssen, indem Einer sich des Andern, um gerechtfertigt zu werden, bedienen muß, die mit göttlichem Humor waltende Hand der Geschichte sieht und vertrauensvoll zur ewigen Sonne aufblicken kann.

Preußens Entschluß ist eben so kühn, wie gedankenreich. Die Regierung kann nicht vermeiden, daß das Ereigniß von verschiedenen Seiten angesehen, ja selbst sogar ihre Auffassung, in dem ganzen Vorfall nur einen Act der Souverainetät geben zu wollen, gegen eine umfassendere und mehr als ein bloßes Staatsvergehen in die Betrachtung ziehende vertauscht wird. Nachstehende Bemerkungen versuchen es, das denkwürdige Ereigniß an Vergangenes und Gegenwärtiges anzuknüpfen und dem Publikum einen sichern, bequemen Ort vorzuführen, von welchem aus dieser Vorfall sich deutlicher abrundet, tiefer erklärt und in die Zukunft hellere Schlaglichter wirft.

---

Der vorige Erzbischof von Köln, Graf Spiegel von Desenberg, war nur wenig älter, als Herr von Droste-Vischering, und dennoch hatte er in der Geschichte seiner Zeit andere Erfahrungen gemacht. Graf Spiegel hatte die Revolution erlebt. Er hatte die ungeheure Gefahr ermessen können, welche die katholische Kirche in Frankreich lief. Er sah das dünne Haar, an welchem der Schlüssel Petri hing. Zu gleicher Zeit drohte auch der katholischen Kirche Deutschlands, wenigstens den fortdauernden römischen Beziehungen, nicht geringe Gefahr. Während sich in Frankreich die gallikanische Kirche ausbildete, hätte durch die Emser Punktationen leicht eine deutsch-katholische Kirche, in völliger Unabhängigkeit vom Papste, entstehen können. Die deutschen Bischöfe würden, ohne die Gefahr der nahenden kriegerischen Stürme, die ganz Europa erschüttern sollten, gewiß noch einen Bund geschlossen

haben, dessen letzte Spitze allerdings die moralische, aber nicht mehr die hierarchische Kraft des Papstes gewesen wäre. Wer solche Stürme erlebt, wer Nationen gesehen hat, die erst ihren Glauben an Gott durch Decrete wieder herstellten, konnte sich wohl beruhigt fühlen, als er sah, daß die Zeit allmälig wieder von religiösen Interessen erwärmt, daß der Sieg über Napoleon auch überall die Veranlassung zu einer sanftern Stimmung der Gefühle wurde; konnte sich beruhigen, wenn er Fürstenbündnisse auf den Grund des dreieinigen Gottes geschlossen, religiöse Institutionen mit heiliger Scheu wieder hergestellt, Zumuthungen übertriebener Neuerungssucht, z. B. in Sachen des Cölibats, vom Staate mit würdiger Sorgfalt für die Interessen der katholischen Kirche zurückgewiesen sah. Aber der vorige Erzbischof trug dabei Sorge, daß die Wiedereinsetzung der katholischen Kirche in ihren frühern Stand unter der Bedingung des Zeitgemäßen geschehen müßte. Ein sanfter, toleranter Priester, stellte er sich an die Spitze jeder nützlichen, nothwendigen Reform, hatte unbedingtes Vertrauen zur religiösen Stimmung des preußischen Ministeriums, und ich kann sogar nicht umhin, Worte hier anzuführen, die er zu einem meiner Freunde, einem jungen israelitischen Gelehrten, sprach, dem der Staat so lange nicht entgegenkam, als er sich nicht wollte taufen lassen. „So lange der Staat Sie verstößt," sagte der würdige Greis, „sollen Sie sehen, daß die Kirche noch toleranter ist. Lassen Sie sich taufen, wenn Sie's vor Ihrem Gewissen verantworten können. Wär' ich Jude, ich würd' es nicht über mich gewinnen können, weil es mir scheint, als bekäme Jeder mit den Umständen seiner Geburt auch eine eigenthümliche Lebensaufgabe. Jeder werde das mit Vollkommenheit, was ihn Gott werden ließ! Es würde mich als getauften Juden immer betrüben, wenn man denken könnte, ich hätte meinen Glauben irdischer Vortheile wegen verändert." Der junge Gelehrte hatte sich, so lange der Erzbischof lebte, seiner thätigen Unterstützung zu erfreuen. Die Maxime des Erzbischofs billige ich nicht. Jeder hat das Recht, sich aus den Zufälligkeiten der Geburt zu befreien. Wäre ich geborner Katholik, ich würde Protestant.

Wer mit unserer *innern* Literaturgeschichte vertraut ist,

wird wissen, welche eigenthümlichen Gedanken- und Gefühlsreihen sich an das geistige Leben Münsters anknüpfen. Es ist mir schon oft so erschienen, daß es eine verdienstliche Arbeit für den Ausbau unserer Literaturgeschichte sein würde, wenn man versuchte, aus Briefwechseln und Traditionen jene verschiedenen Lebenskreise zu zeichnen, worin sich zu verschiedenen Zeiten die bedeutenderen Persönlichkeiten und Tendenzen unserer Literatur bewegten. So würde eine Darstellung der familiären Beziehungen, die unter Jacobi Pempelfort, zur Zeit des Reimarus Hamburg, zur Zeit der Schiller und Goethe Weimar und Jena, zur Zeit der Schlegel Berlin, zur Zeit der Brentano, Arnim und Görres Heidelberg hatten, einen lebenvolleren Blick in die Entwicklung des deutschen Gedankens und unserer Dichtkunst werfen lassen, als die chronologisch abgerundete Literaturgeschichte, wo nur das Gewordene, nicht das Werdende, gezeichnet wird. In dieser geistigen Territorialstatistik würde Münster eine bedeutende Rolle spielen müssen. Münster bildete die Reaction einer gefühlvollen Ohnmacht, einer schönseligen Entkräftung gegen das ursprünglich so geniale Pempelfort, wo die Kreise Jakobi's sowol Goethe's unbefangene und poetische Leichtfertigkeit, wie die witzige Frivolität eines Diderot, ja sogar später die kunstenthusiastische Ueberschwänglichkeit eines W. Heinse in ihrer Nähe duldeten, sich alle schöpferischen Tendenzen der werdenden deutschen Literatur durchkreuzten, die Kühnheit der Gedanken durch den Adel der Stirn, auf die sie geschrieben waren, das griechische, classische Gewand, in welche man sie kleidete, entschuldigt wurde. Es ist bekannt, daß diese schwärmerische Stimmung später verflog und daß Goethe schon in den Revolutionsjahren in Pempelfort Vorstudien machen konnte, um in Münster niemanden zu verletzen. Denn Alles war auch in Pempelfort plötzlich Sinnpflanze geworden, jeder Scherz beleidigte, jeder Spott auf die sentimentale Vergangenheit machte Nervenzuckungen. In Münster aber waltete die Fürstin Galitzin, die seelenverschmelzende Philosophie und platonische Liebe eines Hemsterhuis neben ihr, Hamann, verkümmert, dunkel geworden und bald an dem fremden Klima sterbend, und noch viele andere

Anempfindler und schamhafte Mimosen, alle ein geistreich pietistisches neues Jerusalem bildend. Später kam noch der katholisch gewordene Stollberg hinzu, und mancher Convertit, der sein Glück machen wollte und es weniger redlich meinte, als der ehemalige Freund Vossens. Dies waren die Elemente, das Material; hieraus konnten Priester und geistliche Autoritäten für die Kirche und das Leben etwas formen. Münster ist der Sitz einer ansehnlichen geistlichen Administration, eine katholische Universität, eine Provinzialhauptstadt. Von hier aus durften energische Naturen eines Erfolges gewiß sein, wenn sie sich entschlossen, ihren Theorieen thatsächliche Unterlagen zu geben.

Wer möchte leugnen, daß Alles, was von dieser Parthei in der katholischen Kirche und namentlich in der Wiederbelebung des starren Dogma ausging, den Reiz einer geistreichen Ergründung, ja den Reiz der Poesie besitzt? Trocken und dürr steht die Hermes'sche Lehre neben den katholischen Philosophemen eines Franz Baader. Diese neue speculative katholische Philosophie brennt in hundert Farben, wie die Rose des Eingangsportals zu einem Dome. Die tiefste Sinnigkeit hat sich hier mit der gläubigsten Naivetät vermählt: ein Gemisch des tiefsten Ernstes und eines bedeutsamen Spieles, gleicht diese Dogmatik jenen wunderlichen plastischen Verknüpfungen, die sich auf der Architektur des Mittelalters finden, jener gläubigen Unschuldswelt, wo Scherz und Ernst den gleichen Eindruck einer innigen Offenbarung machen. Wenn Religion Gemüthsstimmung ist und nichts unsern Sinnen so wahr erscheint, als die unschuldigen Täuschungen der Poesie, wer möchte diese Art, das Christenthum und die Tradition zu begreifen, nicht zu seinem Glauben, seinem Rosenkranze machen! Die moderne geistreiche katholische Mystik ist eine verspätete Blüthe des Mittelalters. Sie ist schön und rührend, wie das malerische Abendroth der untergegangenen Sonne.

Nun ist aber in solchem Grade niemand unschuldig, daß er nicht auch seinen Lilienstengel zum Scepter machen würde, wenn er wüßte, sich damit ein Reich erobern zu können. Die geistreichen Dichter und Philosophen sind bei ihren mystischen Phantasmagorieen nicht stehen geblieben. Nicht blos

an den Wänden kleiner Waldkapellen wollten sie diese gaukeln lassen, sondern an den Wänden der Kathedralen, der Münster, der Peterskirchen selbst. Sie pilgerten nicht blos barfuß und mit dem Muschelhute, wie Clemens Brentano, gen Rom, um dort gewesen zu sein und die Zehe des Papstes geküßt zu haben; sondern sie brachten ihm auch Briefe mit, die in ihrem Wanderstab verschlossen waren; sie boten ihm die Fäden eines neuen Verbandes mit der deutschen Kirche an, die noch ein wenig dauerhafter und fester sind, als selbst die Fäden der Concordate, in die der Staat immer noch seine Machtansprüche hinein zu bringen wußte. Sie schilderten die Hirtenlosigkeit der katholischen Heerde in der Heimath, die Abhängigkeit der Bischöfe von den Landesherren, die Kühnheit der Ständeversammlungen, die sogar Abschaffung des Cölibats beantragten, den Rationalismus der vom Staate geduldeten Universitätslehre, und boten dem Papste eine Macht an, die dieser in Frankreich, Spanien, Portugal — überall verloren hat! Deutschland, die Wiege der Reformation, Deutschland, welchem Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel gehören, soll römischen Priestern überantwortet werden, die unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Wissenschaft nicht verstehen! Illusionen sollen uns an die Hüte und Strümpfe der Cardinäle fesseln! Einer raffinirten Auffrischung der verloschenen Farben des Mittelalters, Priestern, die aus dem Zuge der Zeit längst heraus sind, Italienern, welche die Gründe unserer poetischen Hingebung nicht verstehen, sollen wir die geistige Größe unseres Vaterlandes, die Höhe unserer Bildung, die naive Thorheit unseres einmal an Autoritäten sich so gern anschließenden Gemüthes opfern!

Nur von dem Tiefern und Edlen, was sich bei dieser Betrachtung aufdrängt, spreche ich und verschweige die Intrigue, den Ehrgeiz, überhaupt die schlechten Motive. Die bloße Annahme, als triebe Aberglaube und störrischer, formeller Fanatismus zu jenen römischen Umtrieben, scheint für unser Zeitalter zu demüthigend, als daß man nicht nach edlern Beweggründen forschen sollte. Indessen darf man sich hier nicht Alles in zu schönem und zu entschuldigendem Lichte ausmalen. Wer kann den Einfluß der Jesuiten berechnen?

Wer jene Andeutung über den Zusammenhang mit belgischen Priesterumtrieben? Wer kann bei Herrn von Droste nachweisen, inwiefern sich nicht westphälischer Ritterschaftstrotz und feudalistischer Privilegiengeist in seine Opposition gegen die Regierung mischt? Unerwähnt darf nicht gelassen werden, daß zwischen München und Köln Würzburg und Aschaffenburg liegen, zwei katholische Nester, wo die lichtscheusten Eulen hausen, die man nach München-Athen zu Markte tragen will, wo Weltpriester, Klostergeistliche und gelehrte Laienbrüder nicht minder eine Verschwörung eingegangen zu haben scheinen, die Politik auf den erbärmlichsten Servilismus und die Religion auf den abscheulichsten Aberglauben zurückzuschrauben. Ein Beweis, daß hier alle höhere geistige Zurechnung aufhört und die reactionären Umtriebe nur eine umgekehrte Demagogie sind, die sich lediglich im Geiste des Widerspruchs gefällt, liegt z. B. darin, daß Herr von Pfeilschifter bei jenen Artikeln gegen Preußen nicht unbetheiligt ist, und zweitens daß das Hauptorgan derselben, die Würzburger Zeitung, von einem getauften Juden redigirt wird, der früher ein so großer Revolutionair, wie jetzt Conservativer ist.*) Der Ultra-Royalismus ist so gut eine Revolution, wie der Jakobinismus. Jener würde keines der Mittel verschmähen, die dieser zu gebrauchen pflegt. Männer, wie Pfeilschifter, Joel Jacoby, die Herausgeber des Berliner politischen Wochenblattes, die Souffleure der neuesten hannöverschen Politik, stiften mehr Unruhe im Lande, als der Liberalismus, mit dem sich die Regierungen verbünden müssen, weil Vorgänge, wie die Kölner, nur von diesem richtig können gewürdigt werden.

Scharf trennen sich nun von allen diesen Tendenzen innerhalb der katholischen Kirche zwei andere ab, von denen die eine mehr indifferent geblieben, die andere entschieden

*) Dieser Herr redigirte früher in Regensburg eine Zeitung, die von der Regierung unterdrückt wurde. Seitdem wurde er katholisch, schrieb die papistisch gedachten Briefe über Irland (bei Cotta) und treibt nun sein Wesen in der Würzburger Zeitung. Er heißt Zander.*)

*) Spätere Anmerkung. Nach Zander's Uebersiedelung an die Isar wurde er der Begründer der ultramontanen Münchner Localpresse.

mit der päpstlichen Parthei in Conflict gerathen ist. Jene ist die Richtung, welche Möhler der katholischen Theologie gegeben hat, eine mehr historische, wo es leicht ist, die wunden Stellen der Tradition zu umgehen; diese ist die Lehre von Georg Hermes.

Wollte man die Hermes'sche Richtung einfach mit der Bezeichnung: Sie ist in der katholischen Theologie der Rationalismus! entlassen, so würde man ihr, je nachdem man den Rationalismus versteht, entweder zu viel oder zu wenig Ehre anthun. Auf alle Fälle ist sie tiefer und ernster als die gewöhnliche Aufklärung. Und wiederum ist sie doch nicht so tief, doch nicht so freisinnig, wie eine religiöse Philosophie, die allein auf den göttlichen Theil der Vernunft begründet wäre. Wenn etwas durch sein Gegentheil besser, als durch sich selbst erläutert wird und die Polemik einer Schule die Schule deutlicher schildert, als ihr System, so läßt sich ein tiefer Blick in die Hermes'sche Lehre schon dadurch werfen, daß man erfährt, was sie hauptsächlich zu vermeiden sucht. Sie will gerade jene geistreiche speculative Dogmatik des Tages vermeiden. Diese scheint ihr das Christenthum und insbesondere den Katholicismus nur als ein Gefäß für einen anders woher entnommenen Inhalt zu halten. Hermes verfolgt jene moderne Mystik, die ihre Phantasieen in die kirchlichen Dogmen übertrug. Sie sind ihm weit mehr poetische Einfälle, als die Traditionen der Offenbarung, denen sie nach ihm nur scheinbar zu Gute kämen. Hermes greift deshalb schon in der historischen Entwicklung seiner dogmatischen Methode alle Uebertragung fremdartiger Speculationen in die Reinheit des christlichen Lehrbegriffes heftig an und behandelt, zum Vorbild für Neueres, den Clemens von Alexandria, wegen dessen confuser Mischungen verschiedener Bildungselemente, mit freimüthiger Geringschätzung.

Inzwischen ist die Hermes'sche Lehre zu so großer Bedeutung gekommen, daß wir uns gewiß den Dank unserer Leser verdienen, wenn wir ihnen die wesentlichen Bestimmungen und Eigenthümlichkeiten derselben ohne Voraussetzung gelehrter Hülfskenntnisse auseinandersetzen.

Wir Protestanten sind gewohnt, den Werth irgend einer

Auffassung der katholischen Glaubenslehre nach dem Grade zu beurtheilen, in welchem sie sich entweder der Philosophie oder unserm Glauben nähert. Je mehr Zugeständnisse der katholische Geistliche unserer Confession macht, für desto aufgeklärter halten wir ihn. Sehen wir ihn behend mit seidenen Strümpfen in unserm Salon walten, heiter in Gesellschaft der Frauen, lächelnd, wenn vom Cölibat die Rede ist, gleichgültig, wenn von seinem Amt, von der Stellung der Hierarchie gesprochen wird; so pflegen wir einen solchen Kaplan oder Domvikar geistreich, gebildet, aufgeklärt zu nennen. Wir halten dafür, daß ihn nur äußere Umstände verhindern, ein lästiges Joch abzuschütteln und daß er nicht der Letzte beim Uebertritt sein würde, wenn Andere nur die Ersten sein wollten. Es giebt katholische Geistliche genug, die diese protestantische Gesinnung bestätigen. Indessen ist dieser Maßstab, die Katholiken zu beurtheilen, in Betreff der Wissenschaft durchaus unzulänglich. Hermes ist nirgends geneigt, seinem Glauben, dem Lutherthum gegenüber, irgend etwas zu vergeben.

Im Gegentheil beseelt ihn ein Eifer gegen die Protestanten, dem er, wenn er nicht aus angeborner Leidenschaft herrührte, eine künstliche Unterlage zu geben wußte. Es ist gradezu ein theoretisch-dialektischer Widerwille, den Hermes gegen den Protestantismus empfindet. Er wirft ihm ein scholastisches Verfahren in der Methode vor und zeiht ihn eines formellen Mechanismus, womit er äußerlich verbinden wolle, was nur organisch zusammenhängen könne. Ueber die Ansicht Luther's vom Abendmahl bricht er den Stab, wie wir es über irgend eine Grille der scholastischen Philosophie thun würden. Er hat hier sogar einen Vorsprung vor Luther, da wir gestehen müssen, daß die katholische Kirche, deren Satzungen Hermes überall nur wiedergeben will, Bewunderung verdienen würde, wenn es wahr ist, daß sie beim Abendmahl etwas Natürliches sieht, wo Luther durchaus nur etwas Geheimnißvolles sehen wollte. Hermes hat den Vorsprung, daß der Protestantismus die Lehren der Dogmatik vereinzelt und jede nach den ihm gerade zu Gebote stehenden Mitteln

zu erklären sucht. Die hiebei vorkommenden Fehler der Methode lassen nicht selten Widerlegungen zu, die um so schlagender sind, jemehr sie sich auf den Erweis eines vom Gegner angewandten logisch-mechanischen Verfahrens stützen. Hermes überflügelt (z. B. bei der Frage über die Taufe oder die Seligkeit der unmündigen Kinder) nicht selten den Protestantismus an Freimuth, wenn man auch hinzufügen muß, daß er diese Erfolge nur einer unbewachten Stellung des Gegners, nicht einem im Großen und Ganzen freimüthig angelegten und einem auf eine mit der Philosophie vermählte Theologie gegründeten Systeme verdankt.

Die Wege, wie man zum Glauben kommt, sind zahlreich und geheimnißvoll. Einer aber unter ihnen ist auch der, daß sich von einem einzelnen in unserm Herzen oder Verstande erleuchteten Punkte aus eine Helle über unser Gemüth verbreitet, die alle unsere Sinne blendet. Wer in dem System eines Philosophen einen Paragraphen entdeckte, der ihm wie eine längst geahnte und gesuchte Thatsache entgegentritt, einen Paragraphen, der all' seine Gemüthskräfte aufrüttelt und dem Unbewußten, Schlummernden schnell eine erleuchtende Beziehung giebt, wird bald für das Ganze gewonnen sein. Er wird vielleicht die große Pforte vermeiden, über welche der Philosoph selbst geschrieben hat: Hier ist der Eingang in meine Mysterien! Aber einen Nebeneingang sucht er sich gewiß und kommt so auch in das innere Heiligthum, wenn auch auf systematischem Wege. Wie viele derartige Schüler hatten nicht Schelling und Hegel! Und wie viel begeisterte Jünger strömen nicht Christus noch immer auf diesem Wege zu! Sie nehmen ihren Weg weder durch die Sacramente der Kirche, noch durch die Kapitel des Neuen Testamentes, sondern, wie Saulus, haben sie auf dem Wege nach irgend einem zufälligen und der Religion gänzlich abgewandten Damaskus plötzlich eine Lichtoffenbarung, die sie blendet und ihnen für Alles so den Glauben giebt, daß sie das Einzelne nicht mehr allein sehen. Dichter wenden sich zum ganzen Christus, weil sie in der Bibel Poesie finden, Künstler, weil sie eine Osternacht in der Peterskirche feiern sahen. Wer einen Freund gewinnt, liebt auch wieder d e s s e n

Freunde. Wen ich als Gatte heimführe, dem werde ich bis in das fernste Glied seiner Familie verwandt. So sah ich manchen geistreichen Mann, dem der Ruf nachsagte: Er ist Mystiker! Er war es in hundert Sachen geworden, weil er sich in einer einmal durch einen „mystischen Blick" unendlich hellsehend vorgekommen war.

Auf Hermes angewandt, soll diese Erfahrung die Möglichkeit beweisen, wie erstens eine am Protestantismus entdeckte Blöße einem Denker auch negativ den Fanatismus geben kann, über ein Ganzes den Stab zu brechen, und wie zweitens einige Sätze aus dem katholischen Lehrgebäude, die Hermes mit seiner Verstandes-Dialektik zu beweisen vermochte, so viel Glanz über die dogmatische Reliquien-Pyramide bei ihm werfen können, daß wir (unbefangenen Laien!) staunen müssen, den Lehrer auch da überwältigt zu sehen, wo unter unsern protestantischen und gar erst philosophischen Füßen der Boden des Glaubwürdigen schon wanken dürfte. Es ist fast, wenn man Hermes mit so viel Berufung auf die Philosophie hier, und mit so viel Gleichmuth bei gewissen transcendenten Dogmen dort auftreten sieht, als müßte man fragend ausrufen: Ist es denn naturgemäß, daß wir Freiheiten, die wir uns im Einen erlauben, immer noch durch blinde Abhängigkeit im Andern erkaufen müssen! Wenigstens ist die Thatsache erwiesen, daß wir in Hermes' dogmatischem Systeme bald die trockene Vernunft eines Kant zu erkennen glauben, bald die reformatorische Mystik eines Tauler, bald aber auch die schematistisch starrste Tradition, wie sie nur in den Compendien eines Stattler, Dobmayer und anderer rechtgläubiger katholischer Theologen auch zu finden ist.

Hermes' Dogmatik giebt den gesammten Stoff der katholischen Tradition. Da ist keiner der alten Ausdrücke der Kirchenväter, keine Bestimmung der Concilien umgangen. Wir haben das vollständige Material des Tridentinums vor uns, nur beherrscht von einer eigenthümlichen Methode. Man kann nicht sagen, daß bei Hermes Stoff und Behandlung so innig verschmolzen wären, wie etwa bei Schleiermacher die subjective oder bei Marheinecke die objective Behandlung des Christenthums. Ein scharfer, schneidender Zugwind weht oft

zwischen dem todten Material und dem warmen Munde, der es durch seine Beredtsamkeit und seinen Scharfsinn beleben möchte. Hermes suchte sein Hauptverdienst eben in der Methode; allein, wie rüstig, geweckt und lebendig diese ist, so mangelt es ihr doch an der rechten Consequenz. Selbst im Ton bleibt sie sich immer gleich. Die Dogmatik verwandelt sich nicht selten in Apologetik. Hermes, hingerissen von seiner Liebe zum Christenthum, als einer großen göttlichen Thatsache, wendet sich dann rückwärts, vertheidigt das Christenthum (sogar gegen den Vorwurf des Gemeinen!) und ruft im Zuge seiner Begeisterung und in dem belebenden Gefühl, irgend einer Frage seinen beliebigen Gesichtspunkt, seine eigene gemüthliche Auslegung gegeben zu haben: Nein, die Lehre Christi ist groß, erhaben u. s. w.! Ein Verfahren, das rührend, aber nicht wissenschaftlich ist. Der erste Paragraph zeige, was das Christenthum ist; dann haben alle übrigen nöthig, es zu erklären, aber keiner braucht es noch zu vertheidigen. Diese Ungleichheit, die theils aus einem leicht erregten Gemüthe, theils aus einem noch gebrochenen, keineswegs dauernd concentrirten wissenschaftlichen Bewußtsein kommt, wird man in protestantischen Dogmatiken nicht antreffen.

Treten wir den Hermes'schen Lehrmeinungen näher, so werden wir uns vom philosophischen Standpunkt aus mit der ersten Voraussetzung desselben nicht versöhnen können, daß das Christenthum eine Veranstaltung sei. Diesen Gesichtspunkt hält Hermes überall fest. Das Christenthum ist für ihn eine beabsichtigte Institution, die nicht etwa, wie Alles, ohne Gottes Willen gar nicht sein konnte, sondern die vor andern Erscheinungen der Geschichte einen besondern Vorzug genoß und sich einer unmittelbaren Einwirkung der göttlichen Vorsehung zu erfreuen hatte. Das Christenthum ist bei Hermes in diesem Sinne eine Offenbarung. Es handelt sich bei ihm nicht um eine Frucht, die endlich durch die Zeit reif geworden war, nicht um einen Vorder- oder Nachsatz, sondern um eine einzelnstehende Erscheinung, bei welcher jedes Moment auf eine fast sinnliche Weise unmittelbar von Gott ausgegangen. Es fällt Hermes nicht schwer, von einer Methode zu sprechen, welcher Christus seines Zweckes wegen vor einer

andern den Vorzug gegeben hätte; Christus, sagte er, hätte in verschiedenen Lagen verschiedene Methoden, von seinem Berufe zu lehren, gewählt. So richtig auch diese Ausdrücke von einem biographischen Gesichtspunkte aus sein mögen, so sollten sie doch, nach dem jetzigen Stande der theologischen Wissenschaften, keine Stelle mehr in der Dogmatik finden, wie denn überhaupt Veranstaltung, Anordnung, Einsetzung, Plan, Zweck und Ziel im Beginn des Christenthums von unsern heutigen wissenschaftlichen Begriffen eben so fern liegt, wie der Ausdruck: das Christenthum wurde gestiftet. Das Christenthum schuf sich selbst und bekam erst im Verlauf der historischen Thatsachen, wovon die Erscheinung Christi begleitet war, sein Bewußtsein. Es sei allerdings zunächst Gott, der die Lehre so oder so bestimmen wollte; allein in der Philosophie darf Gott dem Historisch-Einzelnen gegenüber nie als ein persönlicher Wille, der Wirkung gegenüber nie als die unmittelbare Veranlassung auftreten. Gott ist der Grund aller Dinge, aber nicht die nächste Ursache derselben.

Schon hieraus sieht man, daß die Hermes'sche Lehre Supernaturalismus ist und daß sie in ihren dagegen sehr abstechenden logisch-kalten Erörterungen, in ihren dialektischen Vermittlungen der Vernunft und der Tradition, in ihren mannigfachen Versicherungen, nur das Gedankengemäße aussprechen zu wollen, viel Aehnlichkeit mit jenem protestantischen Supernaturalismus hat, der bei Stäudlin u. A. sich mit der Kantischen Philosophie vermählte. Hermes fragt nie und duldet nicht die Frage: Wie ist das Wunder möglich? sondern er knüpft alles das, was seine philosophische Dogmatik beweisen soll, an die Voraussetzung einer unmittelbaren, im Christenthum gegebenen Offenbarung an. Das Wunder des Christenthums überhaupt rechtfertigt ihm jedes andere Wnnder, das nur im Christenthum enthalten ist. Er macht die christliche Möglichkeit einer Lehre z. B. von der Transsubstantiation unabhängig von der Verstandesmöglichkeit. Er prüft an den Dogmen nicht, ob sie der Vernunft, sondern ob sie dem Christenthum widersprechen. Was in der Idee der Physik als unmöglich von ihm zugegeben wird, wird bei ihm möglich in der Idee der Religion. Er räumt dem zwei-

felnden Verstande so lange ein Recht ein, bis er mit der Voraussetzung des Christenthums, als einer Geheimnißlehre, in Widerspruch geräth.*) Kann man größere Achtung vor der Tradition an den Tag legen? möchte man die römischen Ketzermacher fragen. Kann man sich besser den Rückzug decken und seine zweifelnde Speculation maskiren? werden sie freilich antworten.

Unserm unbefangenen Urtheil wird das Hermes'sche Verfahren räthselhaft und zweideutig erscheinen. Allein man muß die Schriften dieses Theologen lesen, um sich zu überzeugen, wie wenig hier von einem Rückhalt die Rede sein darf, wie innig und begeistert alle seine Behauptungen zu einem einigen Ganzen verschmolzen sind. Er ist der heiligsten Ueberzeugung, innerhalb der reinen katholischen Lehre zu sein, wenn er ungefähr Folgendes lehrt: Die Vernunft ist von den Kirchenlehrern als Auslegung des Glaubens zugestanden worden. Es handelt sich aber nicht darum, (dies ist nach Hermes der falsche Gebrauch der Vernunft in Religionssachen) beweisen zu wollen, warum ich dies oder jenes a priori glaube; denn bei diesem Verfahren würde man nur innerhalb der Grenzen einer natürlichen Religion sein; sondern die Vernunft soll nur der Schlüssel zu jedem einzelnen heiligen Dogma der Kirche werden, sie soll nur helfen, nicht das Mystische mathematisch zu beweisen, sondern im Mystischen die religiöse Nothwendigkeit aufzusuchen und es zu prüfen, ob das Geheimniß hier an seiner Stelle ist, oder nicht. Die Voraussetzung bleibt immer die Offenbarung. Glauben soll nie in dem Sinne Wissen werden, daß der Glaube aufhöre, denn damit würde das Wesen der Religion aufhören; sondern das Wissen bezieht sich nur auf die Ueberzeugung, inwiefern das Geheimniß glaubwürdig ist, und inwiefern es religiös und christlich ist. Nicht das Verständliche soll erforscht werden; denn das Verständliche ist nicht mehr das Religiöse; nicht vor den übermüthigen Richterstuhl unserer unzulänglichen Vernunft sollen die Sätze der Offenbarung als arme Sünder geführt und dort in unbedenkliche und bedenkliche, wahre und falsche

---

*) Siehe Christkatholische Dogmatik I. S. 71.

verurtheilt werden; sondern die Vernunft soll nur in die Religion hineinwirken, nur ein Regulativ der Dogmatik sein. Sie soll nicht beweisen, warum die Glaubenslehren vernünftig, sondern warum es Glaubenslehren sind.

Wer wird den Scharfsinn dieses Problems nicht einräumen? Eine andere Frage ist nur die, ob im Verlauf seiner Lösung sich nicht jene streng gesonderten Functionen der Vernunft doch mit einander verwechseln und der Verstand sich aus dem Advocaten in den Richter verwandelt! Das Verfahren, das Hermes befolgt, wird von ihm selbst folgendermaßen angegeben. „Man sucht aus der Bibel und der Tradition und den Erklärungen der allgemeinen Kirche dasjenige vor, was Beziehung hat auf die in Rede stehende Lehre. Man sieht aber hier überall, so viel möglich, selbst die Quellen ein; und das nicht blos deswegen, um die einzelnen Stellen nach der Wahrheit zu bekommen, sondern vorzüglich auch, um sie im Contexte zu sehen. Bei der Bestimmung des Sinnes einer jeden solchen Stelle und ihres Gewichtes für die Entscheidung über die vorliegende Frage müssen alle dazu erforderlichen grammatischen, philologischen, kritischen, historischen und philosophischen Hülfsmittel zugleich vorkommen; und zuletzt muß das als ihr Sinn angenommen und ihr ein so großes Gewicht zugelegt werden, als die Vernunft strenge fordert. Ist dies in Rücksicht jeder einzelnen Stelle zu einem vor der Vernunft sichern Resultate gebracht, so muß die Uebereinstimmung und gegenseitige Unterstützung aller zur Bewährung derselben Lehre untersucht und dargethan werden. Und nun erst muß die Vernunft befragt werden: Was sie nach alle diesem hier als Lehre Jesu anzunehmen fordere? Dieses ist dann die historisch wahre einzelne Lehre. Fordert die Vernunft hienach, nichts für historisch wahre Lehre Jesu anzunehmen, so fällt die Anfangs problematisch hingestellte Lehre oder Frage als etwas, worüber die Offenbarung keinen Aufschluß giebt, aus der speciellen christkatholischen Theologie ganz aus. Nachdem so die Untersuchung über die historische oder äußere Wahrheit vollendet ist, und wo nun die Lehre Jesu historisch zuverlässig dasteht, fragt man sich nach der innern Wahrheit dieser Lehre,

wenn diese anders irgend Anfechtungen unterworfen ist, aber nur insofern: ob sie andern vor der Vernunft sichern Kenntnissen widerspreche? Ist dann auch gezeigt, daß dieser Widerspruch nicht erweislich ist; so steht sie als eine von der Vernunft geforderte und eben deswegen als unumstößliche Wahrheit da —*)."

Und in der That werden auf diese, man möchte sagen, pragmatische Art die einzelnen Lehrsätze der Kirche von Hermes erläutert. Man kann sich leicht denken, daß dies etwas breit und redselig geschieht. Mag indessen dieser Uebelstand theilweis auf Rechnung der Persönlichkeit des Vortrags kommen, so giebt er anderntheils der Darstellung das Gepräge der Gründlichkeit und jener Ueberredungskraft, die in der Erschöpfung eines Gegenstandes liegt. Die katholische Theologie war bisher einen solchen Aufwand von Hülfsmitteln, ein solches Abwägen nach rechts und links, Vergleichen, Sichten und Ordnen nicht gewohnt. Dem wissenschaftlichen Forschungsgeiste unserer Zeit mußte diese Behandlung um so mehr zusagen, als sie eben so wöhl mit einer vollkommenen Abwesenheit aller in die Wissenschaft nicht gehörigen salbungsvollen Terminologie wie mit einem gemüthlich-wohlthuenden religiösen Ernste und einer liebenswürdigen Einfachheit und Natürlichkeit verbunden ist. Es ist mit der Hermes'schen Lehre gerade nichts Bedeutendes für die religiöse Frage unseres Jahrhunderts überhaupt gewonnen, desto mehr aber für die wissenschaftliche Bildung der katholischen Geistlichkeit und eine allerdings von hier aus sich auch den Laien praktisch mittheilende Aufklärung. Da der Inhalt bei Hermes gleichgültiger ist, als seine Methode, so wirkte er auf die Schärfung der Urtheilskraft, auf das rationelle Bedürfniß. Er machte die Gemüther unbefangener und befreite sie, ohne sie doch gänzlich zu entfesseln. Er drückt einen wesentlichen denkwürdigen Uebergang in der innern Geschichte des Katholicismus aus und es macht den Deutschen Ehre, daß sie diese Hoffnungsblüthe eines reifern Herbstes gezeitigt haben. Theilte sich doch der von Hermes kommende Geist selbst andern Ge-

*) S. Christkatholische Dogmatik. I. S. 134.

bieten der Wissenschaft mit, die von Katholiken nach Hermes'schen Principien behandelt zu werden anfingen, z. B. dem Naturrechte, wie es von dem leider zu früh verstorbenen Professor von Droste-Hülshoff, diesem tapfern Sickingen des neuen katholischen Luther, in Bonn bearbeitet wurde.

Weil wol die Mißbilligung des römischen Stuhles für uns keinen Beweis gegen Hermes abgeben kann, so unterlassen wir, die Orthodoxie derselben zu vertheidigen. Das in Darmstadt erschienene lateinische Responsum auf die sechzehn Thesen, welche der gewesene Erzbischof von den Studenten in Bonn beschworen wissen wollte, versucht es, der Hermes'schen Lehre dies Prädicat trotz des päpstlichen Breves zu sichern. Dies Unternehmen kann unmöglich schwer sein; denn einmal hat Hermes, wie wir sahen, am Inhalt des Katholicismus nichts verändern wollen, und zweitens ist die aufgeklärte katholische Gelehrsamkeit so glücklich, daß Gott manchen Bischof, manches Concil, manchen Heiligen erweckte, der in seinen Schriften oder Protokollen Sätze aussprach, die nie von der Kirche mißbilligt wurden, Jahrhunderte lang für orthodox galten und dem mäßigen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen das Wort redeten. Wie manches Dogma ist verschieden erklärt worden, wie manche Streitfrage ungelöst geblieben! Der Verfasser des Responsums benutzt, wie es scheint, mit gutem Glück, diese Widersprüche und weiß aus ihnen Rechte für Hermes herzuleiten. Wir erstaunen über das, was in dieser Schrift Alles der Kirche eingeräumt, und doch als ketzerisch zurückgewiesen werden wird, wie es uns jetzt unglaublich scheint, daß vor vierzig Jahren auch die Stattler'sche Dogmatik in den Index gesetzt werden konnte, die doch einen höchst beschränkten, aber aufrichtigen Kampf gegen Neologie, Kant, Zeitgeist u. s. w. zum Zwecke hatte, und diesen trocken und fanatisch durchführte. Rom verdammte schon damals ein Werk, das nur in seinem Interesse geschrieben war.

Die preußische Regierung hat in ihrem Verfahren gegen den Erzbischof hauptsächlich den Gesichtspunkt der Illoyalität und des Ungehorsams festgehalten. Der Vorläufer der bekannten Maßregel ist die gleichfalls in Darmstadt erschienene

Broschüre: „Die Wahrheit in der Hermes'schen Sache", welche jedenfalls aus der Feder eines preußischen Staatsbeamten geflossen ist, dessen geistiger Kraft, administrativer Umsicht und tiefer Menschenkenntniß die preußische Regierung fast alle höhern Bildungs- und Wissenschaftsfragen der Rheinprovinzen anvertraut hat, und der auch in dieser schwierigen Lage des Augenblicks eine wichtige Rolle, für deren energische Durchführung ihm die Wissenschaft und die Aufklärung in hohem Grade verpflichtet sind, zu übernehmen hatte.*) Die erwähnte Broschüre setzt mit der unterrichtetsten Sachkenntniß das Verhältniß des Erzbischofs von Köln zur Hermes'schen Lehre und zur preußischen Regierung auseinander, und läßt, da nun der entscheidende Schlag geführt worden ist, noch eine weit deutlichere und unumwundenere Darstellung der verschiedenen vergeblich versuchten Ausgleichungen erwarten. Unwiderleglich ist hier der Beweis geführt, daß der Erzbischof seiner Regierung gegenüber sich selbst in den Anklagestand versetzt hat. Denn wenn er nur den einen Satz des Landrechts beschworen hat: Kein Bischof dürfe päpstliche Bullen oder Breven verkündigen und in Ausführung bringen, ohne die Genehmigung der Landesbehörden, so hat Herr von Droste durch seine Schritte gegen die Bonner Professoren sich schon um den Haupttitel des Rechts gebracht, in welchem der fanatische Mann sich zu befinden träumt. Die Schrift des Herrn von R. deutet ein mildes Verfahren an, welches die Regierung gegen den Erzbischof versuchte und ihrer Versöhnlichkeit die volle Genugthuung giebt. Diese Nachsicht des preußischen Ministeriums ist um so glaubwürdiger, als es keineswegs Biester-Nikolai'sche Tendenzen sind, die Herrn von Altenstein beseelen; sondern im Gegentheil ist das preußische Ministerium weit entfernt, der Religion überhaupt irgend etwas von ihren positiven Unterlagen zu nehmen, ja es mag nicht einmal die Hermes'sche Lehre, als ein auf die Kant'sche Postulaten-Theorie gebauter Kriticismus, das höhere speculative Bewußtsein jener bekannten Männer befriedigen, die in Berlin das geistliche und Unterrichts-Ministerium bilden. Man bedenke,

*) Herr von Rehfues.

daß sogar Geistliche von pietistischer Färbung in demselben Sitz und Stimme haben und daß von dieser Seite aus gegen die römische Hierarchie auffallenderweise doch nie eine unbedingte Feindseligkeit in Gang zu kommen scheint. Inzwischen hat das Ereigniß die Wendung genommen, daß man katholischerseits in dem Verfahren die Entrüstung des bedrohten Protestantismus sehen möchte. Und möge doch in der That die nächst England stärkste protestantische Macht in Europa keinen Anstand nehmen, diese Zurechnung zu unterschreiben, sich an die klaren Augen Friedrich's des Großen erinnern und mit stolzer Ruhe jene Bajonette zählen, die Preußens natürliche Grenze bilden!

In den publicistisch-polemischen Erörterungen, die des Erzbischofs Amtsenthebung und die Allocution des Papstes zur Folge haben werden, kann natürlich der Hauptgesichtspunkt kein anderer sein, als der in jener Broschüre und dem königlichen Publikandum herrschende der Widerspenstigkeit eines Priesters gegen die Staatsgewalt. Allein für die Bildung eines freien Urtheils im Publikum möchte dieser Gesichtspunkt der Frage schwerlich ausreichen. Unsere Zeit ist nicht gewohnt, an den Prärogativen der weltlichen Macht ein so besonderes Interesse zu nehmen. Die Frage muß in eine der Zeit zusagende Richtung gebracht, sie muß als ein Moment in dem großen Kampfe für geistige und bürgerliche Freiheit, der unser Jahrhundert beseelt, betrachtet werden können. Mag Preußen einen auf Buchstaben oder Paragraphen des Landrechts und des Concordats sich stützenden Proceß gegen den Erzbischof einleiten; es darf die moralische Beweisführung seiner guten Sache nicht zurückweisen, die Interessen der wissenschaftlichen Forschung, die innere, aus deutschen Voraussetzungen der Philosophie sich entwickelnde Ausbildung der katholischen Kirche, die Befreiung Deutschlands von einem Einflusse, den nicht einmal Spanien, nicht Portugal mehr dem apostolischen Stuhle einräumen. Ein Fähnlein von Rittern und Grafen mit ihren Wappenherolden und Reisigen ist mittelalterlich gen Berlin gezogen und hat die kühnen Schul- und Regierungsräthe zur Rede stellen wollen. Die Feudalinteressen sind es zunächst, die sich in dem gegen die

geistliche Macht geführten Schlage mitgetroffen fühlen. Man wird hier fast an das schwache belgische Königthum und die gewaltigen Herren von Merode, an die Vilain XIIII, die in ihrer Art eben so große Despoten sein wollen, wie Louis XIV., erinnert. Welche Organe nehmen den Erzbischof in Schutz? Das Journal de Frankfort und die Würzburger Zeitung; es wundert mich, daß sich ihnen das Berliner politische Wochenblatt nicht anschließt; seine Stifter, Jarke und Phillips, beides katholische Convertiten, möchten wol schwerlich geneigt sein, einer Hierarchie des Beamtenwesens die Hierarchie des Papstes zu opfern.

Die reife Frucht, die jetzt vom Baum der Erkenntniß gefallen, enthält Saatkörner der herrlichsten Hoffnungen. Möchte jene Macht, die eine so große Rolle jetzt durchzuführen hat, dieser Ernte entgegenkommen! Die falschen und die wahren Freunde der Ordnung sind nahe daran, unter den jetzigen Umständen erkannt zu werden. Preußen ist fast unwillkürlich in eine Lage gekommen, wo ihm sein hoher Beruf, der Zukunf Deutschlands gegenüber, in heller Klarheit wieder vor Augen liegen muß. Es muß einsehen, daß die verschiedenen Tendnzen, die sich an seine Schritte anschmiegten und in ihnen für ihre eigenen Zwecke Vorschub fanden, nur Schmarotzerpflanzen sind, die sein kräftiger Fuß zertreten sollte. Wer hätte bisher nicht glauben mögen, daß eine gewisse auf Haller gegründete mittelalterlich-feudalistische Reaction mit greller hierarchischer Färbung dem preußischen Systeme ziemlich nahe stand! Und ist es nun dieser vermummte Ritter nicht, der sich nur bückte, um Achill in die Ferse zu stechen? Hat es nun noch einen den preußischen Interessen zusagenden Sinn, daß alles Neue nur die Blüthe des alten Geschichtlichen sein, daß es zwischen Fürst und Volk ein adliges, durch Institutionen bevorzugtes Mittelglied geben müsse? Es ist leicht möglich, daß diejenigen Theoretiker, die bisher mit Haller und Leo conspirirten, jetzt sich selbst und die andern täuschen, daß sie die Administration über allen dienstwidrigen Organismus stellen. Das Berliner politische Wochenblatt wird leicht eine glattere Seite seines Schafspelzes herauskehren und aus einem Demagogen in

seiner Art plötzlich ein loyaler Beamter werden. Aber ich denke, es giebt einsichtsvolle Staatsmänner, die ein solches Spiel, vielleicht im bessern Falle diese Selbsttäuschung, durchschauen und die Zuverlässigkeit dieses Bundesgenossen prüfen würden. Die Umstände, wir wollen sagen: die Fügung des Himmels schuf hier einen Zusammenstoß von Interessen, wo einem scharfen Auge nicht entgehen kann, daß die, welche handeln sollten, lau und die, die verkannt wurden, die einzig aufrichtigen Freunde sind. Preußen konnte nach der Julirevolution alle populären Neigungen und Gefühle Deutschlands in sich absorbiren; (man erinnere sich an Pfizer's Briefwechsel;) jetzt ist eine neue Krisis eingetreten, wo es alle falsche reactionäre Doctrin und trügerische Staatssophistik vor unsern sichtlichen Augen zurückweisen muß und es nur in seiner Hand liegen wird, an Grundsätze zu appelliren, welche, gemäßigt durch den Widerstand, geläutert durch die Zeit, die einzigen sein und bleiben werden, aus denen sich eine große und beruhigte Zukunft für das Vaterland entwickeln kann. Kennt Preußen den Athem, der hinter der bayrischen Polemik (die mit dem Kampf gegen die Viergroschenstücke anfing und jetzt bis zu offenbaren Anhetzungen zum Aufstande gediehen ist) das Feuer im Geheimen schürt? Wir lassen hier, da wir schwache Journalisten sind und leicht erdrückt werden können, den Schleier fallen; die künftige Geschichtschreibung wird ihn aufheben.

---

## III.

## Streifzüge in der Kölner Sache.

### 1838.

---

Die kirchlichen Conflicte am Rhein und nun auch in Polen sind nahe daran, in eine Versteinerung überzugehen, die für's Erste durch keine neue Thatsache wird flüssig gemacht werden. Zwei starre Widersprüche gähnen sich einander an, wie zwei durch Wasserfluthen gesprengte scharfkantige Felsen; das tägliche Brot gleichsam, das Bedürfniß der Existenz, die Unmöglichkeit, der kirchlichen Opposition einen kräftigeren Nachdruck zu geben, als durch Rede und Schrift, die Zeit endlich, die Alles ausgleicht und unsere für zwiespältige religiöse Fragen so gleichgültig gewordene Stimmung wird wahrscheinlich eine Brücke zwischen den beiden Widersprüchen schlagen, eine Noth- und Hülfsbrücke bis auf fernere Zeiten. Die Briefe des Kaplan Michelis an den Pfarrer Binterim, die das Frankfurter Journal zuerst veröffentlichte, haben der Vertheidigung des Erzbischofs neue Steine in den Weg gelegt. Die gesunde öffentliche Meinung, wenn auch nicht in Allem und Jedem einem Ministerium hold, das die bekannte Antwort auf die Adresse der Elbinger hatte geben können, schrak doch überall vor dem Abgrund zusammen, der sich in jenen Dunkel-Briefen vor unsern sichtlichen Augen öffnete. Die Wiedereinführung der Jesuiten, als zugemutheter

Verdacht so oft von den geistlichen Reactionären belächelt und von ihren witzigeren Anwälten Menzel und Görres (dem tapfern Voß gegenüber) zum Wolf in der Fabel gemacht, liegt in der That klar als Aufgabe der hierarchischen Umtriebe ausgesprochen; die Jesuiten werden von dem Secretär des Erzbischofs verschrieben, wie man Merinoschafe aus Spanien kommen läßt, um die einheimische Schafzucht zu veredeln, wie man Senkreiser von fremden Bäumen verschreibt, um diese auf die einheimischen zu pfropfen. Und nicht als fromme Geistliche sollen sie eingeschmuggelt werden, sondern als Radicalreformatoren, Hauptleute für untergeordnete geistliche Truppentheile, Mitglieder einer zu organisirenden geheimen geistlichen Polizei. Bedenkt man, daß diese Herren, die sich Michelis verschreibt, schwerlich Deutsch verstanden, so ist das Maß von Kraft bewundernswerth, das er einem Jesuiten zutraut. Es scheint fast, als setzte er schon in der Atmosphäre eines solchen Priesters eine wunderthätige Magie voraus. Genug, solche Enthüllungen sprechen für die preußische Regierung mehr, als ihre „Staatsschriften". Sie lassen alle Formfehler und Bunsen's sämmtliche Noten vergessen und geben der im Allgemeinen indifferenten öffentlichen Stimmung den Ausschlag nach jener Seite hin, wo man, ohne die nächsten Motive und die leitenden Principien in Schutz zu nehmen, lediglich die hohe Aufgabe schätzen muß, die doch Preußen schwerlich anders als zur Ehre der gesunden Vernunft und der fortschreitenden Geschichte lösen wird. Die Vortheile, die Preußen in seiner Sache voraus hat, vermehrten sich noch, als man die erbärmliche Wankelmüthigkeit des Erzbischofs von Posen erfuhr, der sich heute von der Furcht vor Strafe, morgen von seinem Kaplan, heute von dem rothen Adlerorden, morgen von seiner Schwester bestimmen läßt. Preußen kann mit Recht darauf hinweisen, daß nur die politischen Leidenschaften in Polen den geistlichen Brand schüren und hat selbst bei Vorwürfen, die man seinem Verwaltungssystem in Polen machen wollte, immer die Entschuldigung voraus, daß es ein Anderes ist, eine halb deutsche, halb polnische Provinz dem deutschen Wesen zu assimiliren, ein Anderes, was Rußland thut, den Kern des polnischen

Reiches und der polnischen Nationalität auf ihrem eigenen Herde zu ersticken oder wenigstens zu verkümmern.

Das kirchliche Ereigniß ist an sich weit weniger wichtig als die Art, wie es aufgenommen und beurtheilt wird. An den nicht speciell betheiligten Orten erhebt sich das Urtheil nirgends zur unbedingten Partheinahme, sondern es schwankt ungewiß zwischen den Thatsachen, welche die Archive und der Zufall aufschichteten, bald Diesem, bald Jenem sich zuwendend, nichts für sicher und entschieden hinnehmend. Hierin finde ich einen schon anderswo ausgesprochenen Satz bestätigt, daß sich bei unsern Zeitgenossen das Leben im Staate wie in der Kirche nur noch in matten Pulsschlägen äußert. Staat und Kirche, beide haben durch ihre Schwankungen und Anmaßungen Sorge genug dafür getragen, daß man sich allmälig aus ihrem Verbande mit allen Fibern des Herzens trennte, zwar äußerlich in ihnen lebt, diesen Verband aber nicht mehr geistig und gemüthlich integrirt. Es hat sich längst der schroffen Starrheit unseres Staates und unserer Kirche gegenüber eine dritte Gemeinde gebildet, die vielleicht noch bei äußern Interessen scheinbar in jenen wurzelt, im Geistigen aber an die Nabelschnur eines andern Uterus gebunden ist, an eine höhere, rein durch die Speculation oder das sich isolirende Gefühl bedingte Matrix unserer Begriffe und der eigentlichen Motive unserer Handlungen. Man sieht den Widersprüchen, die draußen zusammenstoßen, mit jener heitern Ruhe zu, die man nur empfinden kann, wenn man sich selbst nicht in Anspruch genommen sieht. Man findet in den Ereignissen, die jetzt so vielen Staub aufwühlen, den nothwendigen Ausgangspunkt von einseitigen Bildungsmomenten, die sich nur deshalb aneinander aufzureiben und zu vernichten bestimmt sind, um einem Dritten, Höheren die Ehre zu geben, dem Recht der freien Individualität und eines darauf sich bauenden Gemeindecollectivums, wo jeder auf die Spiegeloberfläche der allgemeinen Interessen fallende Tropfen das Recht hat, seinen eigenen harmonischen Kreis darauf zu bilden, ohne den andern zu stören.

Die Chronik des kirchlichen Ereignisses ist durch den Pragmatismus, der es zu erklären suchte und seine Mittel=

glieder auffinden wollte, verdrängt worden. Die Idee, die man in die Streitfrage hineintrug und die allgemeinen doctrinairen Resultate, die man aus ihr entnahm, haben angefangen, mehr zu interessiren, als alle Documente, Noten, Verhaftungen und Beschlagnahmen. Görres gab durch seinen Athanasius den Anstoß zu einer Literatur, die sich den Kölner und polnischen Wirren parallel bildete, von der Frage bald abwich, bald auf sie wieder zurückkam, und den Kampf mehr streifzugartig als feldzugsgemäß führte. Wird auch durch den regulären Krieg mehr entschieden, als durch die Partheigänger, so kann man doch nicht leugnen, daß das Lützow'sche Freicorps interessanter war, als ein reguläres Landwehr-Infanterie-Regiment, und in diesem Sinne mag hier die Beurtheilung einiger durch die Kölner Angelegenheiten hervorgerufenen Gelegenheitsschriften, die sich mehr an allgemeinliterarische Richtungen anschließen, nachfolgen.

## I. Die Münchner historisch-politischen Blätter.

Ein großer Kreuzzug war von München aus angesagt, mindestens eine prachtvolle Fronleichnamsprocession; Görres als Gottfried von Bouillon an der Spitze, um ihn her die vier Verfasser des im Athanasius mitgetheilten Gutachtens als Baldachinträger, voran vier Stabstrompeter, dazwischen päpstliche Nuntien, Ritter vom goldenen Sporn, Ritter des St. Georgordens, Weltpriester, Bischöfe mit dem Schwert gegürtet, Hellepartierer, seraphische Doctoren, Hartschiere, kurz eine prächtige Scene, auf welche man sich bei allen Postämtern mit 6 Fl. für das ganze Jahr 1838 hindurch bei Zeiten abonniren sollte. Der Straßburger Münster, der Kölner Dom, die Kathedrale von Regensburg, alle berühmten Denkmäler der alten Zeit sollten daran als Mitarbeiter auftreten, die 11,000 Jungfrauen in Köln sollten aus dem Grabe auferstehen und Abonnenten sammeln. Das katholische Deutschland hatte man schon an allen vier Zipfeln gefaßt und wollte es vom protestantischen abreißen. Es sollte eine neue Landkarte von Deutschland gemacht werden, eine Specialkarte, wo nur die katholischen Gegenden als festes Land, die protestantischen

als Sümpfe, Sandwüsten und todte Meere bezeichnet wurden. Man wollte drei Jahrhunderte auf dem Rost verbrennen, Luthern aus der Geschichte wie einen Schreibfehler Clio's ausradiren; man wollte mit der Asche des Scheiterhaufens, auf welchem Huß verbrannt wurde, eine Demarcationslinie ausstreuen, um des eigentlichen echten Germaniens natürliche Grenze zu ziehen.

Siehe aber, würde Görres in seiner Manier sagen, das Werk wurde eitel Thorheit und Flickwerk. Statt eines Kreuzzuges oder wenigstens eines Fronleichnamszuges huschen nur im Dämmerschein einige namenlose Kutten an den Häusern entlang, schwirren nur einige Fledermäuse in Mißgestalt um unser Haupt. Die Könige sind nicht gekommen, und das einmal angerichtete Essen muß nun von den Köchen selbst und den Lakaien aufgegessen werden. Das große Feuerwerk ist abgesagt und die Raketenmeister gehen traurig mit dünnen Stumpflichtern zwischen den prächtigen Feuerrädern und bengalischen Glorien einher, die sie dem Publikum versprochen hatten. Drohte ein Regenguß oder merkten die Feuerwerker, daß ihnen ein Schalk die Schwärmer, statt mit Pulver, mit Sand gefüllt hatte?

Die „historisch-politischen Blätter" geben sich das Ansehen, als wenn ihnen äußere Hemmnisse die Entfaltung einer größern Kraft untersagten. Indessen kommt das matte Ansehen nur von dem Widerspruche her, der in dem Systeme selbst liegt, das diese polemische Erscheinung hervorrief. In der Polemik kann man nicht homöopathisch heilen. Man kann auch in der Politik nicht Gleiches durch Gleiches widerlegen und den Satan durch Beelzebub austreiben. Gegen die Legitimität für die Legitimität durch die Legitimität streiten wollen, wie diese „historisch-politischen Blätter", ist eine todtgeborne Anstrengung. Es giebt nur zwei Sprachen, die alle Reize und Schönheiten der Entschiedenheit für sich haben, Für und Wider. Jede Vermittlung, wo das Viertel gegen das Achtel, das Drittel gegen das Neuntel einer Meinung kämpft, ist etwas Unnatürliches, wenigstens etwas Schwächliches und auch von der Lüge kaum zu Unterscheidendes. Es macht einen leidigen Eindruck, wie diese Blätter bei allen ihren

Angriffen gegen die bestehenden Staatsgewalten doch immer demüthigst versichern, daß sie Freunde der Monarchie, der Legitimität, der wahren dynastischen Interessen sind, daß man ihre Liebe verkenne, ihre Freundschaft geringer achte, als die Nebenbuhlerei liberaler Tendenzen, mit welchen Thron und Altar, wie sie sagen, nur leider allzusehr unterhandelten! Es liegt in der erlogenen Stellung dieser Parthei, daß Geist und Kraft dabei in einer schwächlichen Verdünnung auftreten müssen.

Erst das dritte Heft der historisch-politischen Blätter erwähnt die Kölner Differenzen und befehdet einige darüber laut gewordene Stimmen. Der Artikel ist eine Schülerarbeit, wahrscheinlich aus der Feder des jungen Görres, einer lithographirten Copie seines Vaters. Man sieht den Rothstift des Vaters, der die Arbeit durchsah und sie hie und da zurechtstutzte, um von dem Kinde keine Schande zu erleben. Die Polemik gegen die Leipziger Allg. Zeitung wird diese wol selbst zu beantworten wissen; die gegen die Einmischung des „jungen Deutschlands" in die Kölner Debatte verdient eine Rüge.

Es entsprach den jesuitischen Maximen, die römischerseits in dem schwebenden Kampfe obwalten, daß Michelis an Binterim schreibt: Nur ja den Fürsten vorgeredet, daß die Interessen der Hierarchie auch die der Monarchie wären, daß es nur einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen gäbe, die Revolution u. s. w. Ebenso hat man neuerdings Preußen dadurch zu erschrecken gesucht, daß es in Gefahr gerathen könne, sich zum Bundesgenossen des „jungen Deutschlands" zu machen. Einige Aufsätze im Telegraphen, meine Schrift gegen Görres, die Hallischen Jahrbücher gaben die Veranlassung zu diesem Stratagem, das von mehren Seiten gegen die preußische Regierung benutzt wurde. Auch die Münchner Blätter wiederholen die Maxime und zeichnen sich nur durch die neue Wendung aus, daß sie sagen: Nicht Preußen habe die aufgeregte Literatur in sein Interesse gezogen, sondern diese selbst spiele den Protector und sei so gnädig, den preußischen Adler in jenes Nest aufzunehmen, wo Clemens Brentano das „junge Katzenellenbogen" hausen läßt. Bei dieser

naiven Auffassung wird wenigstens der Charakter der Betheiligten geschont. Es kann nur die irreligiöse Richtung des jungen Deutschlands sein, die es theilweise zur Einmischung in die Kölner Debatten verleitete.

An einem schönen Morgen, wenn die Lerche jubelt und der Morgenthau recht in der Sonne blinkt, wird es heißen: Die Münchner historisch-politischen Blätter sind eingegangen! Sie werden thun, als müßten sie den Umständen weichen, während sie nur aus Mangel an Theilnahme sterben werden. Von dem goldenen Vließ, das sie versprechen, wird nichts übrig bleiben, als ein wenig Wolle, welche der Wind als Altenweibersommer an die gelben, verwelkenden Blätter des Herbstes spielen wird. Sie werden die Zeit, wo die Astern blühen, nicht überdauern.*)

## II. Joel Jacoby und die „Frevel der Revolution".

Die kleine in Berlin erschienene Broschüre „Frevel der Revolution" soll aus der Feder jenes verspäteten Psalmensängers geflossen sein, der durch seine plötzlichen Uebergänge aus dem Jakobinismus zum unbeschränktesten Monarchismus eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Es ist dies derselbe Jacoby, der sich wie in mehren neuern Schriften so auch in dieser „eine jener edlen Persönlichkeiten" nennt, welche die Stütze des Thrones sind und bleiben werden. Er hat das Davidische Psalmenplektrum diesmal mit der Mistgabel vertauscht. Er hat die Rotte Korah, die sein poetisches Vorbild mit so vieler Discretion in seinen Psalmen angriff, in die Sprache der Fischweiber übersetzt und, statt seine Davidische Schleuder mit einem Steine zu bewaffnen, einen Haufen der gröbsten und gemeinsten Polemik hineingethan. Man glaubt in dieser Schrift einen Trunkenbold zu sehen, der von der Straßenjugend verfolgt wird und sich, taumelnden Ganges fortschreitend, dieser unwillkommnen, höhnenden, pfeifenden Cortege durch Schimpfreden zu entledigen sucht.

*) Spätere Anmerkung. Diese Prophezeiung hat sich nicht erfüllt. Die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. gab jenem Blatt so viel Oberwasser in Deutschland, daß es noch jetzt existirt.

Die Veranlassung dieser Broschüre, die man eine polizeiwidrige, literarische Ruhestörung nennen könnte, ist eine doppelte gewesen. Einmal mußte sich Jacoby eine Gelegenheit gönnen, aus vollem Halse die Verzweiflung auszuschreien, zu der ihn die tausend Nadelstiche aller deutschen Blätter, die Verurtheilungen aller Instanzen, das einstimmige Charivari, das über ihn in der deutschen Literatur verhängt ist, bringen mußten. Sodann fürchtete er, durch die Kölner Ereignisse und deren Erörterung möchte sich eine Wendung der bisherigen Polemik und eine Aenderung in der Stellung der Literatur zu den Regierungen ergeben, die ihm seine bisherige literarische Industrie verderben, oder, wären wir in Frankreich, so würde Jacoby seine Broschüre deshalb geschrieben haben, weil er fürchtete, die geheimen Fonds könnten durch ein Engagement allzuvieler Schreibfedern zu sehr in Anspruch genommen werden.

Jede Seite der Broschüre bietet schlagende Belege der Ignoranz und Geschmacklosigkeit dieses Schriftstellers. Er fängt sie mit der unvernünftigen Behauptung an, daß das Wort zu allen Zeiten den Fürsten gehorcht hätte. „Das Wort," sagt er, „ist von jeher eine gehorsame Dienerin seines rechtmäßigen Herrn gewesen." Gehorsamer Diener! Der rechtmäßige Herr des Wortes ist der Verstand, und daß diesem allein das Wort gehorchte, beweisen Beispiele genug, wo Dichter und Denker mit den öffentlich herrschenden Verhältnissen in Widerspruch geriethen. Dann sagt Jacoby: „Nicht blos die Einzelnen sind jetzt melancholisch und möchten sich selbst tödten; ganze Völker fühlen Sehnsucht nach dem Tollhause und möchten sich in das Meer stürzen!" Welcher Styl, welche Roheit und welcher Unsinn! Nachdem er darauf erklärt hat, daß er dazu „angewiesen" sei, „das Verworfene von dem Guten, den Mord von dem Heil, den Fluch von dem Segen zu unterscheiden", gesteht er ein, daß die neuen Heroen mit ihrer nichtswürdigen Dialektik grade deshalb so entsetzlich wären, weil „das Schmachvollste und Blutigste am Ende doch umschlägt in das heilvolle Resultat der Geschichte." „Leider," sagt er anderswo, mit einer lächerlichen Wendung, die wie von einem Kinde geschrieben

scheint, „**leider** muß **ich** die erste französische Revolution als geschichtliche Thatsache zugeben." Leider hat die französische Revolution Jacoby nicht gefragt, ob sie ausbrechen dürfe; leider, denn sicherlich, hätte er schon damals gelebt, würde er sie durch seine Correspondenzartikel und Flugschriften hintertrieben und Männern wie Mirabeau und Sieyes gezeigt haben, was „christliche Monarchie" ist und Geschichte. Und wie Schelle in den Schleichhändlern (IV. Act) ausruft: „Bin ich dazu da, daß man mich eine Zwiebel nennt; bin ich der Mann, gegen den man Kanonen aufführt?" so ruft dieser publicistische Bader aus: „Sind unsere Jünglinge dazu da, um durch die Frechheiten der bezahlten Blattschreiber zu Meuchelmördern zu werden? Sind unsere Fürsten uns von Gott gegeben, daß die **Gassenjungen ihr Müthchen an ihnen kühlen?** Sind die Staaten darum ausgebaut und von den Vätern gegründet, damit der **erste beste Bursche**, der eine Feder führt, sie unterwühlt und zerrüttet?" Die Gedanken mögen in dieser Tirade gut sein; aber wie kindisch und albern, wie geschmacklos sind sie in Worte gebracht! Man merke, daß Jacoby alle Gegner der Regierungen „Gassenjungen" nennt und vergleiche damit den Umstand, daß fast auf jeder Seite seines Wisches das **Schwert** gezückt wird. Wie ein Jongleur hat er immer **Schwerter** im Munde, Richtschwerter, Scharfrichterschwerter. Sind aber die Gegner blos Gassenjungen, wer wird gegen diese mit Schwertern streiten? Sollte da eine große Wasserspritze nicht dieselben Dienste thun? Wie ignorant Jacoby sich ferner bewährt, sieht man daraus, daß er die „Gassenjungen" einmal, da sie immer von Humanität sprächen, auch **Humanisten** nennt, eine Bezeichnung, die sich Johannes **Schulze** in Berlin verbitten wird. In seiner Verzweiflung wendet sich Jacoby zuletzt an die deutsche Sprache und fordert sie und die Grammatik und Syntax auf, sie möchten nicht so treulos sein und sich ferner dem „revolutionairen Gesindel" für seine Schmachschriften hergeben. Er bittet die Muse des Styls, ihre Reize nicht an die „niederträchtigen Blattschreiber" zu verschwenden, ihnen die Bilder

und Gleichnisse, den Tonfall und das Sylbenmaß zu entziehen; eine Bitte, die ihm das Ober-Censurcollegium in Berlin in gewissem Sinne gewähren kann.

Zur Erörterung der Kölner Frage werden in diesem Pamphlet, wie sich leicht denken läßt, nur Kindereien beigebracht. Der Staatsmann, der nach Jacoby's Ansichten über diese Frage handeln wollte, müßte auf den Kopf gefallen sein. Jacoby giebt Rathschläge, die nur noch mehr Oel in's Feuer gießen würden. Ihm zufolge könnte der Fieberkranke nichts Besseres thun, als in einen Kübel kalten Wassers springen. Er würde, wenn es nach ihm ginge, die Pferde hinter den Wagen spannen und dem Papst sowol wie dem Erzbischof Alles wieder herausgeben, weil nichts schrecklicher sei, als mit der Revolution verwechselt zu werden. Er deutet klar an, daß die westphälische Ritterschaft in Berlin eine andere Behandlung verdient hätte, als sie fand, und würde überhaupt zwar dem Jesuitismus den Pelz waschen, ihn aber nicht naß machen. Er geht so weit, daß er sogar sagt, Katholicismus und Protestantismus seien beide gleich vorzüglich; denn, man merke wohl! denn beide hätten sie das Princip, der Obrigkeit unterthan zu sein. Dieser polizeilichen Rücksicht opfert Jacoby die hohe Frage, in welcher Confession sich das reine christliche Bewußtsein deutlicher ausspräge. Protestantische Fürsten werden die Katholiken nicht kränken wollen, aber wer möchte ihnen zumuthen, daß sie ihrer Confession, als Glaubenssache, mit ganzer Hingebung nicht den Vorrang einräumten? Kein Mann von Gefühl und Verstand kann mit solchen Ansichten unter einer Decke stecken.

Jacoby schließt sein Blättchen damit, es gebe nur einen Feind: die Revolution. Wir sagen ihm, daß diese Gefahr weit geringer als eine andere ist: die Lüge. Die Lüge in ihrer einfachen Gestalt als Unwahrhaftigkeit ist schon verderblich genug; aber unheilbar und ein vergiftender Hauch wird sie, wo sie durch lange Gewöhnung nicht blos den Schein der Wahrheit annimmt, sondern sich sogar selbst überredet, die Wahrheit zu sein. Jacoby steht in der Mitte

dieser beiden letztern Lügen; er steht auf dem Uebergange, wo man ihn entweder für die Unwahrhaftigkeit verachten oder für die Selbsttäuschung bemitleiden sollte. *)

---

*) Indessen wurde der Betreffende bei der Berliner Polizei angestellt. Siehe „Rückblicke auf mein Leben" S. 142.

## IV.

# Die rothe Mütze und die Kapuze.

Zum Verständniß des Görres'schen Athanasius.

1838.

---

Es kann doch vom Beten und vom Fasten, von den Beängstigungen des Kapuzinerstricks nicht herkommen, daß die alte Görres'sche Originalität in seinem Athanasius kaum wiederzuerkennen ist. Die Münchner neu-katholische Schule dilettirt ja nur auf Religion, segnet sich wol mit Weihwasser, wenn sie in die Kirche geht, bückt sich wol, wenn der Priester die Monstranz in die Höhe hebt, ist aber im Uebrigen zum kirchlichen Wesen doch nur so gestellt, daß ihr dasselbe nur die äußere Begrenzung und Beschützung eines beliebigen, der Hierarchie angepaßten Denkens und Spielens ist, wobei die jungen und alten Mönche rundlich gedeihen und die Wangen sich roth und fleischig erhalten.

Es kann demnach dieser Geistesbankerott, den Görres in seinem Athanasius zeigt, nur die Folge der Rache sein, welche die Ideen an treulosen Ueberläufern und nur durch den Moment bestimmt gewesenen Taschenspielern des Styls und der erkünstelten Leidenschaft nehmen. Die natürliche Abspannung der Seelenkräfte muß überall eintreten, wo der Gedanke müde wird, sich sein eigenes Gehäuse, organisch, wie das Muschelthier, zu treiben und zu bilden und dafür lieber in den ersten besten alten Maulwurfspalast, in eine offenstehende Mönchs-

kutte, in eine alte weihrauchgebeizte Reliquienschachtel kriecht. Die Begriffe verrosten, wenn sie nicht mehr als Pflugschar oder Waffe dienen. Die Gefühle stumpfen sich ab, wenn sie nur auf Haß sinnen und gegen Alles eine verneinende Abstoßung hegen. Selbst die rohe Muskelstärke der Leidenschaft, die ehemals das Görres'sche Wesen bezeichnete, will von Zeit zu Zeit geübt sein. Sonst macht man den Eindruck, den Görres bei allen unbefangenen Lesern seines Athanasius hinterlassen haben wird, eines achtzigjährigen Generalfeldmarschalls, der noch einem Napoleon Schlachten liefern will. Zwei Husaren müssen ihn von einem Gichtstuhl auf das Streitroß heben. Wo ist die Pracht der Görres'schen Sprache geblieben? Dieser Zauber, dem zu Liebe man früher die Theorie einer eigenen architektonischen Poesie erfand? Jetzt präsentirt sich der Straßburger Münster wie von einem Feldherrn Ludwig XIV. demolirt. Ueber die alten sinnigen Arabesken, Hautreliefs und gothischen Schnörkeleien von früher sind katholische Kräutlein und Lebermoose gewachsen, als da heißen: Unser-lieben-Frauen Bettstroh, Mariendistel, Marienmünz und Dreifaltigkeitskraut. Keine satyrischen Maki-Affen springen mehr auf dem einst von Görres so wohlgerittenen Elephanten der indischen Mythologie hin und her. Die Lotosblumen sind von dem vielen Weihwasserbespritzen verwelkt. Der ehemals so beliebte Lingam hängt schlaff und ohnmächtig hernieder; die Yoni ist zusammengeschrumpft, das Weltei ausgelaufen und die Urweltsschlange rings herum eine gewöhnliche Nürnberger Vexirschlange von Holz, die nur Kinder beängstigt. Auch die nordische Mythologie hat aufgehört, der Görres'schen Phantasie noch Bilder und Allegorieen zu liefern. Die Esche Ygdrasill läßt traurig die Zweige hängen; der Urdabrunnen ist eingefroren; und nur ein einziges Mal noch tritt im Athanasius Odin auf, aber, wie Görres selbst sagt, „einäugig und etwas angetrunken". Kaum daß noch am Schluß der Schrift die Edda und die Götterdämmerung ein wenig poltern, was sich aber dort, am Schluß des fünften Actes gleichsam, wie ein Theaterdonner und eine künstliche Hölle mit bengalischem Feuer ausnimmt. An Witz, Phantasie und Rhetorik ist Athanasius armselig

ausgestattet. Kaum noch daß Görres die Blasphemie wagt, Christus mit dem Schachbrett unterm Arm auftreten und mit dem König von Preußen eine Parthie spielen zu lassen. (S. 134.) Sonst ist um den großen orientalischen Zauberer von ehemals, um alle seine Silber- und Goldblättlein, um seine bunten Federgürtel und mystischen Riemengeflechte jetzt die dumpfe, einfarbige, braune Mönchskutte geworfen.

Indessen handelt es sich in dem Athanasius nicht um die indischen Jongleurkünste des Styls mit aufgeworfenen Kugeln und balancirten Degenspitzen auf dem schnurrenden Teller der Rhetorik; sondern um eine in die nächsten Interessen des Augenblicks praktisch eingreifende ernste Stimmabgabe, um die Lösung eines zum Firlefanz der Styltoilette nicht viel Zeit lassenden wichtigen Problems — halten wir uns also an das Factum!

Görres hat sich in die Schlichtung eines Processes eingemischt, über welchen schwerlich die Paragraphen des Kirchen- oder irgend eines Landrechtes endgültig entscheiden werden. Die Frage scheint sich in allen ihren täglich neu sich entwickelnden Instanzen in eine organische Gährung der höchsten Bildungs- und Institutionsinteressen unseres Vaterlands verwandeln zu wollen. Die Hand, welche den Erzbischof von Köln von seinem Sitze entführte, wurde, ohne es zu wissen, von einern höhern Fügung gelenkt. Mitten in die theils gewaltsam, theils durch eigene Ermattung und Widersprüche mit sich selbst abgebrochenen Fragen über unser politisches, gesellschaftliches und literarisches Leben, mitten in die Gedankenembryone, die nicht leben, und die Greisenüberlebtheiten, die nicht sterben können, schleuderte die Vorsehung eine Aufgabe, an deren Lösung jedes Interesse seine Rückhaltsgedanken, jede Tendenz ihre Zielpunkte, jede Dialektik das unverrückbare Centrum ihres eigentlichen Wollens und Meinens enthüllen konnte und sollte. Die Stabilitätsinteressen mußten sich wechselweise den Vorwurf der Demagogie machen. Die falschen Bundesgenossenschaften der aufeinander sich stützenden Tendenzen mußten sich auflösen, mußten Schwerpunkte suchen in jener öffentlichen Meinung, welche die Masse beherrscht. Das

Kölner Zerwürfniß wirkte wie ein chemisches Reactionsmittel, mit dessen Hülfe die vielfachen Mischungen der Lüge und Wahrheit, denen seither das Scepter auf den Thronen, der Hirtenstab in der geistlichen Heerde und das Schiboleth der Doctrin auf dem Katheder gehörte, sich zersetzten und jeder Urstoff gezwungen wurde, nur Gleichartiges, nur seine geistige Wahlverwandtschaft zu suchen. Jetzt soll sich entscheiden, auf welcher Seite die Freiheit des Geistes, die Innigkeit des Gemüths, die Tiefe des Gedankens und die echte Verehrung der Geschichte ihre aufrichtigen und unerschrockenen Verbündeten findet. Und damit in das Kölner Ereigniß diese Bedeutung kommt, damit es nicht in einen formalen, öden, buchstabenmäßigen juristischen Proceß verwittere, sei uns auch an sich jede Stimme willkommen, die ihre Meinung darüber durch tiefer eingreifende Motive bestimmt und an diese geschickt die schwebenden Fragen der Zeit anzuknüpfen versteht. Hat doch auch Krug gesprochen und in seiner Art gezeigt, das Kölner Unheil käme wol daher, daß man in Dresden seinen Geldzuschuß zur Errichtung einer Leipziger katholisch-theologischen Facultät verschmähte, eine Summe, die er nun wahrscheinlich den Juden geben wird, damit diese anfangen, Katheder aufzuschlagen und bindende Dogmatiken und Bannstrahle zu schmieden. So wird auch der Pietismus mit seiner Ansicht nicht ausbleiben. Der Rotteck'sche Liberalismus soll schon im Anzuge sein. Die Philosophen desgleichen werden über einen Ausweg sinnen. So ist es ja auch ein Fortschritt, daß Görres für seine Parthei das Wort übernommen hat.

Athanasius, ein afrikanischer Bischof, wurde seiner mehren Absetzungen wegen von Görres zum Titular-Heiligen seiner Schrift gewählt. Dieser rechthaberische Bischof soll das Vorbild des Erzbischofs von Droste-Vischering sein, den die Görres'sche Schrift mit wenig Takt in den Vordergrund, als nächsten Inhalt, stellt; denn S. 81 läßt Görres seinen ehrwürdigen Clienten, nach einer langen Vertheidigung, in dem Augenblick fallen, als er die Unmöglichkeit einsieht, ihn gegen den Wortbruch, richtiger gegen die Jesuitenmaxime, der Zweck (nämlich Erzbischof zu werden) heilige die Mittel (dem preußischen Ministerium sein

Ehrenwort zu verpfänden), in offenen Schutz zu nehmen. Die lange dürre Görres'sche Beweisführung, das vierfach unterschriebene Münchener Universitätsgutachten, dies Alles fällt in sich selbst zusammen in dem Augenblick, wo man erfährt, der Domcapitular von Münster habe eine Uebereinkunft zu halten versprochen und sie nicht gehalten. Die Einrede des Erzbischofs, daß er die Uebereinkunft nicht gekannt hätte, wäre ein Interpretationsversuch von außerordentlicher Indiscretion; denn welche Ehre würde es einem Kirchenfürsten machen, Dinge nicht zu kennen, die für seinen Glauben Lebensfragen werden sollten! Da sich Görres schämen mußte, einzuräumen: fidem acatholicis non esse habendam und sich öffentlich über die Pfiffigkeit und reactionäre Consequenz seines Clienten zu freuen, so kann er zwar die preußische Regierung fragen: Ob sie ein Recht zu Syllogismen für gewählte sechzigjährige Erzbischöfe hätte? aber doch nicht den Makel von der Ritterehre des Erzbischofs nehmen; so daß also die erste Hälfte des Athanasius ohne allen Zweck eifert und auch das pomphafte Münchener Gutachten, wenigstens in der Kölner Angelegenheit, nicht das Mindeste entscheidet.

Obgleich wir diese Blätter nicht der Buchstabenerklärung widmen wollten, so möchten doch einige Bemerkungen über das Gutachten hier am Platze sein. Die vier Professoren (unter welchen denn auch der Convertit Phillips figurirt) suchen den Widerspruch nachzuweisen, worin ein die gemischten Ehen begünstigendes Breve des Papstes Pius VIII. mit der Albani-Bunsen'schen, darauf sich gründenden, weitern Instruction der rheinischen Bischöfe steht, und allerdings spricht der Papst, in echt-römischer Weise, mehr von Freiheiten, als er deren gestattet, und gießt über die Grenzen seiner Nachgiebigkeit einen Nebel, der nicht völlig klar sehen läßt, was er eigentlich erlaubt und was er verbietet. Es mag Andern überlassen bleiben, die Concordanz zwischen Pius VIII., dem Cardinal Albani und Herrn von Bunsen herzustellen; nur die Bemerkung drängt sich auf, daß jene Convention in Betreff der gemischten Ehen eher zu Allem, als zur Benachtheiligung des Katholicismus ersonnen ist. Nur eine solche

eigennützig-capriciöse Auffassung des Katholicismus, wie die Görres'sche, die um nur Zwiespalt zu haben, die todte Formel auf die äußerste Spitze treibt und sich zu einer so boshaften Orthodoxie herabläßt, daß er den Münsterländern, ohne zu erröthen, sagt: sie sollten nur dreist bei ihrer Nonne von Dülmen und den geweihten Wundermedaillen bleiben (S. 156), kann in den Motiven jener Uebereinkunft Unchristliches, Irreligiöses entdecken; da sie im Gegentheil die Frucht einer conservativen, frömmelnden und jedenfalls religiösen Absicht ist. Die strenge Observanz hätte die Civilehen nur befördert, während diese, im Interesse der Kirche, aufhörten, wenn eine mildere Form der kirchlichen Assistenz eintrat. Nicht um dem Protestantismus zu nützen, wurde Nachgiebigkeit von der starren, katholischen Maxime verlangt, sondern um der Religion und der katholischen Kirche zu nützen, um ihr einen segensreichen Einfluß auf diejenigen gemischten Paare zu sichern, die, einmal zurückgestoßen vom katholischen Geistlichen, nie wieder dessen Berührung zu suchen pflegen und ihre Kinder dem duldsameren protestantischen Geistlichen oder dem Zufall überlassen. Man muß die „Einigung" in der officiellen „Darlegung des Verfahrens u. s. w." II. S. 9 ff. selbst lesen, um sich zu überzeugen, daß sie in der zartesten Absicht nur zum Besten der katholischen Kirche selbst bezweckt wurde, und eine Zuweisung von Bekennern an die evangelische Kirche am wenigsten bei ihr im Hintergrunde liegt. Man muß wissen, daß Herr von Bunsen ein Freund der Tholuck'schen Mystik, ja, wie verlautet, sogar der Zusammensteller eines Gesangbuches ist, das man in die evangelische Kirche einzuführen bezweckt: daß ferner der Weg nach Rom über Herrenhut geht; Alles zur Erinnerung, um wenigstens den Gesichtspunkt gleich aufzugeben, als könnte von dorther eine ernstliche Kränkung der katholischen Kirche im Werke sein. Das innigste religiöse Interesse lag der „Einigung" zum Grunde, und nur jenes Görres'sche Dilettiren auf die Religion, das zufällige Auslaufen einer im innersten Kern weltlich demagogischen Gesinnung im geistlichen Widerspruchsgeist kann diese Thatsache übersehen und sich mit Lehrern des abgestorbenen Kirchenrechts verbünden, die am Schluß

ihrer trockenen Auspunktirung sich noch den ironischen Scherz erlauben, sich als große Nationalisten zu geberden und auszurufen: Das preußische Uebereinkommen könne auch nur den Aberglauben befördern! So finden in der That diese Männer im gedankenlosen Abkugeln des Rosenkranzes, im Knixen vor der Monstranz und in der freitägigen Genüge an Fischen statt Fleischspeisen das Wesen der Religion, der Eine vielleicht als Spiel für seine Phantasie, Görres aber gewiß nur als bequemstes Hülfsmittel, um den noch immer glühenden Haß gegen die weltliche Macht und die Schadenfreude über deren Verwirrung zu verbergen. Vor dem „Aberglauben" zu warnen und den Münsterländern zuzusprechen, sie sollten sich die Nonne von Dülmen und die Wundermedaillen nicht nehmen lassen; darin liegt Beweis genug, daß Görres nur deshalb die Kapuze so dick und wulstig trägt, um die alte abgeblaßte rothe Mütze zu verbergen, die, wenn man sie ertappte, ihn leicht vor ein Bild seines Königs zur Abbitte bringen könnte. Ein unredliches Spiel, dem Görres hier die Vernunft, die Aufklärung, die heiligsten Interessen seines Vaterlandes opfert.

Es kann nicht fehlen, daß in dem politischen Theile des Athanasius manche Wahrheit unterläuft. Görres, der einst Deutschland an die fränkische Republik verkaufte und die geistlichen Fürsten durch Anweisungen auf den Mond, die weltlichen durch Nürnberger Spielsachen, den König von Preußen z. B. durch eine Schachtel bleierner Soldaten entschädigte, wird immer bitter und ergötzlich werden, wenn er irgendwo noch einmal den Muth hat, die Persönlichkeiten der Staatsmänner und die Formalitäten der heutigen Regierungskunst durchzuhecheln. Die Satyre des Athanasius auf Preußen muß sich eines guten Anlehnungspunktes in München zu erfreuen haben, weshalb derjenige, welcher Preußen dagegen zu vertheidigen wagen sollte, nicht mehr darauf rechnen kann, einstimmig vom Bundestage gebilligt zu werden. Deshalb auch möge denn Preußen seine eigenen Tirailleurs, Männer wie Joel Jacoby, vorrücken und von ihnen den Streit ausfechten lassen! Die Verfahrungsweise, die Görres dem Curator von Rehfues zur Last legt, ist keine

sklavische Ausführung berlinischer Aufträge. Die rüstige Thätigkeit, welche dieser Staatsmann für das Interesse seiner Regierung an den Tag legt, verschmilzt bei ihm mit einer, allerdings vom Protestantismus innigst beseelten Leidenschaft für die Aufklärung und Humanität, vor allen Dingen für eine innerhalb der Wissenschaft unbedingt zu gestattende Lehrfreiheit auf den Universitäten. Die Verspottung des Herrn von Kamptz, S. 48, rührt von einer großen Aehnlichkeit her, die zwischen Görres und diesem Staatsmann stattfindet; denn so wie Görres früher ein Demokrat war und sich jetzt unter dem Schutz des Staates in einen hierarchischen Reactionär verwandelt hat, so war Kamptz früher der Schrecken der Demagogen und später, dem Absolutismus eines Herzogs Karl von Mecklenburg gegenüber, wurde er beinahe selbst Demagog. Ich glaube, daß bei diesem Vergleichungspunkte Kamptz noch ehrenvoller besteht, als Görres, und daß von diesem schwerlich wird gerühmt werden können, daß er seine dienstlichen Gegner nicht selten schätzte und diese sogar durch eine allgemein bekannte Privat-Zuvorkommenheit auszeichnete. Es macht Herrn von Kamptz weit mehr Ehre, besser von unserer Zeit zu denken, als er 1817 dachte, als es dem Ueberreicher der Coblenzer Adresse zur Ehre gereicht, im Jahre 1838 zu schreiben: S. 51. „Und dies geschieht in einer Zeit, wo die Revolution wie ein brüllender Löwe umgeht, unter allen Völkern, suchend, wen sie verschlingen möge."

Görres theilt die handelnden Bildungselemente des preußischen Staates in den rationalistischen Geist, der das Militair und die Beamten beherrsche, und den pietistischen, der zwischendurch gesäet sei. Indessen ist das Meiste, was hier Görres in witzelnder Rhetorik aufschießen läßt, schon einmal da gewesen und paßt nicht mehr auf Verhältnisse, die sich in der That, wenn auch nicht zum Bessern, doch zu einer andern Schattirung, als Görres ausmalt, verändert haben. Görres verfährt in seiner Schilderung der preußischen Beamtenkaste wie Einer, der wieder einmal seine alte staubige Uniform vom Nagel nimmt, den Flamberg umgürtet und sich, alt und grau geworden, noch in den Praktiken zeigen will, die früher an ihm gewandt und ergötzlich waren. Sein

Witz haspelt an einem Thatbestande herum, den er nicht mehr zu würdigen weiß, und ich muß gestehen, daß die S. 98 sich vorfindende Charakteristik des preußischen Beamtenstandes fast wörtlich den bekannten Spottepisteln des Herrn von Eckstein in der Allgemeinen Zeitung über Düpin und den Tiersparti nachgeschrieben scheint. Wenn es wahr wäre, daß die preußischen Beamten in dem Könige nur einen primus inter pares, einen Großpensionair, aller Schreiber Oberschreiber, aller Kanzleien Großkanzler, Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein sehen wollen, so paßt das weder auf China, dessen Mandarinen-Wirthschaft Görres nicht studirt zu haben scheint, noch auf Preußen, wo diese Schilderung, wenn sie wahr wäre, einen Grad von constitutionellen Sympathieen voraussetzen würde, wie sich solche in Preußen kein Beamter, der seinen Gehalt bezieht und auf Beförderung nach der Anciennetätsliste hofft, zu hegen einfallen läßt. Es würde den preußischen Beamten nicht wenig Ehre machen, wenn sie theilweise so dächten, wie ihnen Görres spottend unterschiebt. Treffender, wenigstens pikanter, sind die Angriffe auf den Pietismus, die Agenden-Bischöfe, auf die zur Staatskirche erhobene Berliner Hauskapelle und das Muckerwesen; doch kann man auch hier nicht umhin, weit lieber noch dem Pietismus das Wort zu reden, als der forcirten und ohne innere Wahrheit des Herzens und Kopfes rein aus Caprice geheuchelten Anhänglichkeit an die starrste Form der katholischen Kirche, an die unbedingte Unterordnung unter die Hierarchie und die todten Ceremonieen des Meßopfers. Die Mucker sogar sind mir lieber als Görres. Denn jene suchen sich doch aus einem dumpfen Zustande in die Klarheit unmittelbarer göttlicher Anschauung zu erheben; Görres dagegen steigt mit allen seinen Geistesschätzen in die feuchte Höhle des Aberglaubens hinunter und tappt in den Regionen, wo sein Geist Alles sichtbar erleuchten könnte. Die Mucker suchen von Allem, was Form hat und äußerlich ist, zu abstrahiren und versenken sich in einen erträumten innerlichen Mittelpunkt. Görres dagegen heimlicht sein Innerlichstes und Eigenstes mit einer gewissen

Gefühlsschwäche dem Aeußerlichen und Positiven, das für den freien Geist keine strict bindende Kraft haben sollte, an und opfert, fastet und betet, weil ihm das Bestehende und Starre in der Kirche Umrisse und Grenzen für seine nicht recht klar gewordenen Affectionen giebt. Die Mucker suchen, mit einer allerdings bedenklichen Freiheit, sich doch selbst zu bestimmen, sie bauen sich, auf die Gefahr hin, mit dem Bestehenden in Widerspruch zu gerathen, aus dem zarten Nervengeflecht ihrer Träumereien eine innere, unsichtbare Kirche; während Görres so sehr das Vertrauen auf seine eigene geistige Schöpferkraft verloren hat, daß er das Gedankenloseste zu seinem Gesetz macht, nur, weil es ist, weil es sich mit der Hand greifen läßt und ein Gerüst vorstellt, über welches man beliebig seine phantastischen Teppiche aufhängen kann.

Wer könnte sagen, daß die Berliner Hof- und Justizräthe, wenn sie nach Aachen oder Ems in's Bad kommen, sich vorzugsweise durch ihre Liebenswürdigkeit auszeichnen? Wer kann dem Rheinländer verdenken, daß ihm die täppische Art, wie sich Berliner überall in der Welt nach ihrer Spree und ihren Butterbroten umsehen, wie sie alles Fremde nur nach dem Heimischen beurtheilen, eben so lästig ist, wie das viele von Berlin ausgehende officielle Wesen, das wir, um die Sachlage nicht zu verwirren, hier nicht weiter bezeichnen wollen. Allein es ist bei Görres noch mehr, als dieser Localhaß, der ihm von je seine Spottlust gegen den deutschen Norden geschliffen hat. Es ist der Geist des Protestantismus eben so sehr, wie die norddeutsche Eigenthümlichkeit, die ihm zur Folie seiner Satyre dienen müssen. Die Esel, die er den Consistorialräthen und General-Superintendenten bohrt, sind nicht zunächst die Nachkommen der heiligen Eselin von Verona, sondern es spricht sich da ganz offen der liebloseste Localgeist aus, jener verderbliche Stammseparatismus, der von je die Deutschen an ihrer innigeren Verschmelzung hinderte, jener kalte Egoismus und Bauerburschenübermuth, der die da von drüben über die Achseln ansieht und Jeden für fremd hält, der nicht, wie er, Suppen in Masse und Mehlspeisen ißt. In Görres kocht nichts heftiger, als die

Lust, Nord und Süd im deutschen Vaterlande zu trennen, wie sich denn seine Clique auch jetzt entschlossen hat, eine historisch-politische Zeitschrift für das katholische Deutschland herauszugeben. Historisch-politisch! Politik und Geschichte für eine Hälfte des Vaterlandes nur! Politik und Geschichte in jener Bedeutung, daß die Reformation die Rolle des zweiten Sündenfalls und Luther die der zweiten Schlange spiele! Durch diese Umtriebe werden die innersten Gefühle des protestantischen Deutschlands verletzt, die Anhänglichkeit an das, was historisch unser geworden ist und was wir durch theure Kämpfe erobert haben, wird mit Schadenfreude herausgefordert, und so gewohnt auch Einer ist, seine Glaubensbefriedigung nicht innerhalb einer Confession zu finden, so möchte man doch als fanatischer Protestant auffahren, wenn man z. B. S. 36 liest, Christus hätte die Kirchengewalt an den Papst übertragen und nicht nöthig gehabt, sich erst in Berlin darüber ein Notariatsinstrument ausfertigen zu lassen; oder S. 38, die katholische Kirche am Rhein hätte wol die Preußen aufgenommen, nicht aber Preußen die katholische Kirche, und ähnliche Gehässigkeiten, die nur zunächst der beißenden Form wegen erfunden scheinen, aber ein so verwildertes Gemüth verrathen, als lebten wir in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und müßten uns um Gottes willen von den Katholiken den westphälischen Frieden erbitten.

Indessen kommen die Feindseligkeiten nicht von den Katholiken, sondern von einer kleinen verzweifelten Clique, die sich zum Organ der römischen Hierarchie gemacht hat, da sie von einigen Conflicten der deutschen Gleichgewichtspolitik unterstützt wird. Sie kommen vorzugsweise von einem Manne, bei dem sich die demagogische Vergangenheit, gleichsam wie ein alter Rheumatismus, jetzt auf die Haut wirft. Männer von reichem poetischen Gemüth werden nicht immer die Kraft haben, über alle Umstände hinweg die Fahne ihres ersten Glaubensbekenntnisses flatternd zu erhalten. In den Lebensläufen eines Zach. Werner, eines Fr. von Schlegel, eines Stollberg liegt trotz der klaffenden Widersprüche ihres Anfangs und ihres Endes doch eine innere

Harmonie, die nachzuweisen eine Aufgabe des Biographen ist. Immer wird man bei diesen Metamorphosen einen Punkt finden, der unverrückbar blieb, und der die Kraft hatte, aus dem Wogen und Gähren des schwachen Herzens unter allen Umständen siegreich wieder aufzutauchen. Auch bei Görres möchte es wohl möglich sein, ihm bei seinen Seelenwanderungen eine gewisse Einheit zuzuerkennen; doch hat diese Einheit nicht wie bei den vorhingenannten Männern den Vorzug, daß sie sich im edleren Theile seines Herzens gebettet hätte, daß sie einen unauslöschlichen Durst nach Erkenntniß, Beruhigung, Wahrheit verriethe und durch die großartigsten Veränderungen in den allgemeinen Zeitstimmungen bedingt würde. Das, was Görres unter allen Umständen beibehielt, war die Leidenschaft, der formelle Widerspruchsgeist, der kleinliche Coblenzer Localegoismus. Das Talent der Sprache umgaukelte ihn verführerisch, so daß er vertheidigte oder angriff, was seiner Ausdrucksweise schlagendere Effecte bot. Den Styl St. Just's ahmte er als Republikaner nach; dann pfiff er den Ton der Naturphilosophie; dann folgte er den Bahnen, die Schlegel und Kanne gezeichnet hatten; dann, als Herausgeber des Rheinischen Merkur, übersetzte er die trockene Derbheit Jahn's und Arndt's in eine phantasieanregendere Sprache; dann machte er umgekehrt den La Mennais'schen Weg vom Demokraten zum Jesuiten, brachte den theokratischen Einflüssen der neufranzösischen Speculation und den historischen Rechtsbegründungen eines Haller Weihrauch dar, bis die Kirche ihr weites Gewand ausbreitete, alle verworrenen Ideen und Eindrücke, die in dem Chamäleon noch zuckten und galvanisch vibrirten, umhüllte und über die allmälige Abtakelung des Fahrzeugs, die Pensionirung und Inruhestandversetzung eines starkgewesenen Mannes ihren Segen sprach. Wohl dem, der seinen Frieden hat! Aber wer möchte den Frieden um den Preis seiner Ehre erkaufen?

Ist sich aber etwas unter allen Umständen in Görres gleichgeblieben, so ist es sein Talent zur Demagogie. Welche vortrefflichen Proben davon liefert seine Anrede an die Rhein- und Münsterländer! Görres in der Kapuze blickt sich einen

Augenblick scheu um und wirft, ohne daß es seine Obern sehen, schnell die rothe Mütze unter seine alten Landsleute. Diese Anrede ist ein Meisterstück der revolutionairen Beredtsamkeit, über das man sich fast freuen möchte, wenn nicht doch darin mehr Talleyrand als Mirabeau nachgeahmt wäre, wenn nicht Mephistopheles sich lächerlich machte durch die alte Pelzkappe, mit der er in die Hütten der Rhein- und Münsterländer tritt und sich als alten Gevatter zu erkennen giebt, hinter den Ofen sich setzt, in Töpfe und Tiegel lugt und der Dummheit und dem Aberglauben frisch zum Munde redet. „Gevatter, man will Euch nicht halten," sagt Görres in der Pelzkappe, „was Euch 1813 versprochen ist: Gleichheit der beiden Confessionen in politischer und bürgerlicher Hinsicht!" Diesen Satz, der auf die Kölner Angelegenheit wie die Faust auf's Auge paßt, da derselbe von den p o l i t i s c h e n R e c h t e n der Katholiken handelt, wiederholt der Gevatter so lange, bis dem guten Münsterländer dumm und dem Rheinländer wild zu Muthe wird. Und nun zieht Görres S. 156. seine Münchner Wundermedaillen in allen Formaten, in Silber und Zinn, alle in Augsburg und Freising eingesegnet, hervor und schenkt sie an Jung und Alt und nagelt auch noch an die Stubenthür einige lithographirte und mit Wasserfarben ausgemalte Wunder der Nonne von Dülmen, geht ab und erwartet, daß die angelegte Mine nächstens zur Explosion kommen wird.

Es ist nicht Sache dieser Schrift, daß sie die von Görres ausgestreuten Pulverkörner aufläse und nach Berlin hinterbrächte; sondern wir treten endlich, befreit von den juristischen und demagogischen Fußangeln des Athanasius, dem tendenziösen Zwecke unserer Entgegnung näher. Die sich jetzt in Deutschland entspinnende Debatte über Concordate und Episkopalkirche, über „Deutschland und Rom" macht der dabei entwickelten Gelehrsamkeit eben so viel Ehre, als der freimüthige Vorschlag, eine deutschkatholische Kirche zu stiften, Hindernisse finden wird. Das geringste dieser Hindernisse sollte der Umstand sein, daß Katholicismus ohne Rom gar nicht denkbar und eine vom Papst emancipirte katholische Kirche ein zwitterhaftes Gebild wäre. Diejenigen, welche diesen Einwand

machen, haben immer das Historische als das Organische im Sinne und bedenken nicht, daß Alles organisch ist, was der Mensch dazu machen will, und daß jede Institution der Natur entspricht, wenn sie nur aus der Vernunft oder Uebereinstimmung geboren ist. Diese Hindernisse sind leider conventioneller Art. Welcher Fürst wird sich in Deutschland an die Spitze großartiger Reformideen stellen? Deshalb bleibt nichts übrig, als die durch die Kölner Frage angeregte Verhandlung über das rein conventionelle Gebiet hinauszuleiten und ihre Motive mit jenen Ideen unserer Zeit zu verknüpfen, welche nicht bestimmt sind, durch das Kölner Factum und das dadurch gestellte Hauptthema des Tages beseitigt, sondern gerade durch dasselbe ergriffen und zum Zeugnisse für die Zeit berufen zu werden. Dem Athanasius liegt eine eigenthümliche, aus mannigfachen Elementen zusammengesetzte Auffassung unserer Zeit zum Grunde, die wir theils um ihrer selbst willen in's Auge fassen wollen, theils um den Staatsmännern und den in ihrem Urtheil über die Zeit noch Schwankenden unterm Volke Gelegenheit zu geben, über das, was im Schooße des Jahrhunderts schlummert, sich eine Ueberzeugung zu bilden und jener Entschlüsse zu warten und zu pflegen, die aus dem Erdreich einer erkannten Wahrheit sprießen.

Die Görres'sche Art, zu philosophiren, besteht darin, daß er überall zwei armselige nackte Gegensätze annimmt und diese in einem höhern Dritten zu vereinigen sucht. Zuweilen mag dies mechanische Verfahren an seinem Orte sein. Oefters aber noch ist es so unpassend, wie wenn man sagen wollte, die höhere Einheit eines Brautpaares bestünde darin, daß der Geliebte Mönch, die Geliebte Nonne würden und sich beide zur heiligsten Entsagung verklärten. So nimmt auch Görres an, daß das Christenthum bei seiner Stiftung (nicht als Weltreligion, sondern als Hierarchie) in dem damaligen Völkerleben die beiden ewigen Gegensätze der Menschennatur vorgefunden hätte, den leidenden Gehorsam und die freie Selbstbestimmung. Beide geistige und gemüthliche Elemente wären vom Christenthume in ihren Extremen abgeschnitten worden und die Lehre wie Kirche des Erlösers hätte

alles Einseitige zum Maß zurückgeführt und alles Leidenschaftliche gemildert. Wer würde diesen Ausspruch an sich nicht billigen? Er bleibt ja wahr, so lange sein Anwalt dabei die beseligende Kraft der Christuslehre im Auge hat, und wird erst dann chimärisch, wenn Görres die Institutionen des Christenthums mit dem Evangelium selbst, die Hierarchie mit dem Berufe, eine Weltreligion zu stiften, das mystische Dogma mit der civilisirenden Kraft einer Religion des Friedens und des Geistes in Eine Linie stellt. Insofern Görres im Christenthum eine einmal gestiftete Unwandelbarkeit der Lehre und der Verfassung sieht, kann ihm niemand einräumen, daß der Zweck der Zukunft lediglich das Christenthum sein und bleiben solle. Wir wollen uns vielmehr mit der Verheißung des heiligen Geistes trösten, der die Gemüther zur Freiheit entfesselt hat und schon deshalb nicht mit einem Flammenschwerte gegen die bunte Fülle des jetzt in *seinem* Namen nach Klarheit und Geltung ringenden Ideengewühls zu reagiren die Aufgabe hat, weil ihn sich der fromme Glaube unter dem Symbol der *Liebe*, als *Taube*, vorzustellen gelernt hat.

Görres sagt, die reine Religion der Liebe sei in allen Zeiten die katholische Confession gewesen. Diese hätte die Spontaneïtät und Receptivität des menschlichen Gemüthes in ein sanftes Gleichgewicht gebracht, „Wucht und Gegenwucht" gegeneinander ausgeglichen und, wie man wol im Görres'schen Sinn hinzufügen kann, mancher weltlichen Neuerungslust einen sichern geistlichen Deckmantel gegeben. Indeß hätte die Sünde der Menschen zugenommen, und da wir gewohnt wären, unsere eigenen Fehler den Ideen und der Zeit zuzuschreiben, so wäre jene mittelalterliche Harmonie des Duldens und Handelns, des Glaubens und Forschens durch die überwiegende Thätigkeit der Spontaneïtät gestört und der unselige Anfang zu jenen Zersetzungen und Revolutionen gemacht worden, die in kirchlicher Hinsicht die Reformation schufen. Der Protestantismus hätte sich nach jenem Dualismus wieder in den Vernunftglauben und die Frömmelei gespalten, welche beide Tendenzen denn auch bis heute einen beispiellosen Gipfelpunkt erreicht hätten. Der Protestantismus hätte die Fürsten von der Kirche befreit und sie zu

jenem Absolutismus getrieben, der die Revolution hervorrief und wiederum mit ihr die beiden Gegensätze, die jetzt noch im Schwange wären, die Demagogie in der platten Tendenz, überall die Geschichte wegzurasiren, und die Stabilität bei der conservativen Parthei, die unbedingt nur den Stillstand wolle. Allen diesen traurigen Mißbildungen der gegenwärtigen Zeit gegenüber lautet das schwärmerische Görres'sche Ideal, daß die christliche Gesellschaft sein solle: Wahre göttliche und wahre menschliche Ordnung, Kirche und Staat, eine und dieselbe Christenheit, Herrin und Eingeborne in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Theilung und ohne Sonderung, ganz so, wie auch Christus wäre wahrer Mensch und wahrer Gott (S. 100). Und dies Ideal würde sich wieder erfüllen; ein neuer Frühling der Geschichte wäre im Anzuge, die päpstliche Allocution wäre schon von den Engeln des kommenden Himmelreiches über die Alpen zu uns gebracht worden und in München, in den kleinen hierarchischen Thee- und Biercirkeln, sprosse und grüne es schon und von dort aus würde sich, wahrscheinlich vermittelst des neuen Steinheil'schen elektrischen Telegraphen, die Botschaft unter alle Völker verbreiten.

Man kann diese Construction der Geschichte des christlichen Zeitalters nicht besser würdigen, als wenn man die Ecksteine sieht, die dieser babylonische Baumeister verwirft, und welche denn doch die wahren Ecksteine der Geschichte geworden sind. Er verwirft die Reformation und, als eine verbrecherische Fortsetzung derselben, die Revolution. Alle durch schwere historische Geburten gezeitigten Resultate der Gewissens-, Denk- und Redefreiheit, alle Resultate der bürgerlichen Rechtsgleichstellung, staatsrechtlicher Verpflichtungen und Gewährleistungen, alle Resultate der Wissenschaft, der Kunst und Literatur werden von dieser neuen vulkanischen Schöpfung, die von München ausgehen soll, durch den Görres'schen Krater ausgestoßen und müssen weit, weit auf freiem Felde kümmerlich zu todter Asche verwesen, zu Lavatrümmern, um für guten Lacrymae Christi den Boden zu düngen. Alle die Ideen, die dem Zuge der drei letzten Jahrhunderte seine keilförmige Schlachtordnung gegeben haben und an der Spitze der Treffen

stehen, die den Vorurtheilen noch immer zu liefern sind, alle diese geharnischten Wahrheiten und sieggekrönten Thatsachen des freien vernünftigen Denkens und der von der Historie abstrahirenden Freiheit der Selbstbestimmung müssen auf das Görres'sche Commando von ihrem Ehrenplatze abtreten, werden als infam cassirt und mit Gewalt in die grauen Büßerregimenter gesteckt, wo Karl V., Ferdinand I. und II., die Trierschen Bischöfe und Alle, die an ihrem Sterbebette schwach wurden, fasten und beten müssen. Luther, Melanchthon, Cartesius, Locke, Hume, Leibnitz, Spinoza, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Kant und Fichte, alle müssen sie einlenken und sich ein wenig mehr nach München und Rom zu halten. Der scharfe Zugwind, der durch die Köpfe dieser Männer wehte, wird keineswegs die Flügelthüren der Zukunft aufreißen. Denn nach Görres war dieser Wind nur bestimmt, die an die Wände der Peterskirche neugemalten alten Legenden zu trocknen oder eingefangen zu werden in die Blasebälge der Kirchenorgeln. Kurz, wer möchte dem Görres'schen Himmel trauen, wenn er sieht, welche Resultate und welche Geister bei einer Wendung der Dinge, wie sie ihm der Himmel scheinen, in die Hölle fahren müssen!

Der immer wiederkehrende Refrain der Görres'schen Klage ist die durch tausend geschichtliche Sünden gestörte Einheit von Kirche und Staat. Görres behauptet, die christliche Societät sei auf dieses Dogma begründet worden; doch geht er dabei nie von den offen vorliegenden Voraussetzungen der evangelischen Geschichte aus. Christus und die Apostel nahmen den Staat, den sie vorfanden, die römische Weltherrschaft, als etwas, „in das man sich schicken müsse". Sie wichen der Obrigkeit aus, indem sie ihrem Kaiser gaben, was des Kaisers ist, und ermunterten sich in den Episteln: Seid unterthan der Obrigkeit! Die Apostel hatten sich gemerkt, daß sie ohne Falsch wie die Tauben gegen Gott, aber klug wie die Schlangen gegen die Welt sein mußten, und liebten ihr Evangelium zu sehr, als daß sie es einer gewagten Opposition gegen die heidnischen Zeitläufte hätten zum Opfer bringen mögen. Sie dachten nicht daran, die Politik mit der Religion zu verschwägern. Oder wenn Görres

an den in Christus selbst gegebenen Anfang einer Gottesherrschaft denkt, indem er sagt, die Einheit von Kirche und Staat wäre das christlich Ursprüngliche, so hat sich doch der König dieser Theokratie ausdrücklich einer solchen Zumuthung entzogen und gelehrt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Und auch im Mittelalter herrschte zu keiner Zeit das Görres'sche Ideal. Die Kirche erbaute sich auf einem andern Grunde, als der Staat, und ihre beiderseitige Berührung war selten eine andere, als eine feindliche. Wenn die Bischöfe weltlichen Verhandlungen beiwohnten, so thaten sie es als Vertreter von Landbesitzungen, die der Kirche gehörten, wie noch heute in England die Bischöfe des Oberhauses nicht die Religion vertreten, sondern den weltlichen Besitz, den man der Religion daselbst zugewendet hat. Wann hätte je die Kirche eine mit dem Staat so eng verschmolzene Einheit vorgestellt, daß man sich an jene Figuren erinnert glauben sollte, die auf der einen Seite einen Harlekin, auf der andern einen Ritter darstellen? Görres meint, die jetzt übliche Trennung von Kirche und Staat widerspräche der Natur, die nie etwas Gleichartiges schroff und todt sich gegenüber stelle. Aber ist denn die Trennung zweier gleichartigen Begriffe eine Tödtung derselben, wenn die Trennung nur deshalb geschieht, um nicht Eines in den Ruin des Andern hinein zu ziehen und, sagen wir einmal, was ihr gern hört, die Kirche alle jene Schicksale theilen zu lassen, welche der moderne Staat wird zu durchlaufen haben? Welche Zumuthung, wo doch Görres selbst eingesteht, daß die Kirche und der Staat, beide sich verflacht haben! Soll nun eine Ohnmacht an die andere zu binden, ein Antiquirtes durch das andere zu erlösen sein? Görres sagt, durch das Ausstoßen der Kirche hätte der Staat seinen Schwerpunkt verloren; allein er kann versichert sein, daß ihn der Staat durch die Wiederaufnahme derselben nicht wiederfinden wird. Noch weniger, wenn die Kirche, wie Görres verlangt, mit ihren Prälaten bei allen Staatsactionen zugegen sein sollte. Könnten wir, wenn z. B. der Bundestag nach diesem theokratischen Princip gemodelt würde, nicht gar erleben, daß bei ihm Görres als päpstlicher Nuntius aufträte und wieder Raum gewönne, Deutschland an

Frankreich bruchstückweise loszuschlagen, so daß dann Talleyrand umgekehrt an Görres in Erfüllung käme, erst Conventsdeputirter und dann Bischof von Autun?

Es liegt eine tiefe Bedeutsamkeit darin, daß gerade die gemischten Ehen die Veranlassung des gegenwärtigen Zerwürfnisses gewesen. Gerade an dieser praktischen, sittlichen und gesellschaftlichen Frage hätte Görres erkennen müssen, daß es sich nicht um große architektonische Institutionen, um Münsterbauten, riesenhafte Klenze'sche Umrisse handelt, sondern um etwas, das sich von selbst aus dem innersten Schooße unserer Gesellschaft, als Bedürfniß, Symptom, Krankheit oder Gesundheit zu erkennen giebt. Görres sieht nur immer das Wollen der Menschen, das Thun und Lassen der Staatslenker, die Intriguen der geschaarten und mit bestimmter Consequenz handelnden Tendenzen, während die eigentliche Stelle, wo sich die Geschichte und die Aufgabe der Jahrhunderte erkennen läßt, das menschliche Herz, überhaupt die Individualität ist. Wenn die Prophetie und die Liebe zur Menschheit an etwas anknüpfen und der Erde etwas schenken will, so muß sie auf den innersten Zustand der Gesellschaft blicken, auf die Lage des moralischen Individuums, das freie Sittliche, das nach Form und Gestaltung strebt. Vom Grunde der seelischen und gemüthlichen Bedürfnisse, vom Grunde der Widersprüche, in welche die Theorie mit dem menschlichen Herzen, die Zumuthung der Emancipation mit dem, was wir davon ertragen können, geräth, von dem Grunde der wieder nach neuen Gesetzen ringenden neuen Freiheit schießen die Institutionen auf, die uns die Zukunft bringen soll; nicht aber von dem Grunde phantastischer Illusionen, die sich von den Umrissen der Vergangenheit, die sie allerdings schön zu zeichnen verstehen, nicht trennen wollen. Es ist möglich, daß die sociale Philosophie unserer Zeit irgend einem Görres'schen Wunsche begegnen kann, daß wir einen oder den andern der Görres'schen Quadern, irgend einen Knauf oder Spitzthurm von ihm auch an unserm Gebäude brauchen können, aber der Riß, die Idee des Gebäudes, wird anders sein und nicht einen der Fortschritte verleugnen, die wir seit drei Jahrhunderten in der Aesthetik der bürgerlichen Baukunst des Le-

bens gemacht haben. Der alte Dom kommt nicht mehr zu Stande, und so lange wir für den neuen noch keine schöne Form haben, wollen wir in niedrigen Hütten bei einander wohnen, friedlich und treu, Jeder froh seines mit Maienzweigen grün bekränzten Daches, froh, daß ihm die Aussicht unbenommen bleibt, um täglich wenigstens die ewige Sonne unter- und wieder aufgehen zu sehen. Lieber wie Nomaden mit schnell abgebrochenen Zeltlagern durch die Wüste ziehen und unsern Gott da anbeten, wo wir das Schwert in die Erde stecken, als in langen schwarz und weiß gekleideten, murmelnden und rosenkranzkugelnden Kirchfahrtszügen wieder in die alten Dome wallen!

Es ist eines der Stichwörter des Tages: Trennt die Kirche vom Staat! aber auch eine der Untugenden des Tages, sich an Formeln zu hängen und sie zur Parole des Liberalismus zu machen, ehe noch ihre verschiedenen Seiten begrenzt sind. Die Trennung der Kirche vom Staat mag da eintreten, wo entweder die Kirche, wie in England, sich in das oft unwürdige Risico weltlicher Kämpfe einläßt und vom Vermögen der Nation eine Dividende bezieht, die es buchstäblich wahr macht, daß das Evangelium vorzugsweise den Armen gepredigt wird. Oder da, wo eine geistliche Bureaukratie von obenher die Religionsangelegenheiten in der Art controliren will, daß ohne Wissen der Landesconsistorien keine Kirchenmaus verhungert, daß Lehre, Disciplin, Anstellung der Geistlichen, Alles nur von einer einzigen, geistlich und weltlich zusammengesetzten Centralbehörde ausgeht. Unterbleiben aber möge die Trennung auf der andern Seite überall da, wo die freigewordene emancipirte Kirche sich eine eigene stabile Gliederung zu geben sucht, wo die geistlichen Ständeversammlungen, Synoden genannt, namentlich auch in der evangelischen Kirche, sich als einen geistlichen Staat im Staate mit Excommunicationsformeln und zu lösenden Abendmahlszetteln setzen, wo also die Kirche nur Kraft gewinnen würde, so wie etwa am Rhein neben den einmal nicht zu ändernden Vexationen des Staates, den Rekrutirungen und Steuern, noch eine Beängstigung mehr durchzuführen, die sich bis in die innersten Verzweigungen des Privatlebens erstreckte. Wer

möchte, wenn man die Hallesche Denunciation vom Jahre 1830 und die Kölner Bedrohung der Hermesianischen Lehrfreiheit erwägt, nicht Gott danken, daß weder die Synodal- und Presbyterialverfassung bei den Evangelischen noch die Hierarchie bei den Katholiken so feste Wurzeln geschlagen hat und die Trennung der Kirche vom schlichtenden, beruhigenden, indifferenten Staate noch nicht ganz vollzogen ist! So ist das beliebte Schiboleth des Tages, gegen welches Görres sonderbarerweise den Bannstrahl schleudert, mit Vorsicht anzuwenden.

Es giebt keinen grelleren Contrast, als die Görres'schen Träumereien einer wiederkommenden Hierarchie und Nordamerika. Es ist ein Gegensatz wie eine uralte Linde, die in ihrer Krone längst gebrochen, von Blitzen in ihrem Stamme zerrissen, hier und da kleine frische grüne Zweige treibt, wie man sie dem morschen Holz nicht mehr zutrauen sollte. Und dagegen eine schlank aufschießende Fichte, die ein vortreffliches Nutzholz abgeben wird. Wenn nur jene kleinen grünen Zweige mehr als die allerdings noch immer wuchernde Kraft des Wachsthums wären, wenn sie nur starke, trotzige Aeste würden und die alte Linde noch Schatten geben könnte, Schatten für das Leben, nicht Bretter für einen Sarg! Werden wir so „europamüde" sein, um nicht einzugestehen, daß die morsche Linde unserm Herzen wohler thut, als die schlanke amerikanische Nutzholztanne! Und dennoch ist einer der größten Schmerzen unserer Zeit der, dem Traume zu Gunsten der Wirklichkeit entsagen und die gemüthliche Neigung des Herzens gegen die tyrannische Pflicht der waltenden Tagesordnung opfern zu müssen. In Nordamerika ist die Kirche wahrhaft vom Staate getrennt; jede Secte und Ueberzeugung hat dort das Recht, frei ihren Cultus auszuüben; aber es ist nicht wahr, daß dabei dem Christenthum irgend eine seiner beseligenden Kräfte verloren gegangen wäre. Die Bildung des Yankee ist entschieden auf christlichem Grunde aufgeführt; Gebet leitet die Sitzungen des Congresses ein und schließt sie. Citate aus der Bibel wechseln in Amerika mit Citaten aus den Schriften Franklin's und werden für gewichtiger gehalten, als diese. Mit einem Worte, die Görres'sche „Pracht

und Herrlichkeit" der Kirche würde schwerlich dem Christenthum so viel moralische Energie zu erhalten wissen, als sich das Christenthum da zu erhalten wußte, wo es beinahe eine Privatsache geworden ist. Unsere Bildung steuert nun einmal dem Ziele entgegen, daß wir Staat und Kirche nicht mehr als die beiden Eihäute ansehen, die all' unser Thun und Lassen im Keime umschließen, als die beiden Kategorieen, wie Zeit und Raum, von denen man nicht befreit wird und nähme man Flügel der Morgenröthe und flöge an's äußerste Meer. Dahin will unsere Zeit hinaus, daß die erste und Hauptinstitution der Gesellschaft die freie Persönlichkeit des Menschen ist und daß erst von dieser aus die Verpflichtungen gegen das Ganze in Betreff der bürgerlichen Ordnung und des Glaubens an die Weltlenkung ausströmen, keineswegs aber Staat und Kirche wie Raum und Zeit Alles umfassen und bedingen, was wir uns geistig und gesellschaftlich erworben haben. In einer andern als der Görres'schen Art werden wir, da sich das Gleichartige doch immer wieder aufsuchen muß, zu den Genossenschaften und Corporationen des Mittelalters in der Politik zurückkehren, wie in der Religion zu jener ursprünglichen apostolischen Gesellschaftsverfassung, wo noch nicht von einem Münster und einer Kirche, sondern nur von Hütten und Gemeinden die Rede war.

Der Protestantismus riß sich vom Papstthum der reineren Lehre wegen los. Aus keinem andern Grunde, ihr Verleumder! Es war dies die erste Offenbarung der verheißenen Ankunft des heiligen Geistes, der vor allen Dingen die Wahrheit daran kenntlich machen wollte, daß sie frei macht. Das apostolische Christenthum reagirte durch Luther gegen die Versteinerung der Lehre, die in weltliche Institutionen übergegangen war und aufgehört hatte, eine sich ewig neu erbauende geistige Energie, eine ewig lebendige Flamme zu sein. Das Christenthum war durch das, was sich als katholisch nach der Trennung herausstellte, eine sich nach Außen offenbarende Wahrheit, eine Wahrheit der Umstände und Umgebungen, eine Wahrheit, wie die Schule sagen würde, in der Form des Andersseins geworden; das Christenthum mußte wieder eine Wahrheit an sich werden, ein Spiegel des

Lebens, nicht das abgespiegelte Leben; ein Centrum, keine Peripherie. Durch Luther wurde dem Christenthum seine Bedeutung als Lehrbegriff, sein speculativer Inhalt, seine reine und göttliche Beziehung wiedergegeben. Das Dogma wurde neu ergründet und bestimmt, das Symbol dem authentischen Urquell der Bibel nähergeführt und überhaupt das Christenthum, wenn zwar als der Sieger über alle Philosophie, doch damit auch als ein Moment in der allmäligen Entwicklung der Wissenschaft von Gott überhaupt aufgefaßt. Das Christenthum wurde wieder Wissenschaft und von ihrem möglich reinsten biblischen Grunde aus Religion. Als solche wurde sie Gesetz des Lebens, Verklärung aller menschlichen Moral und schuf das eigentliche Princip des Protestantismus: Zu forschen in der Schrift und zu leben in Gott!

Verstünde Görres sich mit klaren Gedanken in den Mittelpunkt der Zeiten zu versetzen, so würde er einsehen, daß Katholicismus und Protestantismus jeder nur eine Seite der Bedeutung des Christenthums ausgebildet haben, jener die Civilisation, dieser die Wissenschaft, die mit dem Christenthum gegeben ist. Im Papstthum war die Erscheinung des Christenthums weltlich geworden; das Papstthum faßte in sich den Glanz aller jener Verdienste zusammen, die sich die Väter der Kirche zur Zeit der sinkenden römischen Weltherrschaft, die sich die Heidenbekehrer der Bildung einer neuen Weltlage gegenüber erworben hatten. Das Echo all' der muthigen Kämpfe, welche die neue Lehre gegen die Barbarei der Zeitalter geführt hatte, klang in der Peterskirche wieder, so daß allerdings im Bewußtsein der Hierarchie der Stolz liegen durfte, daß die Welt ihr die Veränderung der alten Ordnung der Dinge, ihr die Milderung der Sitten, ja sogar die Bildung der Reiche und Gemeinwesen verdankt. Diese als eine in dem Herzen Gottes wohlberathne (aber in den Aposteln nie bewußtgewesene) Bestimmung des Christenthums, ein Alles bezwingendes und umwandelndes Moment der Geschichte zu werden, liegt im Katholicismus ausgesprochen und würde diesem Bekenntnisse, würde den Träumen eines Görres unumstößlichen Vorschub leisten, wenn nicht einerseits in der Reformation eine gedankenmäßige, in sich

durch u.id durch nothwendige Reaction der ursprünglichen Bedeutung des Christenthums, als einer Lehre, zu so tief durchgreifender Erscheinung gekommen wäre, und wenn andererseits in den Institutionen der Hierarchie die Möglichkeit läge, einmal: das Wahre an der Reformation in sich aufzunehmen und zu verarbeiten und sodann: politisch, weltlich etwas Anderes auszudrücken, als jene erste civilisirende Kraft des Christenthums, die zu lebhaft, zu vollständig schon in unser Blut, in die Atmosphäre unseres moralischen Daseins übergegangen ist, als daß sie durch Institutionen noch ferner so mächtig hervorzuheben und auszuzeichnen wäre. Wenn die Hierarchie früher ein Unterpfand der natürlichen Freiheit gegen weltliche Unterdrückung war, wenn sie sich für die Initiative der Bildung und Aufklärung des Mittelalters halten durfte, so weise uns Görres nach, wo und wie sie auch noch jetzt sich an die Spitze unserer großen historischen Probleme stellt! Er zeige uns die Möglichkeit, daß auf einem Concile die Differenzen der deutschen Philosophie entschieden werden; er zeige uns, daß der Papst jemals in's Mittel getreten sei, wo es sich um die Befreiung der Armen aus weltlichem Drucke, um die unpartheiliche Versöhnung entgegengesetzter Ansprüche gehandelt hat! Welche Rolle spielt die Hierarchie? Steht sie, wo nicht etwa wie in Irland Religionshaß dazu kommt, auf einer andern Seite, als derjenigen, die ihr die meisten ihrer Privilegien zusichert? Wie will Görres dieser eigennützigen und ohnmächtigen Hierarchie jene Kraft geben, sich an die Spitze der Ereignisse zu stellen; jene Entsagung, um eines ihrer Rechte zu opfern; jene Aufklärung, um einzusehen, daß die fernere Behauptung derselben ihrer Mission, wenn sie eine solche hat, unwürdig ist! Mit einem Worte, die Hierarchie drückte im Mittelalter die historisch-civilisirende Kraft des Christenthums aus; aber jetzt möchte man doch des Dankes längst überhoben sein, daß man durch ihre Hülfe schreiben und lesen lernte, daß sie den Gothen Buchstaben gab, sie die Wissenschaft durch Abschriften berühmter Werke erhielt, sie die Sitten der alten Deutschen milderte und jene Eichen niederhieb, unter welchen die Heiden Menschenopfer brachten. Auf den Grund dieser verjährten alten

Dienste, die das Christenthum der Welt geleistet hat, sollten immer noch umfassende Institutionen, wie Hierarchie und Staatskirchen, sich ausdehnen dürfen?

Wenn sich somit das Papstthum als Concentration der weltlich historischen Bedeutung des Christenthums überlebt hat, so läßt sich auch dem Protestantismus der Einwand machen, nicht daß er, wie Görres sagt, durch ewiges Negiren sich in corrosives Arsenik bei den Rationalisten und in narkotische Blausäure bei den Pietisten verwandelt hat; sondern daß er die andere Seite des Christenthums, die Lehre, einzig und allein ausbildete und nur von dieser Lehre aus einen Einfluß des Christenthums auf die Welt gestattete. Durch diese, man möchte sagen, Theologisirung unseres Lebens ist der frei sich entwickelnde, und oft durch nur weltliche Beziehungen bedingte Fortschritt der Geschichte mehr gehemmt als befördert worden. Die rein theologische Ausbildung des Christenthums, früh in unsere Herzen gesenkt, durch mancherlei weltliche Zugeständnisse zu Macht und Ansehen erhoben, hat gegen viele Forderungen des Zeitgeistes sich um so heftiger stemmen können, als der Protestantismus, die vorzugsweise theologisch speculirende Confession, rüstig und behutsam genug war, sich gegen keinen der Fortschritte in der Philosophie abzuschließen, sondern an Principien und Methode von der Geschichte derselben so viel in sich aufzunehmen, als nur irgend mit dem biblischen Glauben in eine gewisse Harmonie gebracht werden konnte. Die geistreichsten Denker, statt sich innerhalb der reinen Speculation zu bewegen, übertrugen ihre Philosopheme in die Mitte des Christenthums und schmückten den Tempel Gottes mit allen ihren prächtigen Waffen, ihren Demantschilden, ihren sieggewohnten Fahnen aus. So wurden durch den Protestantismus und den vorzugsweise theologischen Sinn desselben, der sich ja bis auf die Bauern der Dörfer, die ihre Bibel mit in die Kirche nehmen, erstreckt, alle Fragen und Rücksichten christianisirt; eine Methode, die dem Christenthum nichts nützte und der Geschichte schadete. Wenn die katholische Hierarchie darin einseitig ist, daß sie die historisch-weltlichen Einflüsse des

Christenthums an die Stelle der Lehre setzte, so ist es der Protestantismus darin, daß er am Christenthum alles in Lehre verwandelt, daß er alle Gedanken der Philosophie zu theologischen Problemen macht und den Maßstab von Judäa, als einen heiligen und unveränderlichen, an alle Breiten, Höhen und Tiefen auch noch des jetzigen Jahrhunderts legt.

Dem Christenthum soll nichts genommen werden, als seine falsche Anwendung. Habt doch keine Sorge, kein Berg wird je Golgatha übergipfeln; kein Joseph von Arimathia, der sich entschließt, dem Herrn sein schweres Kreuz zu tragen, wird ohne den Preis der Liebe bleiben. Was auch die moderne Kritik an der evangelischen Geschichte zertrümmert hat — es sind die Anschwemmungen der Sage gewesen, die Verwandtes an Verwandtes kitteten und eine Schilfvegetation trieben, in welcher die Krokodile der Heuchelei weinen und die der Orthodoxie manches Mosesknäblein der Zukunft zerreißen konnten. Die hohen Cedern und Palmen auf der Mitte des grünen Eilands der evangelischen Geschichte nagt kein Borkenkäfer der Kritik an, sondern sie säuseln ihren Frieden und werfen ihre Schatten, die noch immer die aufnehmen, die mühselig und beladen sind. Das Christenthum feiert seine größten Triumphe nicht in den stolzen Processionen der Peterskirche, nicht im Fronleichnamsprunk, unter donnernden Geschützessalven, sondern in der Stille des menschlichen Herzens, in der warmen Brust eines Friedfertigen, der seinem Thun und Denken ein einiges Gepräge und eine einzige heilige Durchdringung geben will. Das Christenthum ist überall da am nächsten, wo die äußern Institutionen es am fernsten gerückt haben. Das Christenthum will gesucht und, um heißer umfangen zu werden, entbehrt sein. Das Christenthum ist eine Religion des Widerspruchs, eine Religion der verneinten äußern Welt; je unsichtbarer, desto sichtbarer, je ärmer, desto reicher. Ueberall wird Christi Geist schwinden, wo man ihm zumuthet, in äußere Gestaltungen, wenn auch noch so organisch, überzugehen und sein Inneres in etwas äußerlich Sichtbares treiben und aufkeimen zu lassen. Es ist darum wenig für das Christenthum zu fürchten, weil es wol in äußern Krystallisationen als Hierarchie

oder Dogma kann angegriffen und gestürzt werden, jede Religion aber, die dann an die Stelle treten sollte, da wieder anknüpfen müßte, wo Christus angeknüpft hat, an das Unsichtbare, die Ahnung, die Unsterblichkeit, die einzige edle Welttugend, die Liebe.

Nur die Anwendung des Christenthums soll geändert werden. Seine Priester sollen nicht die Rolle der Chaldäer und Zeichendeuter am babylonischen Hofe spielen. Seine Lehren sollen nicht, in Erz gegraben, an den Straßen ausgehängt werden und verlangen buchstäblich beschworen zu werden. Alle diese Anforderungen, die der Zeitgeist an die Lehrer und Hüter des Christenthums stellt, sind zu bekannt, als daß wir durch Wiederholung derselben uns Gehässigkeiten zuziehen wollen. Die vorliegenden Beispiele sprechen deutlicher als Abstractionen. Die Frage der gemischten Ehen beweist, daß sich im Schooße der Gesellschaft Bedürfnisse bilden, deren moralische Abschätzung sich weder durch polizeiliche noch kirchliche Verbote erhärten läßt. Die Bedürfnisse sind eine Frucht der Umstände und setzen Stockungen der Sitte voraus, die nicht immer durch die menschliche Unsittlichkeit bedingt werden. Für den glücklichen Erfolg unbedingter Zwangsgebote, mögen diese nun aus der Polizeistube oder vom Hochaltare kommen, ist unsere Zeit nicht mehr gläubig genug. Die zornige Verdammung eines Priesters, der Bannfluch, den er auf Widerspenstige schleudert, schüttet nur zu seinem Nachtheile Alles zusammen. Der davon Betroffene wandelt ruhig seiner Wege weiter. Kein Gesetz ist stark genug, einem Bedürfnisse auf die Länge Trotz zu bieten. Was wird die Kirche thun, wenn ihr statt gehorsamt aus dem Wege gegangen wird? Sie wird starr und trotzig auf ihrer alten Stelle bleiben et impavidam ferient — ruinae und nicht einmal die Volney'schen, sondern die sich von selbst bei einem Gebäude ergebenden Ruinen, bei dessen Verwaltung kein Fond für Ausbesserungen niedergesetzt ist.

Görres kennt, mit einer eigenen atheistischen Geschichtsphilosophie, in der Geschichte nur handelnde, intriguirende, keine leidenden Factoren. So wird er auch bei allen diesen Andeutungen voraussetzen, daß sie nur das Feldgeschrei einer

wühlenden geistlichen Demagogie sind, Aufträge, die ein Jeder in seinem Bereiche gewissenhaft und dem Satan dafür auf's Blut verpflichtet durchführen müsse. Und die Schwachen wird er dabei für sich haben, da man diesen nur die Resultate der Kirchenreformation, die wir weiter auszubilden haben, aufzählen darf, um sie einzuschüchtern. Wie das Alterthum von stolzen Bauten erzählt, bei denen die Arbeiter ihr Leben verwirkten, wie sich ein Heerführer der Völkerwanderung in einer entwässerten Stelle eines Flusses begraben ließ und die mitwissenden Sklaven, die das Grab ausgehöhlt hatten, sofort getödtet wurden; so freuen sich die Menschen der Früchte, die der Baum des Erkenntnisses trägt, und verdammen doch die Hand, die sie ihnen bricht. Deshalb thut es wol Noth, die Schwachen zu ermuntern und sie zu versichern, daß das Meiste von dem, was sich in der Kirchenreformation demnächst noch als historisch unveräußerliches Resultat ergeben wird, ohne menschliches Zuthun reifen wird und daß gerade die Kirche durch Gehenlassen und Passivität ihrer Angehörigen am frühesten zu ihrem Ausgangspunkte kommen wird. Was *wir* nicht wagen anzugreifen, das greifen die Institutionen an. Die heilige Scheu, die uns zittern machen würde, wenn wir im Kirchenwesen Wahres vom Falschen trennen sollten, empfindet der Staat nicht, dem einmal die Vorsehung deshalb seine einseitige Ausbildung und sein momentanes Uebergewicht gegeben hat, um die Hierarchie niederzudrücken. Wir können, ruhig lächelnd, unsern Herder und Montesquieu in der Hand, dem Conflicte zusehen und aus dem, was sich heute einfädelt, auf das Gewebe schließen, das die Zukunft wird gesponnen haben. Sieht man, wie die Gestirne der weltlichen und geistlichen Uebermacht zusammenstoßen, so wollen wir uns trösten, daß Gott für Alles gesorgt hat und daß er da immer selbst schafft, wo uns die menschliche Ungewißheit über himmlische Dinge im Schaffen zaghaft machen würde. So giebt es für den Philosophen auch in diesem Kölner Streite nur *eine* Art, seine Stimme abzugeben, die ruhig abwartende. Wir leben in einer so denkwürdigen Uebergangsepoche, daß wir, ohne darum in Quietismus zu verfallen, das Meiste in der That auf sich beruhen lassen können, da

es, wie alle Zeichen ansagen, zu seinem Ziele kommen muß. Görres ahnte dies und sprang auf, um über den Vorfall keine Stille im Lande eintreten zu lassen. Der Indifferentismus der Rheinländer empört ihn; er fühlt, daß durch die Fehler der Menschen in der Geschichte Größeres gethan ist, als durch ihre Tugenden. Harren wir geduldig des Ausganges; selbst wenn keine der streitenden Partheien im Rechte der Geschichte wäre, ihr verpflichtet sind sie alle.

Görres hat in dem Sinne Recht, die Revolution eine Fortsetzung der Reformation zu nennen, als dem kirchlichen Protestantismus der weltliche Liberalismus entspricht. So wie aber jener dahin ausartete, daß er sich in Symbolen zu befestigen suchte und abgerundete Systeme schaffte, ebenso hat der Liberalismus nur die Bestimmung, eine Gesinnung zu sein, eine moralische Tugend, die allen unsern Empfindungen und Gedanken eine freie, vernünftige und edle Richtung giebt. Wenn der Liberalismus zunächst in der Form der Verneinung auftritt, so trifft die Schuld nicht ihn, sondern die Masse von Ueberlieferungen, die auf unsere Interessen und Gedanken, ohne es vor dem Richterstuhle der Vernunft zu verdienen, eine bindende Gewalt ausüben. Der Liberalismus fällt mit dem Protestantismus, sobald beide mehr als eine ursprüngliche, des freien Menschen würdige Tugend und Gesinnung, etwa eine schlechthin unbegrenzte Manie der Verneinung sein wollten. Der Liberalismus ist ein wesentlich nur befreiendes Princip; das Bindende, das Institutionen schafft, ist ihm bis jetzt nur von meist unzulänglichen Geistern zugetraut worden. Der Geschichte unbedingt widersprechend, wollten sie Festes aus einem Stoffe machen, der, wie eben der Liberalismus, nur ein Fluidum ist, ein Aether, ein Duft unserer modernen Existenz. Nein, das Bindende, Gestaltende, Gesetzgebende in der Politik sollen weder Liberalismus, noch Ueberlieferung der Geschichte, sondern lediglich die socialen Interessen und menschlichen Bedürfnisse sein.

Die Reformation zerstörte den Begriff der Kirche als eines Abstractums; die Revolution zerstörte ebenso den Staat. Die Reformation verfiel in das Extrem, daß sie an die Stelle des in den Hintergrund gerückten Cultus die Dogmatik und die

symbolischen Bücher, überhaupt die Theologie setzte, und die Revolution gestaltete aus dem Liberalismus a priori Einrichtungen, die man gewöhnlich mit dem Namen des Vernunftstaates zusammenfaßt. Beides hat geführt und würde führen zu einem Despotismus, der eben so unerträglich wäre, wie der alte; die Despotie des Papstthums wurde dort vertauscht mit der Despotie der Dogmatik; hier würden wir statt der Monarchen monarchische Begriffe bekommen, statt der Despotie der Ueberlieferung die Despotie einer gesellschaftlichen Logik, die überdies fanatisch werden müßte, da ihre Formeln leere Hülsen sind, in die sie sich beeilen muß, schnell und à tout prix einen Kern zu legen.*)

Wir sehen, daß dasjenige, was jetzt an die Stelle der Kirche treten will, die von unten auf sich bildende Gemeinschaft gleichartiger Ueberzeugungen ist. Ebenso soll der Staat aufhören, von oben aus als ein Ganzes, fertig Construirtes dazustehen; er soll sich aus dem Princip der Gesellschaft von unten aus, aus dem Schooße der Bedürfnisse und gesitteten Interessen, von selbst erzeugen. Er soll wie die Kirche das nie Fertige und doch immer Vorhandene sein. Er soll unsere Existenz in so schwachen und so weiten Umrissen umziehen, daß wir ihn nie in unserer unmittelbaren Nähe haben, daß er nirgends etwas Abgeschlossenes vorstellt, sondern zahllosen Integrationen offen steht, die wir ihm aus der Fülle unseres geistigen und industriellen Schaffens zubringen werden. Das Nächste, was wir beanspruchen, ist die moralische, freie Existenz, das Zweite der Erwerb und seine Freiheit, das Dritte die Gemeinde und ihre Ordnung, das Vierte ist das Ganze des Staates und unsere Vertretung in demselben, das Fünfte seine Geltung nach außen. Ich gebe hier die Grundzüge einer Politik, wie sie in der Masse und dem Verhalten derselben zum Staate heute einmal vorhanden ist. Diese Grundzüge, die sich von selbst in das politische Bewußtsein der Gegenwart (man nehme nur die ungeheure Freiheit der Geldinteressen, die selbst die unumschränkteste Monarchie nicht hindern kann!) hineinleben und die ihnen entsprechenden

*) Spätere Anmerkung. Wie beim Staat der Socialisten!

Formen ausbilden werden, müssen mit der Zeit uns eine vollkommene bürgerliche Freiheit bringen, ohne daß wir nöthig hätten, darum in einen fremden Welttheil auszuwandern.

Monarchie oder Republik — das ist eine Frage, die unerledigt bleiben wird, seitdem wir wissen, daß das Princip der Republiken die Tugend sein muß und im Namen der Tugend und Freiheit die größte Despotie nicht blos ausnahmsweise geherrscht hat, sondern herrschen muß, da wir die Tugend jetzt nur durch Terrorismus zu einem Princip der Oeffentlichkeit erheben können. Der Staat soll aus dem Schooße der individuellen Freiheit als Selbstgesetzgebung für die Interessen und Vortheile des gesellschaftlichen Bindens und Sichverpflichtens hervorgehen; von unten auf soll sich das, was wir Staat nennen, aufthürmen, und wahrlich! so wie wir gegen die Kirche als Hierarchie die Einseitigkeit des absoluten Staates reagiren sahen, so reagirt gegen den Staat schon längst die Einseitigkeit der absoluten Individualität, nämlich das Geld, das der nackteste und gefühlloseste Ausdruck der Interessen und Bedürfnisse ist. Das Geld schafft Corporationen, die der Staat ohne Weiteres (selbst wenn sie von Juden gebildet sind) in seine althergebrachte Construction aufnimmt. Die Interessen und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Zusammenlebens werden stärker werden, als die Abstraction des Staates. Wissen wir noch nicht, was sich daraus bilden kann, so wissen wir doch, daß die Revolution schon das trügerischste, beschwerlichste, gehässigste Mittel zur Freiheit ist, zu jener Freiheit der Selbstbestimmung, zu der wir kommen werden, ohne Wissen und Willen, ja durch die Vermittelung der Privilegirten selbst.

Eben so unhistorisch, wie der harmlosen Entwicklung unserer politischen Wohlfahrt nachtheilig ist es, daß Görres die Revolution als ein lauerndes, noch immer wühlendes unversöhnliches Weltprincip darstellt. Sie ist ihm der Hauptfactor der modernen Geschichte, der allen übrigen Principien der Besonnenheit und des Widerstandes das eigentliche Gebiet ihrer Thätigkeit anweist. Sie ist ihm jene ewige Propaganda der Zerstörung, des Fürstenhasses, der alles Höchste zu Boden

nivellirenden Theorie der nacktesten Menschenrechte. Die Revolution ist ihm die stets mobile Colonne der Umwälzung in ihren beiden Flügeln, und in ihrem Centrum die verschlagenste negative Taktik, die nur die Verwirrung und die Beute will. Görres hat dabei nicht blos die zerstreuten Trümmer älterer und jüngerer Revolutionen im Auge, die allerdings schlagfertigen Vorposten der unglücklichen, um allen festen Lebensanhalt im Ausland gebrachten polnischen Emigration, die deutschen Flüchtlinge, die Italia giovine und die Clubs von Barcelona; nicht blos den fabelhaften Comité Directeur und seine hie und da mit den Jesuiten affiliirten Seitenverzweigungen*); sondern die Revolution ist ihm der eigenthümliche Sauerstoffbestandtheil, den die moderne Lebensluft schon organisch in sich aufgenommen hat. Sie wohnt nach ihm nicht blos in den Köpfen, welche die phrygische Mütze tragen, sondern selbst in gekrönten Häuptern. Sie blickt ihm aus den Portefeuillen der Minister ebenso entgegen, wie aus den Augen der Fabrikarbeiter. Sie ist ihm selbst da gegenwärtig, wo sie scheinbar ganz offen bestritten wird. Statt gerade durch die Möglichkeit, selbst in den Cabinetten die Revolution nachzuweisen, sich zu einer Aenderung des Ausdrucks zu bequemen und sich zu überzeugen, daß allerdings die Resultate der Revolution sich in lebendiges Blut für den Organismus der heutigen Staatenexistenz verwandelt haben, statt den Gesichtspunkt eines nackten Widerspruches von Position und Negation zu verlassen, thürmt Görres alle möglichen Symptome der Neuerung zu einem Ungethüm auf, dem er die Form jenes schrecklichen, apokalyptischen Thieres giebt, hundert Köpfe, hundert giftige Zungen, zweihundert feuersprühende Augen, zahllose Fäuste und Tatzen, zahllose Brüste, um alle Laster daran groß zu säugen. Dies freche Scheusal liegt irgendwo in einer Katakombe von Paris und dünstet von da seinen pestilenzialischen Einfluß über alle Länder und Völker aus, versengt die grünen Saaten des Erd-

---

*) Wer erinnerte sich nicht des mit einem Münchner Paß und dem apostolischen Segen der bayrischen Gesellschaft Jesu ausgestatteten — Demagogen Wolfrum, den der Minister d'Argout auf die Tribüne der französischen Deputirtenkammer brachte?

reiches, unterwühlt Kirche und Staat und eitert, wie Görres vergessen hat hinzuzufügen, noch die Blasphemieen von neuen Kunstreligionen, von Religionen der Industrie à la Saint-Simon, und die methodische Verpestung unseres gesellschaftlichen und sittlichen Lebens, letztere besonders mit Hülfe der schönen Literatur, aus. Görres muß das halbgeborstene Ei, dem dies Ungethüm allmälig entkrochen ist, in Paris damals selbst gesehen haben, als er den Jakobinern die Schlüssel von Coblenz überbrachte.

Leider theilen noch viele Staatsmänner dieselben gigantischen Phantasieen und halten die Revolution für etwas mathematisch Abgrenzbares und mit allgemeinem Aufgebot Abfängliches, während, wenn sie wirklich wie der Krebs im Staatskörper frißt, jeder Arzt bezeugen kann, daß dies Uebel nicht die Wirkung eines Wurmes oder einer verpestenden Berührung ist, sondern eine Desorganisation des Blutes, eine Pseudofunction des Lebensprocesses. Die Revolution ist keine chirurgische, sondern eine pathologische Krankheit. Ein Specifikum unterbräche die krankhafte Entwicklung und leitete sie wieder in die gesunde und normale Vegetation hinüber. Wenn von der Revolution, als einer mobilen Colonne, die Rede ist, so können damit höchstens jene verzweifelten Reste des fast überall zersprengten Clubwesens gemeint sein, die, selbst wenn sie sich aus einigen Phantasten (wir nennen die Bessern) rekrutiren, nimmermehr eine andere Kraft entwickeln werden als die, welche Deutschland umwälzen wollte und damit anfing, ein Wachthaus zu stürmen, als die, die den Savoyer Kriegszug einem der treulosesten Condottiere, Romarino, überließ und die noch jetzt zuweilen mit Göttinger Hiebern und Stürmern sich in Barcelona sehen läßt. Auf diese Revolution paßt das Görres'sche Bild von dem umgehenden brüllenden Löwen nicht. Er ist bei den Meisten nur — die Haut eines Löwen.

An die Revolution als eine plötzliche, idealische Umgestaltung aller äußern Verhältnisse kann man in schwärmerischer Jugendzeit einen einzigen schönen Frühlingsabend glauben; man wird aber bald zu der Einsicht kommen, daß in der Geschichte und dem Völkerleben ein von der Natur bedingtes

ewiges „Trägheitsgesetz", eine allerdings verrückbare, aber nie den Zug nach dem untern Schwerpunkte verlierende Gravitation herrscht. Was die Geschichte Neues und Ueberraschendes bringt, das ist wie ein plötzlicher Regen im Sommer, wo alle Hausfrauen eilen, das Wasser einzufangen. Die Menschheit fällt darauf immer wieder in die alte Lage zurück und wartet mit Muße ab, daß sich allmälig das in der Aufregung schnell Eroberte befestige und mit dem Vorhandenen verschmelze. Anders werden wir die Menschen zu keiner Zeit finden, wenn auch wol dem Enthusiasmus des Einzelnen wie Moses die Flamme auf dem Haupte beständig lodert und flackert. Das Ereigniß bricht los wie ein Gewitter, und erst der Sonnenschein, der darauf folgt, kann den entladenen Wolken die segensreiche Wirkung auf die Fluren sichern. Das Ereigniß kann mißlingen, es kann bestritten werden, es kann durch eine Windrose von partheiischen Richtungen geschaffen sein; aber es läßt ein Resultat zurück, das sich von selbst zum Capital unserer Erfahrungen und unserer politischen Bildung schlägt. Wie wir gewiß die Stimmen über die Julirevolution getheilt gefunden haben, wie wir auch über die plötzlichen Reformen, die sie uns Deutschen brachte, die verschiedensten Meinungen hörten — das, was in unsern Tagen in Hannover geschah und wie es aufgenommen wurde, beweist, daß sich allmälig politisch freier Sinn gebildet hat und wir ohne Gewalt und Umsturz zu einem Einverständniß über öffentliche Dinge gekommen sind, das vor zehn Jahren unter uns noch nicht möglich geschienen hatte. So haben sich auch die Resultate der Revolution in theoretische, schon unbestrittene M a x i m e n und darauf gebaute sich wie von selbst verstehende B i l d u n g s e l e m e n t e verwandelt.

Wer könnte leugnen, daß die Weisheit, die uns noch die meisten Staatsmänner zur Zeit anbieten, vor Gott und dem menschlichen Verstande Thorheit ist! Wer könnte in allen Einrichtungen des momentanen Staates Befriedigung seines individuellen Stolzes und seiner Liebe für das Wohl der Gesammtheit entdecken? Wir leben im Gegentheile in einem regen, sich drängenden Gewühl von Widersprüchen und Wetteiferungen; wir können dem Nächsten nicht trauen, nicht

eine Stunde unser Haus verlassen, ohne es zu verschließen und ihm einen Wächter zu setzen. Was uns geschenkt wird; wer weiß, ob es nicht von den Danaern kommt! Was uns erleichtern soll; wer weiß, wo wir dafür desto schwerer tragen müssen! Allein, wie wir bei Betrachtung der Kirche sahen, daß das Zuwarten und Geschehenlassen die beste Philosophie für eine Uebergangsepoche ist, so möchte auch wol die beste öffentliche Tugend im Momente darin bestehen, daß man nur auf den redlichen Zusammenhang des Nächsten blickt, daß man in den meisten Dingen durch den ganzen Willen für die halbe That sich entschädigen läßt, die Schwierigkeit der Aufgaben nicht immer durch das Schwert gelöst wünscht und sich überhaupt den Glauben nicht verkümmert, daß Alles, was geschieht, sein eigenes Urtheil an sich trägt und die Aufopferung vom Eigennutz auf den ersten Blick sich unterscheiden läßt. Unsere gegenwärtige Epoche ist überhaupt weit weniger dafür geschaffen, daß wir sichtbare, um sich greifende Verkörperungen der Ideen begehren sollten. Vorerst sind wir in der Lage, den neuen Gesetzescodex der Aufklärung in das Bewußtsein der Massen einzuführen, damit niemand nach etwas Anderm gerichtet werde, als nach dem, was er kennt und wonach er sich zu leben verpflichtet hat. Diese organische und gesetzmäßige Gährung unserer gegenwärtigen Weltlage würde durch die fanatische Constructionssucht eines Görres in heißes Schäumen und Sieden verwandelt werden. Den alten Formen zu Liebe würde er den Geist tödten, der sich neue schafft. In der Ungeduld, zu sehen, daß sich zehn Jahre bewegen, wie die Spinne, die immer nur einen Anlauf macht, sich besinnt und wieder umkehrt, würde er das ganze Jahrhundert in Verwirrung bringen.

Görres erkennt vielleicht die neuen Ideen an; aber er bemitleidet sie, daß sie noch keine Formen haben. Statt sie nun, wie junge Küchlein, die aus dem Ei kriechen, mit Liebe zu pflegen und sie am warmen Busen aufzuziehen, muß er sie den alten starren Formen opfern und sie reduciren. Es ist ein peinliches Gefühl, wenn man sieht, daß Menschen und Verhältnissen von geschlossener Fertigkeit Worte und Thaten gewidmet werden, wofür jenen alles und jedes Verständniß

fehlt. So nimmt der beschränkte und kaum leidlich gebildete Fürst ein Buch in die Hand, das ihm gewidmet wurde, ohne daß es ihm auf einer einzigen Seite deutlich ist. So nimmt die kokette Schönheit eines Weibes all' die duftenden Redeblumen an, die ihr ein junges poetisches Gemüth zum Strauße bindet, ohne daß sie für das Geistige und Tiefe des Selams ein Verständniß hätte. Wer möchte dem Papst von heute und seinen Cardinälen, wer der geistesdürren katholischen Kirche alle jene Opfer der Verliebtheit gönnen, die ihnen das poetische Gemüth der Deutschen seit zwanzig Jahren gebracht hat! Vollends, wer möchte glauben, das Alles, was unsere Zeit geboren hat, nur bestimmt sein sollte, wieder in den vorgezeichneten Umfang jener historischen Formen zurückgeführt zu werden, die aus sich selbst nichts mehr treiben und zeitigen können! Die Görres'sche Theorie bindet die Ideen nicht nur an die Geschichte, sondern beschneidet und stutzt sie auch so zu, daß sie nur in das einmal von ihr Gegebene hineinpassen dürfen. Sein Princip ist dies, daß wir uns in die Geschichte *hineinleben* sollen, während das unsrige heißt, daß wir uns aus der Geschichte *herausleben*! Das höchste Gesetz unserer Zeit, das Alles umfaßt, ist die *Freiheit der Selbstbestimmung*. Wir haben nichts überliefert bekommen; wir sind frei, wir wollen, wir dürfen gegen die Tradition keine Verpflichtungen eingehen. Wenn die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts den Vorwurf der Mattigkeit verdient, so ist es daher, daß sie nur erläuternd, berichtigend, kritisirend, witzelnd über dem Gegebenen schwebte, die Sage in Historie, die Wunder in Physik verwandelte und überhaupt bei dem Historischen *blieb* und es nur anders verstand, als die alte Zeit. *Unsere* Aufgabe ist es, die Begriffe zunächst *nur* aus der Vernunft zu entwickeln, die Geschichte als eine Stufenfolge dieser selben nach Freiheit ringenden Vernunft zu verstehen, die Begriffe nicht an das Positive äußerlich zu knüpfen, oder sie innerlich in ihm verflüchtigen zu lassen (wie Görres entweder das Eine oder das Andere thut), sondern es werden, ihrem eigenen Schwerpunkte folgend, die Begriffe nur noch durch sich selbst erfaßt, durch sich selbst frei und geistig bedingt. Das ist

das erste Gesetz: die Vernunft! Aus ihrem Grunde können wir Jakobiner, Kapuziner, Pietisten, Scholastiker werden; immerhin! (wenn's möglich wäre!) wenn wir's nur durch die Freiheit der Vernunft würden, nicht durch die Sklaverei irgend einer von außen oder durch poetische Illusion uns aufgedrängten Unterordnung. Das Erste wäre traurig; das Letzte wäre schändlich! Die Vernunft kann von ihren Vordersätzen abgeschnitten oder versprengt werden: gefangen giebt sie sich bei anständigen Menschen nie.

Da es der Vernunft zur Zeit noch nicht gegeben ist, daß sie Schöpfungen aufführte, ja, um es noch richtiger zu sagen, da sie nur die Klarheit des Bewußtseins über die Welt ist, so wird sie sich nicht mitten in das Gewühl des Tages begeben, sondern von einer einsamen Warte aus ihre kämpfenden Söhne und Verwandte mustern und höchstens den Todten die Leichenrede halten. Die heutige Philosophie, auf die Heiligkeit des Geistes begründet, kann manchen Theoremen der Görres'schen Lehre entgegenkommen; sie kann oft über Kirche und Staat Gleiches denken, aber das Meiste von dieser Uebereinstimmung wird durch die Scheu gemildert werden, die wir vor dem, was in der Geschichte todt ist, so gut haben sollen, wie vor dem in ihr Lebendigen. Nur auf gewissen Stufen, unter Voraussetzungen, die ja abgestorben sind, kann die Philosophie eines oder das andere der Görres'schen Dogmen zugestehen; aber die erste Stufe und erste lebendige Voraussetzung wird immer die bleiben, daß unsere Zeit die Aufgabe hat, die Geschichte nur noch zu entsiegeln, wenn das Wappen der Vernunft auf ihr steht, und lieber, da wir im Jahre, nicht im Jahrhundert leben, einer abwartenden reflectirenden Zeitbetrachtung zu huldigen, als in wilder Hast Institutionen mit Formeln beschwören, die ihre Zauberkraft verloren haben.

Geistesirre pflegt man wol dadurch zu heilen, daß man sie durch einen ihnen künstlich verursachten physischen Ekel allmälig zur Zusammenfassung und gebundenen Einigung ihrer Verstandeskräfte zurückführt. In diesem Sinne wäre auch Görres auf dem Wege, zur Besinnung zu kommen. Denn es rächt sich seine Auffassung der gegenwärtigen Welt-

lage am empfindlichsten an ihm dadurch, daß er sich, von Ueberdruß und Ekel an derselben gepeinigt, von ihr abwendet und sich einer muthlosen Verzweiflung ergiebt. Wer so viel Galle und Magensäure hat, wie Görres, der kann nichts mehr, was ihm die Welt und ihre fortlaufende Geschichte bietet, mit Behaglichkeit verdauen. Seine Säfte sind so verdorben, daß ihm Alles bitter und ekel schmecken muß. Görres giebt eine Schilderung des Momentes, die nur die geängstigte und krankhafte Empfindung seiner Nerven verräth und welche denen Mitleid einflößen muß, die auch vom Unvollkommenen, das die Zeit bietet, sich zu nähren wissen, da sie sich Bewegung machen und durch Sich-Tummeln dem schwer Verdaulichen zu Hülfe kommen. Görres empfindet nur Blähungen und Aufstoßen von den Nahrungsstoffen, die ihm die Tagesgeschichte bietet. Er geht so weit, sogar die Luft für verpestet zu halten, und ruft aus (S. 110): „Es ist so weit gekommen, daß wir aller Orten von der Lüge, wie von einer Atmosphäre uns umfaßt und umgeben finden; sie wird eingeathmet und ausgeathmet; wie Speise und Trank tritt sie in's Leben ein und geht ihm angeeignet über in Fleisch und Blut." Er sagt, daß alles Sittliche in Frage gestellt wäre, daß tausend und abertausend Warzen Krötenschleim ausspritzten, Lüge und Fälschung hätte das Steuer der öffentlichen Meinung ergriffen, die Einfalt und Leichtgläubigkeit, selbst der gebildeten Zeitgenossen, ließe sich alle nur möglichen Entstellungen der Wahrheit gefallen; wir gingen in einer fictiven Welt einher, in einem Fabelreiche und müßten schon auf die bornirtesten Ansichten, die flachsten Gedanken, die armseligsten Leidenschaften Rücksicht nehmen, wie auf ein Ding, das etwas vorstellt und bedeuten solle! Görres sperrt sich gegen den Tag wie gegen die Pest ab. Wer ihn sprechen will, den empfängt er durch eine Thürspaltritze, das Haupt umhüllt mit Decken und Schleiern. Er nimmt keine der cursirenden Münzen in die Hand, ehe sie nicht dreimal in dreierlei Wasser abgewaschen ist. Seine Speisen muß der Koch erst selbst in seiner Gegenwart kosten, damit sie ihm die Ueberzeugung geben, daß sie nicht vergiftet sind. In die Zeitungen wirft er keinen Blick mehr, weil

schon die Druckerschwärze heute eine Verpestung sei; der Papierstoff ist ihm widerlich; wer weiß, aus was für Lampen er gemacht ist! Alles, was er jetzt besser haben kann, als in frühern Tagen, mißfällt ihm, weil es vielleicht mit Hülfe von Maschinen gemacht ist. Die Menschen und die Dinge seien nicht mehr das, was sie waren, und es bleibe dem Biedermann nur noch übrig, sich für einen Lebendigbegrabenen zu halten und zu leben, als lebte man nicht.

Dies ist die muthlose Verzweiflung, die am Abend seines Lebens Jeden ergreifen wird, der sich auf ein einseitiges Handeln stellte und nicht begreifen wollte, daß Handeln die Frucht des Denkens und Denken immer die Voraussetzung zweier Begriffe sein soll, die man gegen einander ausgleicht oder sich ergänzen läßt. Immer nur Eines wollend, entweder die Herrschaft der rothen Mütze oder die Naturphilosophie, oder asiatische Mythengeschichte, oder altdeutsche Volksbücher, oder den Haß gegen die einst so theuren Franken, oder eine Coblenzer Adresse, oder die Haller'sche Restauration oder eine Münchner Professur, — wo kann da am Abend des Lebens Ruhe und Zufriedenheit eintreten! Sieht man doch, daß die Zeit alles mit fortnimmt, was in der Mode war und nichts leichter vergessen läßt, als jede Manier! Die Freiwilligen von 1813 treten zusammen und feiern ihre heldenmüthige Jugendzeit, und wie fremd ist uns Jüngern, die wir damals erst geboren wurden, schon ihr Enthusiasmus, ihr Singen und Trinken, ihr Wahlspruch und ihr Toast! Entgegengesetzte Gedankenreihen wohnen jetzt in der Jünglingsbrust und liegen den Männern zur Prüfung und Entscheidung vor. Wie bemitleidenswerth wäre jeder Ritter des eisernen Kreuzes, der seinen alten Gesichtspunkt von 1813 nicht erweitert hätte und sich entrüstete, daß wir in seine Kriegslieder nicht mit einstimmen, seine Toaste veraltet finden und ihn nur dann verehren, wenn er die Kraft seiner Jugend sich auch für das richtige Verständniß der spätern Zeit erhalten hat, die ihn als gereiften Mann antraf. Es ist ja schon die nächste Maxime des Umgangs, daß wir erkennen, wie wir aus Täuschungen und bittern Schmerzen nie herauskommen würden, wollten wir in allen Gemüthern,

selbst den verwandtesten, dieselben Denk- und Gefühlsprocesse voraussetzen. Wie oft urtheilt man mit Andern dasselbe und muß sich gestehen, daß der Andere sein Urtheil einem Grunde und einer Veranlassung verdankt, die uns so wenig zusagt, daß wir lieber hätten, er wäre anderer, als in dieser Art unserer Meinung. Nein, es giebt keine vollkommen gleiche Kammerton- und Orchesterstimmung der Gemüther; eine Thatsache, welche die erste Grundlage unserer Lebensphilosophie sein soll, und die, wenn sie einmal von uns als etwas Unabänderliches hingenommen ist, uns einzig und allein sowol den Glauben an uns selbst, wie die Kraft erhalten kann, die tausend verworrenen Eindrücke der Welt ruhig an uns herankommen zu lassen und aus der steten Fülle dessen, was die Zeit bietet, zu entnehmen, was uns zusagt. Selbst wer die Flamme der Freundschaft nährt, muß sich gewöhnen, daß die Nahrung derselben steter kleiner Hader ist. Wie viel mehr muß man die Geschichte als etwas ansehen, das uns nie eine vollkommene Befriedigung auf unsern Ruf: Tischlein, deck' dich! vorzaubert; sondern die, selbst wenn das Tischlein erscheint, immer noch etwas daran fehlen läßt, den Korkzieher, eine Gabel, wie's kommt. Das moralische Leben des Menschen, im Nächsten und Entferntesten, im Hause und in der Geschichte, soll nicht blos Tugend, sondern eben so sehr Kunst sein. Das Individuum und die Zeit sollen ein schönes musikalisches Wettspiel vorstellen, einen Tonkampf, der sich immer wieder in den reinsten Accorden zu versöhnen weiß. Alle wahrhaft großen Männer haben sich, wenn sie nicht gerade selbst befugt waren, der Zeit eine Gestaltung zu geben, durch diese Kunst des Lebens in der Geschichte ausgezeichnet; sie haben sich nie gescheut, aus ihrem Fahrzeuge, wo es Noth that, alte Lieblingsvorstellungen als Ballast über Bord zu werfen, ohne daß ihnen Jemand den Vorwurf der Inconsequenz hätte machen dürfen. Die echte Lebenskunst hat ein ursprüngliches Vermögen, das ihr unter allen Umständen gesichert bleibt, und zu diesem sucht sie nur von der Zeit so viel Vortheile hinzu zu gewinnen, als eben die Ehre zuläßt. Kommt etwas Trocknes in der Geschichte, so mißt sie es nicht mit dem Eimer; kommt etwas Flüssiges, so geht sie nicht mit

der Elle daran. Allem Neuen wird sein Recht der Neuheit gelassen und ein passendes Urtheil dafür nicht aus dem Alten und Gewohnten entlehnt, sondern aus dem Neuen selbst entnommen. Vor Namen, die noch nicht genannt waren, erschrickt sie nicht; ja das, was sich erst entwickelt, pflegt sie mit besonderer Liebe. Sie findet ihren Stolz darin, nicht die Jugendfrische zu zeigen, daß sie immer noch so spricht, wie 1797 und 1813 gesprochen wurde, sondern daß sie sich am Jungen selbst wieder verjüngt, daß sie das Vergangene mit dem Kommenden zu vermitteln strebt und dem Werdenden nicht Haß, sondern Erfahrung anbietet. Von einer solchen Lebensansicht hat Görres keine Vorstellung. Weil seine Vergangenheit planlos war, weil er sich beim ersten Moment, wo sich sein Genius als strebender fühlte, nicht sagte: Das willst du! so geht ihm auch die Zukunft verloren. Sein Leben war eine fortwährende leidenschaftliche Bestimmung seiner Empfindungen und Urtheile durch den Augenblick, und es konnte gerade nur die Folge einer solchen Mittelpunktlosigkeit die sein, daß er sich geberdet, wie ein Reicher in Cairo, wenn die Pest ausbricht. Der Würgengel ist sein Wachen, der Würgengel sein Traum. Die Luft ist ihm Tod, das Athmen Verwesung. Eine dumpfe schwüle Sonnenhitze brütet über den sich schwärzenden Opfern der gräßlichen Seuche, und in jedem Moment erwartet er, daß auch ihm die Tasse schwarzen Kaffees aus der Hand gleiten und er dem Zorn der Götter verfallen sein werde. Gönnen wir ihm den sanften Tod, daß er in den Phantasieen des schon eintretenden Fiebers den Frühling um sich grünen sieht und das Gras einer neuen Weltordnung beinahe wachsen hört. Gönnen wir dem Sterbenden die Täuschung, daß er den kleinen künstlichen Isar-Wasserfall des englischen Parks in München im Fieber mit dem Jordan verwechselt!

Herr Eichhorn aber und das preußische Ministerium mögen mir nicht übel nehmen, daß ich an eine Frage des Kirchenrechts und der Insubordination Betrachtungen umfassenderer Art knüpfte. Die Kölner Angelegenheit hat die Bestimmung, von ihrer innerhalb Actenstücken sich bewegenden officiellen

Erörterung in höhere Gedankenschichten aufgegipfelt zu werden. Ja, es ist selbst beklagenswerth, daß die beiden darüber in Streit gerathenen Partheien sich lediglich nur nach dem Glaubensbekenntnisse unterscheiden und die Motive zurückgeführt werden entweder auf den Papst oder auf Luther. Bekommt die Kölner Frage diese rein confessionelle Wendung, so wird sich nicht sowol viel Gehässigkeit und Gewaltthat in den Streit mischen, wie Görres dazu den Anfang gemacht hat, sondern noch unerträglicher könnte die weitläufige Wiederholung alter, längst zu den Acten gelegter Debatten werden. Nichts wäre dem Kampfe schädlicher, als wenn die Theologen beider Partheien die alten ausgedienten Gemeinplätze über Kirchen-, Papst- und Lutherthum aus den Invalidenhäusern holten und die alten Jungen wieder die Parade beziehen müßten; nichts schrecklicher als ein dreißigjähriger Federkrieg, alte Schlachten bei Leipzig und Lützen, alte fanatische Magdeburgsverwüstungen, kurz das Broschürengewühl, etwa mit den Fahnen: „Stimme eines protestantischen Geistlichen aus dem Erzgebirge über Rom und die Römlinge"; oder: „Was wollen die Jesuiten im 19. Jahrhundert?" oder: „Gewissenszwang und Gewissensfreiheit. Aphorismen von einem Laien" u. s. w. Es wäre zu wünschen, daß sich die Frage mehr innerhalb der Publicistik und der Philosophie erhielte. Der Katholicismus als Glaubenssache ist in Deutschland so erstorben oder hat sich so sehr in die allgemeine Stimmung der Zeit, in den Indifferentismus, hineingewöhnt, daß zur Bekämpfung als *wesentliche* Gegner nur übrigbleiben sollten: die Reactionäre einer phantastischen Philosophie und Weltanschauung, auf welche mit theologischen Waffen weit weniger sich wirken läßt, als mit jenen Hülfsmitteln, die man aus dem Arsenal der allgemeinen Zeit- und Weltresultate entlehnen muß. Auf dem Gebiete der Publicistik sollte die Stellung Bayerns und Oesterreichs zu unserer Frage von Kundigen und Muthigen erörtert werden, und eine Anfrage geschehen, ob der Bundestag fest genug organisirt ist, um die doppelte Politik einiger Staaten auszuhalten, die auf dieser Seite Verbündete und auf jener Zweideutige sind? Ferner: ob es wol einen Staat giebt, der Süddeutsch-

land eine gewisse Einheit und gleichgewichtige Vorneigung (für die betreffenden Völker aber mit Inkaufnahme der Hierarchie und einer gewissen Vorliebe für das malerische, bauende, dichterische, leider auch politische Mittelalter) zu geben trachtet? Ferner: ob es einen zweiten größern Staat giebt, der heute ein Verbündeter, morgen ein Rival ist, heute in dem deutschen, morgen in dem europäischen Gleichgewicht seinen Schwerpunkt sucht und dessen Lenker, beinahe wie Talleyrand, dem verschlagensten Egoismus, wenn's nützlich ist, Alles opfert? Endlich sollte Preußen gefragt werden, ob es nicht aus diesem Kölner Zerwürfniß, das den Rheinprovinzen jedenfalls eine unbehagliche Stimmung gegeben hat, und wo es Dinge dulden mußte, die sonst seiner strengen politischen Observanz nicht anstehen, einen Schluß auf seine künftige Politik und Verfassung machen wolle und sich wenigstens vorläufig ein redliches Geständniß geben, welches die eigentlichen Zeitrichtungen sind, denen es sich zu vermählen hat, und worin zu allen Zeiten die Principien der preußischen Monarchie zu suchen wären, ob in den Werken Friedrich's des Großen oder in denen eines Haller, dessen westphälischer Adept, Herr von Haxthausen, jene ritterschaftliche Cavalcade mitorganisiren half, die in Berlin gleichsam dem König Arthur gegenüber die Rechte der uralten, feudalen Tafelrunde sichern wollte! Es werden noch Stimmen genug geweckt werden, welche die Frage nicht an die alten theologischen Controversen, an die Ansprüche des Kirchencodex oder die Paragraphen des preußischen Landrechts*) allein annesteln; sondern welche die Resultate derselben über den bisherigen Partheikampf hinweg aufsuchen und es ahnend aussprechen, daß in ihr eine welthistorische Lehre, und sollte es auch nur eine negative, eine Warnung sein, ausgedrückt wird! Langweilig und unnütz sind die alten Sätze, die durch das Kölner Ereigniß neu bestätigt werden; tief aber und spannend all' die Keime, die aus ihm, für die nächste Zukunft schon, neu sprießen werden, wenn man nur die Wärme

*) Görres sagt: Wie kann dem Erzbischof das preußische Landrecht entgegengehalten werden, da es doch bekanntlich am Rheine keine Gültigkeit hat! Er vergißt dabei, daß der staatsrechtliche Inhalt des Landrechts allerdings auch die Rheinlande bindet.

der rechten Gedanken an die Discussion heranläßt und den Muth und das Vertrauen hat, das Große und Neue auch zu wollen.

Ehe ich durch einige nähere Angaben den höhern Gesichtspunkt der Kölner Frage noch deutlicher feststelle, möge hier eine Privatmittheilung folgen, die uns um so willkommener sein muß, als der Verfasser derselben ein Münsterländer ist und beweisen kann, daß nicht alle Münsterländer zu den Wundermedaillen, die Görres als Commis-Voyageur der Augsburger Zinngießer und der hierarchischen Propaganda zu verschiedenen Preisen anbietet, greifen würden. Unterm 1. März schreibt mir ein Freund*) vom Schauplatz der wunderthätigen Nonne von Dülmen:

Es wird unendlich viel über den Erzbischof Clemens August geschrieben, nur leider fast immer ohne Kenntniß der Sachlage oder der Persönlichkeit; wir müssen bedauern, durch eine solche gezwungen zu sein, von dem Haupte des Mannes den Kranz beharrlicher Consequenz zu nehmen, womit ihn eine poetische Ansicht geschmückt hat; um den des Muthes und der Unerschrockenheit können ihn seine Feinde selbst nicht bringen, ohne die psychologische Grenzlinie, auf der sich Muth und Trotz begegnen, zu verrücken. Die von ihm bewiesene Mißachtung der Würde und der Rechte des Staates wird nur begreiflich durch einen Charakter, dessen Hauptelemente Adelstolz, Eigensinn und Willkürlichkeit, mit einer daraus herfließenden Ueberschätzung seiner Stellung sind, dabei eine wunderbare Mischung von einer gewissen geistlichen Demuth und allerdings aufopfernden Wohlthätigkeits-, nicht aber, wie es scheint, Menschenliebe. So hatte er schon früher sich überall die Herzen seiner ihm ehemals in der Diöcese Münster für eine Zeitlang untergebenen Geistlichkeit völlig entfremdet; alle klagten über hochfahrende Behandlung und endloses Warten, um zur Audienz zu kommen. Ebenso spricht sich der Geist unchristlicher, Gregorianischer Strenge in einem früher geschriebenen Erbauungsbuche des Erzbischofs aus: „Versuch zur Erleichterung des Gebets", welches außerdem denkwürdig schlecht

---

*) Levin Schücking.

stylisirt ist, ein Fehler, der auch in seiner kühn geschriebenen Abhandlung über die Religionsfreiheit der Katholiken nur zu bemerklich wird.

Es läßt sich nicht verkennen, daß unsere Zeit nach vielen Seiten hin im Reagiren begriffen ist; von wiedererscheinenden mittelaltrigen Schnörkeleien der Mode bis zur Verwandlung hannoverscher Staatsbeamten in königliche Diener zieht sich quer über alle unsere Eisenbahnen weg, allen Coterieen der Literatur unter den Augen vorbei, eine Reihe von Symptomen des Rückschreitens durch unser Decennium, die ein unbefangen prüfendes Auge nicht haben blenden können. Froh wurde von vielen Seiten schon die um sich greifende Dämmerung begrüßt, und begierig streckten sich viele Hände darnach aus, um daraus den Schleier zu weben, den man der klug gewordenen Jungfrau Europa wieder um das Haupt schlingen wollte. Dem neuen Mittelalter mit seinem 1600jährigen Jubiläum der heiligen Ursula und ihrer Schaar von 11,000 klugen Jungfrauen, ohne eine einzige thörichte, mit seinen Wallfahrten nach Kevelar, statt von Licht und Hermesischer bescheidener Vernunft, von den Strahlen erhellt, die auf den Wundermedaillen aus den Händen der heiligen Jungfrau Segen über die Gläubigen spenden, fehlte nur noch ein Prälat — ein Gebhard von Mainz in Verachtung weltlicher Staatsgewalt, ein Foulquet von Marseille in Vertilgung hermesischer Ketzerei, ein unerschrockener Kämpe (siehe die Thesen, die die Bonnenser beschwören sollten!) für die immaculata conceptio B. M. V. Clemens August bestieg den erzbischöflichen Stuhl der hohen Kathedrale zu Köln, und die alte ehrwürdige Colonia versprach das neue Montsalvatsch zu werden für die ganze mystisch-romantische Schule; hätten sich nur noch einige goldene Stäbe, die, am Gewölbe des Domes aufgehängt, die Regierungsjahre des Metropoliten bezeichnen, den beiden ersten anfügen können, wir hätten sie alle, in die Tarn- und Nebelkappe ihrer süßen Träumereien verhüllt, dort erblickt, umschattet, im eigentlichen Sinne des Wortes, von dem Dämmerlichte, das durch die märtyrerblut-glühenden gothischen Fensterrosen bricht in die riesigen, poesie-umschleierten Hallen jenes Baues. Die heiligen drei Könige hätten ihnen, wie beim Ariost Merlin aus der

Tiefe seiner Gruft Prophezeiungen sendet, die Wunder des Morgenlandes, wohin aus dem unwürdigen Occident der heilige Graal in des Priester Johannis Land sich entrückt, verkündet; Sanct Gereon's und seiner Gefährten Schädel hätten den zahnlosen, lange verbundenen Mund geöffnet und dem neunzehnten Jahrhundert Warnungsstimmen zugerufen, wie sie uns aus der „Christlichen Mystik" entgegentönen. — Schade um den Duft der Heiligkeit, der uns umflossen hätte, um die zehrenden Wirkungen scharfer Ostwinde zu neutralisiren — schade um die Balsamdüfte der Rosen von Damaskus, die unsere dampfverpestete Atmosphäre erträglich gemacht hätten.

Aber es ist ein Jahrhundert ohne Poesie, das unsrige, ohne Gemüth, das Jahrhundert seelenloser Maschinerieen! Wenn das Dampfschiff: „Prinzessin Marianne" den alten Vater Rhein, der zürnend hoch aufschäumt und das, was ihm zunächst liegt von dem Lande der frechen Menschenkinder, mit seinen Wogen peitscht, aus Ingrimm, daß sie ihm also auf dem Kopf zu tanzen sich erdreisten, hinunterrauscht, auf die hundertthürmige mächtige Stadt Agrippinens zu, dann ziehen die Klänge des Schiffsglöckleins, die über den breiten Spiegel erschallen, die schwarzen Rauchwolken, die sich über die Thäler des Landes der Ubier verfinsternd dahinziehen, mehr wahre, gefühlte Theilnahme auf sich, als der dröhnende Klang der Glocken vom Thurme der hohen Kathedrale, die zu seufzen scheinen in ihren melancholischen Tönen über den Geist der Zeit; mehr, als die Weihrauchwolken, die der pontificirende Kirchenfürst am Altare emporsendet, wohin nur noch die Furcht und die Gewohnheit treiben. Ist es ein Wunder, daß in einer solchen Zeit die „Stütze der Kirche" von Bajonnetten gestürzt wurde, daß Gensdarmen jenen Stern der Zuversicht für die Ultramontanen haben glanzlos untergehen lassen in das Haus der Frau Vogler auf der Obermarktstraße zu Minden?*)

*) Wol mag unsere Zeit eine gemüthlose, seelenarme sein, aber gerade weil sie es ist, weil z. B. in dem Körper des Staats, besonders des deutschen, die Alle verbindende, zum Ganzen zusammenhaltende Idee des gemeinsamen Bürgerthums mangelt, weil er den Unterthanen eine Maschine ist, ohne warmes Leben, ohne Herz, nur da, um sie eigennützig zu seinen Zwecken zu gebrauchen — eine Ansicht, die freilich aus früheren

Die gute Frau, fährt unser Gewährsmann fort, ahnte gewiß nicht, für welche Hoffnungen ihr Haus das Grab werden sollte, als man ihr die Nachricht von der Einquartierung eines Erzbischofs, von seinem Kaplan begleitet, ankündigte, oder deutlicher zu reden, einer Art päpstlichen Generals und seines Adjutanten, die kriegsgefangen seien. Und obwohl sie fast geneigt war, das Ganze für eine Mystification zu halten, da sie nie etwas von einem zwischen den Truppen des Königs und des heiligen Vaters geführten Kriege vernommen habe, sah sie doch bald darauf den angekündigten ihr streng bewacht zugeführt.

Es war ein Mann von 65 Jahren, groß und stark gebaut: das Gepräge unwandelbarer Strenge und Hoheit der ernsten Stirne aufgedrückt, das früher dunkle Haar gebleicht, aber sonst blassen, farblosen Aussehens. Das Auge des Mannes dunkel und lebhaft; Entschlossenheit kündigten die schmalen, festgeschlossenen Lippen an und heroische Kraft und Muth die weitgeöffnete Nase; die Züge überhaupt markirt und männlich großartig. So gewann er in den ersten Augenblicken die Ehrfurcht seiner neuen Umgebung, die sich bald erhöhte, als ihm die Winterkälte Veranlassung gab, seinen Hang zur Mildthätigkeit gegen die Armen aller Confessionen zu entfalten; sonst aber schien jene, aus dem Betragen des jüngern Begleiters gegen den Erzbischof, auf keine große Subordination unter den Truppen Sr. Päpstlichen Heiligkeit schließen zu dürfen. Beide Männer aber zeigten eine ein ehrenvolles Zeugniß von ihrer innern Ueberzeugung und ihrem Gewissen gebende Heiterkeit und Sorglosigkeit, beinahe den frohen Sinn des Dulders für die Wahrheit. Sie wurden getrennt bewacht, bis zur Abführung des Kaplans nach Magde-

---

Zuständen und privatrechtlichen Ansichten von Fürstengewalt nur zu natürlich hervorging, und auch noch jetzt wol durch l'état c'est moi's gerechtfertigt wird — weil man in den westlichen Provinzen Preußens nicht fühlt, daß man Glied des preußischen Staates sei, und als solches diesem zugefügte Beleidigungen mitempfindet, sondern nur, daß man den Preußen angehöre — ist es erklärlich, daß die Entfernung des Erzbischofs von Köln, als feindliche Maßregel betrachtet, eine so allgemeine Erbitterung in den genannten Landestheilen hat hervorbringen können, die, noch immer nicht milder geworden, allen gegenseitigen Rechtfertigungsgründen hartnäckig ihr Ohr verschließt.

burg. Clemens August hegt eine Diogenische Verachtung gegen alles Ueberflüssige; seine Nahrung besteht fast allein aus gelben Wurzeln, roh oder gekocht, seine einzige Erholung ist das Billardspiel und die nie verlassene Tabackspfeife; damit und mit vielen andern Eigenheiten, die ihm anklebten, liebte er seit je einsiedlerische Abgeschlossenheit. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle, sagt das Sprichwort. Mit breitrandigem Hute, in der einfachen dunkeln Tracht des katholischen Geistlichen, mit kurzem darüber gezogenen Spenser, sich am narkotischen Kraute labend, sah man ihn nur auf einsamen, unbesuchten Pfaden lustwandeln mit einem Stab oder Regenschirm den gemessenen, großen, wellenförmig bewegenden Schritt unterstützend. Seine Unterhaltung ist sehr lebhaft und, wenn mit Freundlichkeit verbunden, so, daß man darin das Nachgeben gegen die Convenienz fühlt. Er war früher Jäger. Man erzählt sich, ein Landgeistlicher der von ihm früher als Generalvicar verwalteten Diöcese Münster hatte sich einst zum Ausruhen in's Gras gelegt; da ertönte ein Schuß dicht hinter ihm, Schrotkörner ritzen seine gellenden Ohren. Wüthend springt der Diener des Friedens auf und eilt schmähend auf den Störer seiner Ruhe zu; als er darin seinen geistlichen Obern erkennt, erhebt er ungescheut seine Stimme, um gleich einem schottischen Presbyterianer Zeugniß abzulegen gegen das ungesetzliche Jagen der Geistlichkeit; ein Citat drängt das andere, bis der canonische Titel de clerico venatore erschöpft ist, wie die Zunge des Redenden, während die Halme des nahen Kornfeldes winddurchsäuselt ihm Beifall nicken. Der Generalvicar aber wandte sich schweigend ab, ließ den armen Geistlichen zu sich bescheiden und schwer seinen beleidigten Zorn fühlen; er erhielt nie auch die geringste Pfründe.

Der Leidensgefährte des Erzbischofs von Köln, sein Kaplan Michelis, ist eine lange, nach vorn übergebeugte Gestalt, mit markirten geistvollen Gesichtszügen; er entwickelte schon auf der Schule ein seltenes Talent und einen Fleiß, der ihn zum besten Schüler des Gymnasiums zu Münster machte. In der Cölestine des Herrn von Pfeilschifter für 1838 befinden sich einige lyrische Gedichte von ihm, das erste so hübsch, daß es

zu bedauern wäre, wenn er in seiner jetzigen quasi-babylonischen Gefangenschaft die Harfe an den Weiden der Elbe aufhängen wollte.*)

Obgleich diese Mittheilung von einem aufgeklärten Beurtheiler des Ereignisses kommt, so kann sie doch nicht verschweigen, daß die Rheinprovinzen sich in einer bedenklichen Aufregung befinden, und ich glaube, man thäte besser, dies in Berlin anzuerkennen und auf durchgreifende Abhülfe zu sinnen, statt in dorther kommenden Berichten die Rheinprovinzen für vollkommen beruhigt, friedfertig und trotz eines an einem Protestanten verübten Todtschlags für duldsam und nur das Gesetzliche liebend zu erklären. Die westlichen Provinzen der preußischen Monarchie haben eine weit lebhaftere Auffassung, als die östlichen; von der Geschichte bisher immer mächtiger ergriffen, als jene, haben diese Länder, wie die süddeutschen Territorien, sich ein freies Urtheil gebildet, das sich nicht mit jener Schroffheit bevormunden läßt, wie in den naiven, unpraktischen, vom Weltlauf Alles nur halb erfahrenden slavisch-deutschen Ostprovinzen der Monarchie. Welch ein Unterschied zwischen einem Bürger von Cottbus und einem aus dem kleinsten Fabrikstädtchen bei Aachen! Es liegt gerade darin, daß die Rheinprovinzen ebenso wie Süddeutschland von der Geschichte so vielfach in Anspruch genommen sind, der Grund, daß diese Länder ein schnelleres und klareres Urtheil über öffentliche Dinge fassen und durch Bevormundung eher verletzt als befriedigt werden. Die Rheinprovinzen sind sicherlich preußisch gesinnt; man darf dort nur reisen, um sich von der Aufrichtigkeit dieser Gesinnung zu überzeugen. Die reichen Fabrikanten und Kaufleute sind das, was man in Preußen Patrioten nennt, sie trinken die Gesundheit des Königs mit den aufrichtigsten Glückwünschen und würden sich bei etwaigen Colberger Belagerungen gerade wie der alte Nettelbeck benehmen. Sie sind der geregelten Verwaltung der Monarchie für den glänzenden Vorschub, den sie ihrem Handel und Gewerbe leistet, dankbar verpflichtet; Görres wird diese Erfahrung zum Theil

*) Ich erinnere an das 7. Kapitel des III. Buches meines „Zauberer von Rom“.

selbst schon am Rhein gemacht, ja empfunden haben, daß den Rheinländern schon früher seine Weisheit Thorheit schien. Indessen stimmen darin wieder alle glaubwürdigen Berichte zusammen, daß man in den Rheinprovinzen nicht nur eine gesetzliche Aburtheilung des Erzbischofs wünscht, sondern sich auch in ein unbehagliches Gefühl versetzt findet, das durch die von Berlin aus kommenden Erläuterungen und Proclamationen nicht allseitig beruhigt wird. Man vermißt die rechten Ausdrücke, man entbehrt, der Schwachen wegen, ungern der schlagenderen Facten, die mit einer gewissen Popularität vorgetragen werden sollten, man wünscht für das Ereigniß einen andern Gesichtspunkt, als den der Insubordination eines Unterthanen; endlich beleidigt es, wenn die Rheinländer von Berlin aus immer in den dortigen Berichten ihre Gesinnung schon vorweggenommen und sich als gleichgültig am Vorgange dargestellt finden. Ohnedies ist das katholische Bekenntniß, wenn auch nicht mit Fanatismus ausgesprochen, doch überall eine nahe liegende, in das innerste Wesen der Familie und der Erziehung eingreifende Angelegenheit und reicht selbst bei denen, die aufgeklärt sind, bis in die innersten Gemächer des Hauses hinein. Der Katholicismus ist dasjenige, worüber sich Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Herr und Diener am schnellsten verständigen und was das allen gleichmäßig Zugetheilte und auf alle die gleichen Ansprüche Richtende ist. Und wie eben niemand für seine Gestalt kann und selbst der geschmackvollste Aesthetiker, der wol beurtheilt, wie ihm Dies oder Jenes in seinem Antlitz läßt, doch, selbst wenn es nicht schön wäre, sich gekränkt fühlt, wollte man es in seiner Gegenwart für unschön ausgeben; so wird der katholische Glaube, selbst in der Form, die ihm der Erzbischof zu geben trachtete, wird die Allocution des Papstes selbst denen werth, die Bildung genug haben, um sich zu überzeugen, daß die preußische Regierung weder der Lehre noch dem Sacrament entgegenhandeln will. Schließlich sind die meist protestantischen und zum Theil ostpreußischen Beamten ein noch immer allzu heterogenes und mit dem inneren Volksleben noch nicht verschmolzenes Element der rheinpreußischen Gesellschaft; Sitte und Ge-

wohnheit wie die dienstliche Stellung, beides sondert sie von den Uebrigen ab und sie handeln denn auch wol unklug genug, daß sie in den größern Städen ihre eignen Clubs und Bälle halten, wo Alles gut Berlinisch und nach norddeutschem Comment zugehen soll. Das Alles sind Motive, die in einander wirken, um selbst von den Geistesklaren und den Anhängern der Dynastie wahr zu machen, was von allen Seiten berichtet wird, daß in den Rheinprovinzen ein unbehagliches, dumpfes Mißgefühl herrschte, das sich am allerwenigsten dadurch beruhigen werde, daß man höhern Orts von ihm keine Kenntniß nimmt.

Auch ist das Ministerium gewiß weit entfernt, sich über den Zustand des Landes zu täuschen, oder die guten Rathschläge derjenigen Altpreußen zu billigen, die ihm denselben kurzen Proceß anrathen, der bei einer hochfahrenden Persönlichkeit angewandt war. Das Ministerium muß die Nothwendigkeit, die Gemüther am Rheine zu schonen, nur allzusehr empfinden; denn sonst würde es schwerlich so viel Milde gegen diejenigen entfalten, die offenbar geistlich oder weltlich an der Lenkung der öffentlichen Stimmung betheiligt sind. Der Fanatismus des platten Landes, dessen Bewohner in die Städte dringen, um ihre angehenden Heiligen zu schützen, läßt sich durch kein Mittel auf der Welt, und am wenigsten durch ein gewaltthätiges, beruhigen. Es macht dem Ministerium Ehre, daß es das Außerordentliche des Momentes anerkennt und gegen die vielen ungesetzlichen Aeußerungen, die da fallen mögen, und die offenkundig gewordenen Tumulte mit nachgiebiger Schonung, namentlich nicht mit langwierigen Untersuchungen und Polizeimeistereien verfährt. Es wird noch mehr geschehen müssen; die Blätter werden vollkommene Freiheit erhalten, den Gegenstand nicht blos zur Sprache, sondern auch zur Beurtheilung zu bringen. Es ist unglaublich, daß sich die frühere preußische Maxime, in keinerlei Sinn, selbst im zustimmenden nicht, Beurtheilungen der Staatsacte zuzulassen, jetzt nicht sollte abgestumpft haben. Die officielle Sprache ist bekanntlich nirgends beliebt, und alle Stimmen aus den Rheinprovinzen vereinigen sich darüber, daß die bisher von Berlin

aus geführte nirgends wohlgethan hat. Dies sucht man aber fälschlich in der Abfassung der Publikanden, die gar nicht anders sein können; es liegt nur in den Schwierigkeiten, die man noch bisher allen Blättern gestellt hat, die Aeußerungen der Regierung zu ergänzen und zu erläutern, Einzelnes zu bestreiten, um das Ganze desto eindringlicher zu machen, Wünsche und Warnungen auszusprechen und sich überhaupt in der Aufregung mitzufühlen, so weit diese wenigstens rings um Preußen herum das Ereigniß hervorgerufen hat.

Zwei politische Erfahrungen sind es zunächst, die, ohne widerlegt werden zu können, im Bewußtsein der preußischen Politik Entschlüsse der ernstesten Art zeitigen müssen. Selbst wenn das Ministerium nicht geneigt sein sollte, anzuerkennen, daß Cabinetsordres und Actenstücke in der wichtigen Angelegenheit ferner nicht ausreichen, sondern daß Institutionen und Gedanken an deren Stelle treten müßten, so ist doch erstens in Betreff der Rheinprovinzen deutlich genug durch ihre gegenwärtige Stimmung an den Tag gelegt, daß die Verschmelzung ihrer Gesinnungen mit denen der älteren Bestandtheile der Monarchie nicht vollkommen ist und es aller Orten in diesem Verbande noch an dem rechten staatlichen Einheitsbewußtsein gebricht. Das bindende Element der preußischen Monarchie ist bekanntlich dreifach: die Militairverfassung, das Beamtenwesen und die glücklichen Chancen des allgemeinen deutschen Zollverbandes. Aber wol nur die letztern möchten es sein, die in den Rheinprovinzen eine haltbare Springfeder bilden; die elastische Kraft der beiden andern Institutionen reicht dort nicht aus, die Militairverfassung nicht, weil sie lediglich nur nothwendig und eine harte Pflicht ist, das Beamtenwesen nicht, weil gerade in diesem die Verschiedenheit des Ostens und Westens täglich zur Schau getragen und dadurch die Verschiedenartigkeit erst recht zu einer Institution, einem immer sichtbaren Symbol gemacht wird. Daher muß in die preußische Monarchie etwas kommen, das diese drei Elemente zu einem Höhern vereinigt und das Ganze mit gleichberechtigter und freithätiger Selbstgesetzgebung umfaßt. Die Verschmelzung muß in einem

Höhern gesucht werden, wo der Ausdruck des Ganzen mit dem Ausdruck des Einzelnen stets in einem organischen Zusammenspiel sich befindet, in einem Bande, dessen beide Enden die beiden Bestandtheile der Monarchie selbst straff und beide verpflichtend anziehen. So wie sich bis jetzt nur die moralische Kraft Altpreußens am Rheine geltend gemacht hat, so muß auch den westlichen Provinzen möglich werden, ihre moralische Kraft auf den Osten zu werfen und für die empfangenen Eindrücke künftig eben so viele wieder zurück zu geben. Soll einmal ein organisches Ganze gebildet werden, so müssen alle Theile in einem freithätigen Gleichgewichte stehen und müssen sich wechselseitig mit gleicher Berechtigung bedingen können. Daß Paderborner in Posen als Soldaten stehen, daß junge Düsseldorfer in Marienwerder bei der Regierung Assessoren werden und die Crefelder Seidenwaren und Bielefelder Leinwand in Ostpreußen für Braut-Aussteuern Absatz finden, möchte schwerlich genügen, um jene dauernde Einheit des politischen Bewußtseins zu schaffen, die selbst über solche Zerwürfnisse, wie das gegenwärtige, triumphirend hinausreicht. Wer ist in Berlin für die Gesinnungen des Rheinlands verantwortlich? Welche Deputation kann der Regierung dasjenige garantiren, was die Beamten wol melden, aber nicht schaffen können? Wie allein könnte die am Rhein herrschende öffentliche Meinung sich in Berlin so stellen, daß sie unmittelbar zum Ohr des Königs dränge, eine gewisse Macht, sich nach ihrer Einsicht geltend zu machen, besäße, den treuesten Bericht über die herrschenden Stimmungen ablegte und bei Fragen der Gesetzgebung, wie eben bei der über die gemischten Ehen, einen Volkswillen ausspräche, der sämmtliche Allocutionen des Papstes aufwöge? Wie könnte allein die jetzige Frage über die Stellung der rheinisch-katholischen Kirche zu Berlin und zu Rom so gelöst werden, daß man sicher wäre, nicht ein aufgeklärtes Ministerium handle, sondern ein Volk, ein Staat, der sich in einer klaren und bewußten Idee zu erfassen sucht? Wie könnte mit einem Worte dem preußischen Staate ein concentrirtes politisches Bewußtsein gegeben werden? Ich nenne die Zauberformel nicht; sondern füge nur hinzu, daß sie

kein Traumideal, sondern ein heiliges und wahrlich doch endlich einmal einzulösendes Versprechen ist! *)

Geht das erste Resultat auf die Form, so geht das zweite auf den Geist. Die preußische Politik hat seit der Julirevolution allerdings mehr unbestimmt getastet und sich in den meisten politischen Fragen nur von einem glücklicherweise gesunden und praktischen Instinkt leiten lassen. Sie hat trotz Münchengrätz und Kalisch doch deutlich genug sich nach Frankreich übergeneigt und keine der zudringlichen Liebkosungen zurückgewiesen, womit Louis Philippe, um seine Dynastie zu befestigen, die östlichen Höfe heimsuchte. In Handel und Wandel ist sie aufgeklärten Principien gefolgt, in den Verbesserungen der Verwaltung und Gesetzgebung hat sie nie die Verwandtschaft mit jenen Ideen verleugnet, wodurch Friedrich der Große Preußen zu einer europäischen Macht erhob und durch die auch 1806 die zerstreuten Kräfte wieder muthig eingesammelt wurden. Und dennoch drangen durch diese Thatsachen oft Ideen und einige darauf begründete Maßregeln hindurch, die theils einen unbedingten militairischen Despotismus mit carlistischen Sympathieen, hochstelzigen Legitimitätsphantasmen und etwas anonymer Poesie (Herzog Karl von Mecklenburg †), theils eine grelle Ideenverwandtschaft mit den eben von München ausgehenden mittelalterlichen Reactionen (Berliner politisches Wochenblatt) verriethen. Das westphälische Ritterfähnlein, so gen Berlin zog, konnte voraussetzen, daß es nach dem, was als immer mehr um sich greifende Regierungstendenz seither verlautet war, mit offenen Armen würde empfangen werden; die Ritter waren auf das Wochenblatt abonnirt, sie hatten rheinische Majorate durchgekämpft, sie konnten theilweise auf einen Sitz in der preußischen Pairskammer rechnen, die allerdings von der mittelalterlichen Reaction nach englischem Zuschnitt würde genehmigt worden sein. Nun wissen wir nicht, ob es der von Görres S. IV geschilderte Geist der preußischen Re-

*) Spätere Anmerkung. Noch 8 Jahre dauerte es, bis der „Vereinigte Landtag" einen Abschlag auf die Erfüllung dieses Versprechens, ständische Vertretung, brachte.

gierungsmethode oder eine heilige vom Genius des Jahrhunderts ergriffene Entrüstung über die Anmaßung der Mitarbeiter des Wochenblatts war, die den Rittern überall, wo sie Anklang erwarteten, blos ein heruntergelassenes Fallgitter zeigte. Möchte es die letztere gewesen sein! Möchte man einsehen lernen, daß Preußen ein Staat der Abstraction ist, der sich lediglich durch die zu übernehmende Initiative der politischen und religiösen Aufklärung und des sich überall Bahn brechenden freien Gedankens frisch und grün erhalten kann. Es konnte dem Liberalismus keine größere Genugthuung werden, als dieser Widerspruch dessen, was die preußischen Staatsmänner vielleicht denken, und dessen, was sie thun müssen, der Widerspruch ihrer Principien und ihrer außerhalb derselben einzig und allein zu lösen möglichen Aufgabe. Wir verlangen keinen plötzlichen Anschluß von oben her an irgend eine der herrschenden Tendenzen; wir haben an dem Eindruck der Worte „der Erzbischof stünde mit zwei revolutionairen Partheien im Bunde" genugsam erlebt, wie mißlich es ist, in die schwebende Angelegenheit das nicht blos an und für sich allgemein als gehässig Gestempelte, sondern überhaupt etwas weltlich Tendenziöses hineinzuziehen; aber wir sind auch eben so überzeugt, daß diejenigen Staatsmänner, welche etwa das nackte Beamten-Princip hätten, Vermeidung der Extreme und nur Herrschaft der Obrigkeit, die kritische Lage der Dinge nicht verstehen und in dem Falle, daß der Papst sich nicht abfinden läßt und in römischer Weise Decennien hindurch auf seinem Willen beharrt und einen unaufhörlich lodernden Brand anschürt, sicher auch diese Lage niemals heilen wird. Das Kölner Ereigniß hat consensuell alle übrigen schlummernden Empfindungen, Vorlieben und Tendenzen Deutschlands geweckt, und ein Gewühl von Meinungsabgaben und Zumuthungen steht bevor, das die Staatsmänner wol zwingen dürfte, nicht im Interesse der Staatsmaschine und der loyalen Conduite zu verfahren, nicht die allbekannten schwarzen Adler mit Krone und Scepter, sondern Gedanken und die flammenden Symbole des Zeitgeistes in ihre Banner zu wirken.

Sollte der Görres'sche Athanasius einen Fürsten finden, der sich in die architektonischen Entwürfe desselben verliebt und sie im gothisch-byzantinischen Style ausführen läßt, sollte die von München aus zu erwartende historisch-politische Zeitschrift, zu deren Herausgabe sich zunächst ein Convertit, Herr Phillips, und des Alten vom Berge „blondgelockter" Sohn Guido, der Verfasser einer Lebensgeschichte der Jungfrau von Orleans, mit vielen Münchner Professoren und Akademikern verbunden haben, Theorieen aufstellen, welche das Programm einer katholischen Fürstencoalition, eines in seiner Art neuen Rheinbundes bildeten und von einem Fürsten genehmigt würden, von dem verlautet, daß er für den Erzbischof von Köln sein Ritterschwert in die Wagschale (auch Blondel, der Richard Löwenherz befreien wollte, war ein Dichter) legen wird; so stünde ein Zerwürfniß bevor, bei welchem Preußen seine natürlichen Verbündeten bei allen denen suchen muß, die eine kräftige, durch freisinnige Institutionen zusammengehaltene Einheit des Vaterlandes wünschen, die der deutschen Nation die ihr gebührende Initiative aller Fragen des Lichtes und der Aufklärung sichern wollen und die trotz des spröden und nicht selten feindseligen Geistes, der mitunter von Berlin gekommen ist, trotz der russischen Allianz, trotz der leidenschaftlichen Feldzüge einiger berlinischer Staatsmänner gegen das moderne Schriftwesen, doch so lange noch auf Preußen ihre Hoffnungen setzen werden, als diese Monarchie durch das Zusammentreffen der Umstände immer wieder daran erinnert wird, daß sie nur einen Schwerpunkt, nämlich das deutsche Vaterland hat, daß ihre Vergangenheit viel zu geringfügig und jung ist, als daß sie auf dieselbe mit einer jetzt in den Cabinetten so beliebten phantastischen Koketterie zurückblicken könnte, daß ihr Terrain nur in der Zukunft liegt und sie die Aufgabe hat, das Gediegene und nur leider Zerstreute der kleinern deutschen Staaten und Stämme vor Europa zu einer imposanten Geltung zu erheben. Deutschland kann zu seiner Einheit durch eine staatsrechtlich ausgebildete Hegemonie kommen, und wer würde diese nicht an Preußen übertragen wünschen, wenn es durch Grundsätze regiert wird, welche die Kraft der Nationen in ihrer größtmöglichen Selbst-

bestimmung und in dem Rechte der Vertretung finden! Der Vorhang ist im Aufzuge begriffen; wir wollen sehen, wie das Stück gespielt wird!

Nun aber drängt die Zeit, daß diese Blätter Freund und Feind begrüßen. Mit Schmerz ringe ich mich von einer Gedankenverbindung los, welche, ich ahne es, bei den Wenigsten, für die sie bestimmt ist, jetzt schon Beifall finden wird; doch sollte auch keiner dieser Funken da zünden, wo doch Stoff genug dafür vorhanden wäre, dann habe ich wenigstens das Herz durch all' die Thatsachen erleichtert, die im Auftrag des ringenden und das Höchste erstrebenden Jahrhunderts gegen die aus einem dumpfen Gemäuer krächzende Eulenstimme des „Athanasius" geltend gemacht werden mußten. Ist es für die Formen noch nicht Zeit, so ist es doch immer Zeit für die Gedanken; und vor dem scharfen Zugwinde dieser Gedanken unserer Epoche hält sich höchstens nur eine Fackel: jede kleine brennende Klosterkerze, die in die dumpfen Kellergewölbe des Mittelalters hinunterleuchten soll, wird von dem scharfen Luftstrom, der durch die leeren Fenster der Ruinen bläst, ausgelöscht. So tappe Görres nur wieder in seine Zelle heim und lasse den Schatz von denen heben, die nicht alte Büßerformeln dafür murmeln, sondern sich dazu frisch geschnittener Haselstauden und duftender junger Springruthen bedienen. Die unbegrabenen Spukgestalten, die alten Institutionen mit gebrochenem Auge und noch nicht verwestem Leibe, die Gespenster der alten Zeit, welche den in der Dämmerung heranschleichenden Mönch Görres begleiten, schrecken uns nicht; Hahnenruf ertönte schon mehr als einmal, und noch eine kurze Weile, so müssen die Todten in alle ihre Gräber zurück und die aufgehende Sonne giebt uns sicher den Muth, uns des Lebens und des Lichtes zu freuen.

Es ist schwer anzugeben, wo **wir** stehen; aber wo Görres steht, das zeigt der lange dunkle Schatten, den er wirft, im Licht der scheidenden Abendsonne. Wir wissen nicht deutlich, wie wir bedacht sind, nicht sicher, was uns die entfernte Zukunft bringen wird; aber Alle wissen wir, daß die Irrlichter, die in der Weltauffassung eines Görres tanzen, eine unsichere,

feuchte Moorgegend bezeichnen, die wir vermeiden werden. Wir wollen uns am scherzhaften Gemisch von Weltlich und Heilig erfreuen, das dem Mittelalter einen so poetischen Humor gab; wir wollen die Andacht der Heiligen bewundern, die italienischen Gemälde höher schätzen als die niederländischen, vor der Erhabenheit des Kölner Domfragments staunen, aber weder diesen durch den Glauben vollenden wollen (Kunsteifer mag seine Lust daran haben!), noch im ganzen Mittelalter etwas Anderes finden, als eine historische Entwicklungsstufe der Menschheit, die sich überlebt hat. Wir haben nicht im Leben so viel Irrthümer begangen, wie Görres, sind von hundert Eindrücken des schwankenden Lebensfahrzeugs nicht wie eine Hängematte hin und her geschaukelt worden, um am Abend unserer Tage, um wenigstens etwas Sicheres zu haben, ein elfenbeinernes Crucifix an unsere sterbenden Lippen drücken zu müssen, wo der Krampf des Verscheidens Liebe und Inbrunst scheint. Wir wissen nicht, wo wir stehen; aber wohin wir an Görres' Hand gerathen würden, das wissen wir.

Führen würde er uns in jene dumpfe Klosterzelle, in welcher der Athanasius geschrieben scheint. Ein enges stickiges Gemach beängstigt unsere Brust. Dort eine Pritsche und einige wollene Decken, um darauf zu schlafen, und ein Bündel Stricke, um täglich dreimal von dem liebenden Nachbar nebenan, dem Bruder Ringseis, oder gar dem schon in der Jugendblüthe verwelkten, um alle freie Gedankenentwicklung betrogenen Novizen, dem eigenen Sohne Guido, gegeißelt zu werden. An der Wand ein schwarzes Kreuz von Ebenholz, der Erlöser von Elfenbein daran, die Wunden und Nägelmaale durch rothe Farbe angedeutet; darunter Maria aus Gyps, mit Lackfarben bestrichen. Neben dem kleinen Ofen liegt ein Ballen Bücher, seine eigenen früher geschriebenen, die der Mönch Görres zur Buße als Feuerung gebraucht. Ein mittelalterliches Breviarium auf Pergamentblättern ist die einzige Lectüre, die er sich gestattet. Ausgeschnittene und bunt gemalte Heiligenbilder liegen als Paginazeichen darin, und zuweilen kniet der Mönch vor einem derselben nieder und betet und beichtet. Etwas Backwerk

aus dem nahegelegenen Ursulinerinnenkloster steht unter einem Tuche verdeckt, das eine Copie des Schweißtuches der heiligen Veronica sein soll. Rings hängen an den Wänden zierliche Nonnengeschenke, seidene Kissen mit silbernen Borten, kleine Eier, die sich öffnen lassen und wo als Sinnbild der Generatio aequivoca ein Ei in dem andern liegt. Auch hängen Muschelhut und Pilgerstab für eine noch projectirte Reise nach Rom an der Wand, und durch die kleinen Fenster zittert ein grüner Schatten von einem Kirchhofsbaume herein, der die Zelle vollends verdunkelt. Will auch einmal ein Vogel auf ihm zu singen beginnen, so weint Bruder Nepomuk Ringseis nebenan oder winselt Guido, der Novize, da sie eben gegeißelt werden, oder die Glocke ertönt und ruft zum Horasingen die alte Stimme, die einst das Ça ira mitgesungen, und jetzt als Ministrant auf die Stichwörter des Messelesers horchen und mit den heiligen Responsorien einfallen muß.

Görres, umgekehrt dem Franzosen Chabot gleichend, der erst Kapuziner und dann Jakobiner war, hat sich auch durch seinen Athanasius des Kapuzinergenerals Lorenz von Brundusium würdig gezeigt, der alle Krankheiten der Zeit und der Welt heilte und nur seine eigenen, heftigen Steinschmerzen, nicht heilen — wollte, weil die Krankheit ja seiner Seele besser zusagte, als die Gesundheit; er hat sich würdig gezeigt des Kapuziners Seraphini de Monte Granario, der, um nur verspottet zu werden, Alles verkehrt anfing, Suppe mit der Gabel, Fleisch mit dem Löffel aß, der seine aufgesprungenen nackten Fußsohlen wie Stiefel behandelte und sie mit Ahle und Draht zusammenflickte, und der selbst den Schimpf ertrug, wegen seiner mit bunten Lappen geflickten Kutte für einen Harlekin zu gelten. Dort stehen sie in dem Refectorium, die Münchner Convertiten und Neophyten; die Einen haben unter ihren auf einen Rost gelegten Priesteruniformen ein Feuer angezündet, die Secouette genannt, und vertilgen das Ungeziefer in dem wollenen Tuche; die Andern kommen vom Terminiren heim und schütten ihre Quersäcke aus; Andere müssen zur Strafe Pönitenz üben und lecken ein Kreuz in einem Aschenhaufen, müssen sich in einem gescheuerten Kessel spiegeln oder, wenn sie unreinlich

waren, sich den Bart mit einem Gartenrechen kämmen. Und obgleich die Kapuziner die strenge Ordensregel haben, daß sie keinen Ueberläufer in ihren Reihen dulden, so wandelt doch, des weltlichen und heiligen Gemischs sich freuend und die Religion auch als Sache des Humors geltend machend, Görres behaglich unter ihnen und murmelt gebückt, still und ergeben seinen Rosenkranz.

Doch fort aus dieser dumpfen Clausur der Aberwitzigen! Hinaus an Gottes freie Luft! Selige Gefühle geistiger Gesundheit umfächeln uns; wir trinken Muth des neuen Lebens, wie der Dichter sagt, und baden, zuversichtlich auf die Zukunft bauend, unsere in jenen schwülen Mauern beängstigte Brust im Morgenroth; mit voller Wahrheit die Seligkeit jener Verse genießend, wo es mit treffendster Anspielung auf Reactionen und Görres'sche Umtriebe heißt:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zieht sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur —
Aber die Sonne duldet mehr kein winterlich Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Bald, bald wird sich Alles mit Farben beleben!

---

## V.

## Leo's Sendschreiben an Görres.

## 1838.

Leo ist gewiß ein gelehrter und geistreicher Mann, aber seinem ganzen Wesen nach Renommist. Görres spricht doch seine Ueberzeugungen wenigstens als Gemüths- und Nervenstimmung aus, sie haben an seinem Bildungsgange eine gewisse Wahrheit; Leo dagegen ist mit Bewußtsein Sonderling, er thut sich etwas darauf zu Gute, verkehrter zu sein, als die Andern, er würde sich oberflächlich vorkommen, wenn er mit jemand übereinstimmte. Görres richtet sich gern an das Volk, d. h. an eine Allgemeinheit, die er sich als Volk vorstellt. Leo muß unter Studenten sein, muß auf dem Katheder stehen, in seine Theorieen manchmal eine Zote mischen dürfen. Görres ist witziger und phantastischer als Leo. Leo nur gröber und gelehrter.

Leo beginnt sein an Görres in der Kölner Angelegenheit gerichtetes Sendschreiben, das viel Gutes, Schönes und Belehrendes enthält, mit der Beschreibung einer psychologischen Complexion, die ihn manchmal überkäme und das Verwandte oft als Verwandtes und plötzlich wieder als Wildfremdes erscheinen lasse. So wären ihm Haller, Görres, das Berliner politische Wochenblatt manchmal wie Vater und Mutter und oft wieder wie bloße Caricaturen seiner Freundschaft. Leo stellt dieses Traumphänomen als ein mystisches fait accompli hin und vergißt, es zu erklären. Die Erklärung würde ihm auch schwer werden, da wenigstens die richtige mit seiner un-

wahren Geistesrichtung hätte collidiren müssen. Das Phänomen, das Leo beschreibt, wiederholt sich bei allen Denkern, die kein System haben, sondern nur geistreich sein wollen. Immer nur das Abenteuerliche und Originelle suchend, immer mit burschikosen Reithosen und Kanonenstiefeln in dem Gedankenreiche renommirend, verschmähen sie die Füllsteine regelmäßigen Denkens, verschmähen sie das minder Ansehnliche und Bedeutsame und vergessen, daß letzteres oft wichtiger ist, als ein spitzer Eckgedanke. Es fehlt Leo an den Verbindungen seiner originellen Ideen; er weiß sie aus keinem dauernden sichern Fundamente und keinem ebenmäßig ausgeführten Risse zu entnehmen. Leo hat Geschichte und Detail genug im Kopf, um einer frappanten Idee, die ihn blendet, sogleich eine passende Anwendung und Unterhaltung des Lichtstoffes zu geben; aber es kann etwas bewiesen, anwendbar, politisch sein und wird doch für den, der die nothwendigen Verbindungsglieder dazu aus der Theorie und einem innern heiligen Denken und Weben nicht entwickeln kann, eine Last, Unbequemlichkeit, Inconsequenz, selbst Lüge. Der geistreiche Mann, der nur Apercüs auffindet, wird sich nie die Miene geben, als besäße er ein System; Leo aber thut es, weil er die Geschichte auszubeuten versteht und weil in der Politik, seiner Nebenwissenschaft, für alle möglichen Thorheiten in der Welt alle Anknüpfungen gegeben sind. Görres wird sich weit leichter an verwandte Stimmungen accommodiren, weil sein Denken Fühlen ist. Leo aber wird dasselbe wollen und dasselbe thun, wie Andere, und immer sich verwahren, daß es doch nicht dasselbe sei. Professoren, zumal wenn sie von der Welt abgeschnitten sind, z. B. in Halle leben, wo nur die Saale fließt und alles Uebrige stillsteht, in Halle, wo all' die großen historisch-politischen Theorieen und Weltverbesserungen blos in die Collegienhefte der Studenten fallen, g e i s t r e i c h e Professoren werden in Halle Renommisten werden.

Das Meiste, was Leo gegen Görres vorbringt, hat lediglich Sinn und Werth für das originelle Wesen Leo's. Es sind hier zwei feindliche Brüder aneinander gerathen, die beide als Braut von Messina den Rückwärtsgedanken lieben und

sich nicht vereinigen können. Leo's Beweisführung ist mehr drollig, als überzeugend; mehr unterhaltend, als entscheidend. Die Görres'schen Paradoxieen überbietet er durch noch größere. Er sagt, der Katholicismus sei der eigentliche Stamm, von welchem der zerfressende Rationalismus ausgegangen sei, und weiß dafür sogleich einige Bücher zu citiren, die mancher Andere nicht gelesen hat. Man muß schon Miene machen, als sei diese Doctorandusthese wahr. Gerade das geringe Gute, das der Athanasius enthält, ist nach Leo das Schlechteste daran; eine Behauptung, die für einen deutschen geistreichen Professor nicht anders ausfallen kann. Alles, was ferner Görres dem Preußenthum vorwirft, macht Leo zur Retourkutsche des Papstthums. Auch hier liegt keine innere, sondern nur eine rhetorische Wahrheit zum Grunde; denn wer fühlt nicht, daß Preußen für seine möglichen Fehler, die vom Jahre 1714 stammen, weit zurechnungsfähiger sein müßte, als das Papstthum für die seinigen, an deren Ausbildung fast zwei Jahrtausende gearbeitet haben! Zu diesen hübsch zu lesenden, aber wenig entscheidenden Wendungen gehört auch die Auffassung des Kölner Handels als eine Fortsetzung des Kampfes zwischen Guelfen und Ghibellinen, eine Vergleichung, die Leo mehr gilt, als ein bloßes Phantasiespiel, die er sogar, sophistisch genug, in das Bewußtsein der preußischen Regierung, als in diesem völlig ausgebildet, hinüberzuspielen sucht. Man bewundert oft die geistreiche Art des Professors, sich für dumm zu benehmen, gerade wie Dahlmann eben so naiv in seiner Politik bei der Emancipation der Juden sagt, er hätte davon einmal gehört. Was handgreiflich aus der Sonne kommt, leitet Leo aus dem Monde her, nur um seinem Gegner Renommage und Malice zu zeigen. Er sieht ihn von der Seite an, wo er doch Augen hat, sie ihm beide zuzuwenden; ich gestehe, es gehört die rüde Arroganz deutscher Professoren dazu, an jemanden ein Sendschreiben zu richten, ihn fortwährend „hochverehrtester Herr!" anzureden und dabei rechts und links zu maulschelliren und mehr als Esel, denn als Gegner zu tractiren.

Wer die aus Idiosynkrasieen und Antithesen zusammen=

gesetzte Natur Leo's kennen lernen will, hat nur nöthig, S. 33 zu lesen, was da über die zimperliche Scheu vor dem Blute gesagt ist. Er will eben eine Gräuelthat des religiösen Verfolgungsgeistes erzählen und leitet sie mit der Bemerkung ein, daß die, welche sie begingen, vielleicht ihrer Klarheit und Consequenz wegen eher Bewunderung verdienten und er überhaupt zu denen nicht gehöre, welche kein Blut sehen können. Ich glaube, daß hier gerade das herzlose Verbindungsmedium aller der einzelnen Paradoxieen Leo's und seiner Geistesgenossen und offen genug die studentikose Stufe klar wird, auf welcher sich der gelehrte Mann befindet. Ich glaube recht gern, es gehört zur nothwendigen Entwicklung eines durch die Geschichte gebildeten Charakters, daß man sich in einem gewissen Jünglingsalter jenen Terrorismus der Gefühle aneignet, der selbst das Blut nicht scheut, wo es sich nämlich um Tapfres, Großes und Historisches handelt. Ich glaube aber auch ebenso, daß sich nach dieser starren Periode allmälig wieder auf das Gemüth eine sanfte Wärme und Zartheit ergießt, die den Rigorismus überwindet und dem Gefühl für Schmerz und Leid wieder Raum giebt. Wer wäre nicht einmal auf dem Studentenstandpunkt gewesen, die Guillotine für einen nothwendigen Geschichtshebel zu halten und die Herder'sche Humanitätsphilosophie Nervenschwäche und Hysterie zu nennen? Man kann sich lange in diesem Bramarbasiren glücklich und groß fühlen; aber es ist einem freien und schönen Charakter unmöglich, dabei zu verharren. Das künstlich erfrorne Herz gerinnt wieder und die starren Gefühle lösen sich in menschliche Empfindung auf. Man muß das Blutspucken, wie ich jenes Leo'sche Renommiren nennen möchte, überwunden und selbst mitgemacht haben, um zu fühlen, auf welcher niedern, herzlosen, hölzernen Stufe der Charakterbildung Leo sich noch befindet. Das ist ganz der in den Flegeljahren stecken gebliebene Student, der sich zwar viel gelehrtes Zeug angeeignet hat und geistreich und gescheidt genug für sein Handwerk ist, den aber die mächtige Hand einer höhern Weihe nicht berührte, der einen Charakter schmutzigen, ungewaschenen und ungekämmten Antlitzes behalten hat und diesen nimmermehr zum Frommen der Wissen=

schaft, sondern nur zur Belustigung der Halleschen Studenten sein Lebtag hindurch entfalten wird. Um wie viel höher steht ein wahrer Geschichtsforscher und Philosoph, dem die Sonne der untergehenden Geschichtsepochen das Antlitz verklärt, dem ein heiliger Ernst um die Schläfe weht, dem der Engel des Friedens und der Weisheit in seinen Unterhaltungen mit der Nation die Feder führt! Man vergleiche dies Ideal mit jenem Professor, der sich auf dem Katheder wälzt und seine Sätze mit der Phrase einleitet, er gehöre zu denen nicht, die kein Blut sehen können! Es ist wahr, Frankreich und England haben keinen Gelehrten, der so geistreich, durchgebildet, originell wäre, wie Leo und ihm verwandte Geister; aber wenn uns diese Länder verwundert fragen würden, wie es komme, daß wir bei solchen geistigen Besitzthümern in unserm öffentlichen Leben nicht stärkere Spuren davon tragen, so wollen wir beschämt niederblicken und uns gestehen, daß diese unsere Edelsteine roh und ungeschliffen sind, daß man auf den kleinen deutschen Universitäten bei ihrer überlebten Verfassung zwar recht gescheidt werden kann, aber für die Erziehung zum höhern Seelenadel und zur echt humanen Charakterbildung dort so gut wie nichts gewinnt.

---

## VI.

## Görres' Triarier.

## 1838.

---

Es war zu erwarten, daß Görres nur denjenigen Gegnern seines Athanasius antworten würde, die ihm Gelegenheit boten, entweder an ihnen seinen Witz zu üben oder eine Reihefolge der unerquicklichsten, dürrsten, stockigsten Erörterungen über kirchenhistorische und dogmatische Gegenstände auszuspinnen. Diese letztern nehmen in den Triariern einen Raum ein, der einem unabsehbaren, eben aus einer Ueberschwemmung aufgestiegenen Kirchhof gleicht. Die Gräber sind aufgerissen, die Kreuze und Denkmäler liegen mit den Knochen zusammen, die von ihnen verherrlicht werden, Särge und Gerippe bilden ein fürchterliches, vom Mond fahl beschienenes Chaos der Zerstörung und Verödung. Mit Furcht und Schrecken flieht man diesen Ort. Man glaubt in dem Dunst zu ersticken, den hier die Gräber der Zeiten und eines alten Glaubens ausathmen. Man eilt an den ersten freien Ort, wo wieder die Lebendigen wohnen, verhüllt sein Angesicht und bemitleidet einen unstreitig im Meisten freimüthigen Charakter, der so den Moderduft des Gewesenen und Verwesten wie Rosenduft einathmen kann, der so über Kirchenthum und Glaubensfragen sich einem Wahn hingiebt, den man nur am Bettelmönche noch möglich glaubt, der so über das Abendmahl, über den Gott in pyxide, über den Aufbau der Hierarchie und das Verhältniß der Kirche zur natürlichen Ordnung der Dinge Alles unterschreibt, was ihm

die Pfaffen darüber vorlegen. Die Verhandlungen dieses Buches mit Leo und Marheinick sind dem Geiste unserer Zeit gegenüber ein grauenhafter Anachronismus. Zu Bologna, auf der Sorbonne, in Ingolstadt mag man einst so verhandelt haben, wie Görres hier über das Abendmahl und die sieben Sacramente spricht. Man läßt das Buch sinken und fragt sich: Bin ich denn in dem Grade unkirchlich und unreligiös, daß ich, wenn ich einen geistreichen Mann in dieser Weise vom katholischen Glauben reden höre, nur meines Unglaubens wegen darüber vergehen möchte? Oder liegt die Ursache dieses lähmenden Gefühls, das mich beschleicht, nicht vielmehr in diesem bodenlosen Abgrunde poetisirenden Aberglaubens, in welchen sich ein Mann aus Vorwitz und polemischem Muthwillen stürzt und der nur deshalb seine Sache übertreibt, um den großen Antheil, den er an ihr nimmt, zu rechtfertigen? Und Görres trägt auch an diesem Nebel und Rauch, den er seinen erhitzten Kopf ausdampfen läßt, die Schuld nicht allein; Leo hat einen großen Theil dieser Anachronismen mit zu verantworten. Leo, statt den Fortschritt der Vernunft und die Befreiungen des Liberalismus auf die Fahne seiner Angriffe gegen Görres zu setzen, gab vielmehr dem Athanasius mit der einen Hand zwar die gröbsten Faustschläge, mit der andern aber drückte er die seines Verfassers und gab ihm das wieder zum Ersatz, was ihm jene genommen. All' die Thränen, die Leo über das Verkommen der Kirchenzucht und die nur noch polizeiliche Einheit der evangelischen Kirche vergoß, mußten Wasser für die Mühle des Athanasius werden. Görres hatte leichtes Spiel, wo ihm ein solcher Gegner entgegenkam, der im Historischen mit ihm unter einer Decke steckt, nur daß er an den Protestantismus und Preußen, Görres an den Katholicismus und Rom seine frommen Harlekinaden anknüpft. Sie streiten sich, wer Guelphe, wer Ghibelline sei, und rücken sich mit Gründen auf den Leib, die ihrem Kampfe nur das Ansehen eines Scheingefechtes geben. Wäre nicht Leo's Natur eine rohe, lieblose, renommistische, der gemüthreichere Görres würde sich bald mit ihm aussöhnen; denn der Boden, auf dem beide stehen, ist ein und derselbe, ihr Dreschen gilt einem und demselben leeren Stroh.

Die Principien, nach welchen Görres seinen Athanasius geschrieben, konnten, als sich gegen ihn das Streiten erhob, füglich ohne Widerlegung bleiben. Denn in diesem mystischen Gebäude liegt ein Stein auf dem andern und das Ganze hat eine Einheit, die für den, der darin hauset, unzerstörbar ist. Um solche Principien, wie die Leo-Görres'schen, zu widerlegen, kann man nur den Rath Jean Paul's befolgen: Willst du ein System widerlegen, so baue neben ihm ein anderes auf! Widerlegt mußten nur werden die Eingriffe dieser Phantasmen auf vorliegende Fragen der Geschichte und des gesellschaftlichen Lebens. Männer wie Leo und Görres bekehrt man nicht, jenen nicht, weil er in Allem Sonderling sein will, diesen nicht, weil sein Glaube Sache des Gefühls und gewisser in ihm versteinerten poetisch-phantastischen Anschauungen ist. Nur unsere Geschichte, unsere geistigen Errungenschaften, unsere Denk- und Glaubensfreiheit waren es, die wir vor der unberufenen Einmischung sichern mußten. Ja das, was Görres von politischen Anspielungen auf seine Heimath und von sonstigen Localfärbungen in seinen Athanasius hineinblitzen ließ, konnte ihm allein den Donner der Erwiderungen wecken; das Uebrige, was Construction, Fügung, Perspective in dem Buche war, das hat wol weder das Rheinland, noch die katholisch-*kirchliche* Parthei selbst verstanden oder gebilligt.

Indessen gerade diese Zuthat einer Theorie, die man selbst katholischerseits nur des Streites wegen mit in Kauf nahm, wird von Görres in den Triariern so sehr zur Hauptsache erhoben, daß diese von allen Partheien nur werden für eine schwache Nachgeburt des Athanasius gehalten werden. Höchstens steht Görres in dem, was er gegen *Bruno's* „Kern und Schale" (eine Schrift, die Schale ohne Kern ist) sagt, auf *dem* Gebiete, wo ihn seine Freunde erblicken mögen. Das Juristischpolitische ist es, wo die Görres'schen Raketen zünden. Die Glaubenssache ist es nicht, die das Rheinland aufregte; sondern das, was Görres in seinem ungedruckten Manuscript: *Fall der Religion* Glauben an den Glauben nennt, das äußere Interesse, das man an einem Innerlichen nimmt, wenn diesem Unbill droht. Wie es 1812 war, so

ist es 1838 noch; was Görres damals vermocht hat, mit Wehmuth einzugestehen, daß das religiöse Bewußtsein sich nur noch auf den G l a u b e n a n d e n G l a u b e n beschränke und mithin das Leben im Glauben selbst, die Unmittelbarkeit der religiösen Hingebung erstorben sei, das hat sich zur Stunde noch nicht geändert, weil es ein Symptom der in den Gemüthern unserer Generation entstandenen Frage ist: Was ist „Bleibendes, was Vergängliches" am Christenthum? Und dies Symptom ist um so gewisser, als wir seit 1812 eher eine religiöse Erneuerung und Verinnigung, als Verflachung unter uns walten sahen. Wir stehen noch immer nicht mehr unter dem Glauben, sondern nur noch unter dem Glauben an den Glauben. Dasjenige Interesse, welches in den katholischen Ländern der Erzbischof von Köln und Athanasius gewannen, kam nicht von jenen überfliegenden Träumereien her, womit Görres die katholischen Domspitzen wie eine am Tag aufgeschreckte Eule umflattert, sondern von dem guten Theil Politik, der in den Streit gemischt war, und von jener Liebe zum Glauben, die man sonst eben nicht hat, schnell aber umgürten würde, wie ein Schwert, wenn es sich gegen ihn um eine vermeinte Ungerechtigkeit handelt. Wer würde nicht gegen Türken und Juden das Christenthum vertheidigen und bei aller Freiheit des Urtheils über dasselbe doch die Person Christi, seine ursprüngliche Lehre und selbst in den wesentlichsten Punkten ihre historische Entwicklung mit Anstand behandeln? Dem Neologen gegenüber vertheidigt auch Der den Pietismus, den dieser verketzern würde. Und der, der die Kirche nicht besucht, erzürnt sich wol, wenn er hört, daß sie geschlossen werden soll. Wenn Athanasius wirkte, so that er es eher durch den preußischen „Knochenmann" und was dazu vom großen Kurfürsten an bis heute gehört, als durch seine Architektonik der Hierarchie und Ideenverbindungen, die in diesen Triariern mit einer unerquicklichen Breite, oft wol mit Phanatasie und Witz, aber ohne die geringste erdenkliche Einwirkung auf ein Jahrhundert, das nur den freien Gedanken zu seinem Herrscher hat und Alles, was aus i h m nicht geboren wird, gleichgültig verwittern und verwesen läßt, vorgetragen werden. Und da nun eine Vereinbarung Preußens

mit dem Papste vor der Thür oder gar schon vollzogen ist, so werden sich die Staubwolken, die Görres aufregte, bald wieder auf die Pulte und Katheder zurückziehen, wo den Convictualen in München die vorfluthige Geschichte gelehrt wird. Die *nachfluthige* geht inzwischen ihren eigenen Gang.

---

## VII.

## Leo und die Hegelingen.

### 1838.

---

Die Händel am Rhein und in Polen greifen auch in ihren Ursachen und Folgen auf Gebiete über, wo sich seit Jahr und Tag brennbarer Stoff genug gesammelt hat, den der leiseste Funke (um wie viel mehr Leo'sche Scheiterhaufen!) entzünden konnte. Das von uns schon gewürdigte Sendschreiben Leo's an Görres, das den Teufel des Ultramontanismus durch den Beelzebub des Pietismus austreiben wollte, erfuhr von einigen jungen zur Hegel'schen Schule haltenden Gelehrten in den Halleschen Jahrbüchern eine Abfertigung, wie sich Leo diese bei aller Welt, mit Ausnahme der evangelischen Kirchenzeitung und des Menzel'schen Literaturblattes, zu gewärtigen hatte. Ueberflüssig war, Hegelianer zu sein, um hier die Freiheit des Denkens und geistigen Lebens, die wir durch die intellectuellen Entwicklungen seit der Reformation errungen haben, den Leo'schen Gespenstern wie einen Medusaschild vorzuhalten. Indem Arnold Ruge gegen Leo schrieb, brauchte er sich nur auf das schon allgemein in unserm Zeitalter verbreitete Bewußtsein der Gedankenfreiheit, die historisch gewordenen Resultate der Philosophie zu berufen. Seine Begeisterung für die Sache der religiösen Aufklärung verdankte er schwerlich der Hegel'schen Lehre, die nur von Leo ohne alle äußere Befugniß in diese Angelegenheit hereingezogen ist. Gegen die Begriffe, hinter welche sich Leo gelegt hat, protestirt die Geschichte, die tägliche Erfahrung der Zeit, ihres

eigenen Vertheidigers tyrannische, grausame, renommistische Art zu denken und zu empfinden, protestirt die Freiheit, die in Aller Herzen gesenkt ist, die Luft, die Sonne, die uns morgendlich den hellen lichten Tag aufgehen läßt. Wer hätte hier, um die Vernunft zu vertheidigen, nöthig gehabt, sich auf Hegel zu berufen?

Aber Leo nahm die Gelegenheit wahr und verwechselte absichtlich etwas, was nur ein im Interesse der Vernunft vor ihm geschlagenes Kreuz war, mit dem Symptom einer Secte. Dient man der Lüge, so sieht man sich so gern, nicht von der Wahrheit, sondern von einer Parthei verfolgt. Man rechnet äußern Machinationen zu, was nur der natürliche Lauf der Dinge ist. Leo machte aus dem, was unter allen Umständen gegen ihn zu behaupten nothwendig gewesen wäre, eine Intrigue, eine Consequenz der philosophischen Partheiung. Er vertheidigt sich nicht gegen das Einzelne, sondern er erwidert mit einer Anklage des entgegengesetzten Ganzen. Er beschuldigt die Hegel'sche Schule, daß ihre jüngern Entwicklungen auf den Umsturz der christlichen Lehre führen müßten, sammelt einzelne in Zeitschriften und Büchern zerstreute Belege, die er zum Beweise, daß er an einen Proceß denkt, Actenstücke nennt, um zu erörtern, daß die jüngern Schüler des verstorbenen Meisters die Persönlichkeit Gottes, die Historie des Neuen Testaments und die jenseitige persönliche Fortdauer leugneten, und ruft die Wächter über den öffentlichen Unterricht auf, von den Kathedern diese Adepten des Unglaubens wegzufegen und zu verhüten, daß unsere Universitäten durch die Hegel'sche Philosophie geistliche Mördergruben würden. Es sei nicht etwas Altes, sagt er, woran er die alten Feinde der Hegel'schen Philosophie auf's Neue erinnern wolle, sondern eine neue, erst kürzlich durch Strauß und was dazu gehört, eingerissene Wendung des Alten, die von dem, was früher diese Schule lehrte oder aus Besorgniß verschwieg, wesentlich verschieden und die Schöpfung neuer Anklagepunkte wäre.

Es ist in der That nicht nöthig, sich selbst zur Hegel'schen Philosophie zu bekennen, um diese Leo'sche Anklage zu verachten. Wir wollen nicht einmal von einer böswilligen An=

geberei sprechen, sondern des Glaubens sein, daß sich Leo zu dieser seiner Verketzerung durch eine ihm lieb gewordene Ideenverbindung gedrungen fühlte. Die Bibel nennt, was Leo hier gethan hat: die Gewissen verwirren. Er hetzt die Widersprüche, die ungelösten Räthsel, die Dunkelheiten, Schwierigkeiten und gegenseitigen Behauptungen, die sich zu allen Zeiten in der Wissenschaft und ihrem Verkehr befunden haben, gegen einander, nimmt dem Anfange das Ende vorweg, zwingt den Rachen eines Thieres, seinen eigenen Steiß zu verschlucken, treibt zu Einem Gehege alles in den Wäldern der freien Wissenschaft verstreute Wildpret zusammen, um eine kurze, schnelle und sichere Jagd zu haben. Die Gewissen verwirren heißt es, wenn man eine nach Klarheit ringende Denkoperation in ihren einzelnen Stadien abfaßt und dem noch Unvollendeten und erst in der Begründung Befindlichen die Künste abfragt, die nur in dem errungenen Siege möglich sind; wenn man vom Haupte verlangt, daß es die Hand, von der Hand, daß es der Fuß, vom Fuß, daß er der Nacken sein solle; wenn man dem abstracten, allerdings todt und leer aussehenden Begriff eine concrete Thatsache aus der Bibel vorhält und, seinen menschlichen Verstand auf den Kopf stellend, mit Leo fragt: Also den Gott leugnest du, der Abraham bei der Eiche Mamres und Mose im feurigen Busche erschien?

Wer da weiß, wie viel warme Hingebung an das Christenthum die Hegel'sche Lehre vor allen Philosophieen, die sich seit Kant in Deutschland zu verdrängen und zu verbessern suchten, voraus hat, dem muß diese Leo'sche Gewissensverwirrung um so frevelhafter erscheinen. Leo sollte wahrlich vergleichen können, wo Kant dem Christenthum gegenüber stand und wo Strauß. Will das auch nichts sagen, daß die Hegelingen den Gedanken mit der christlichen Lehre, mag es gehen, wie es will, zu versöhnen suchen, Kant aber und Fichte, wie schon Baco und Bayle, alle Positivität umgingen und das Christenthum nur als etwas nebenbei Existirendes ganz auf sich beruhen ließen?

Wenn man die Stellen aus Hegel'schen Schriften liest,

denen Leo in seiner Broschüre die Fingerzeige der Verdächtigung beidrucken ließ, so wird man sich unwillkürlich sagen: Sieh, diesen Denker, wie er ringt und trachtet, die Wahrheit zu erkennen! Sieh, wie er mit dem Pfunde wuchert, das Gott seinem Geiste anvertraute! Sieh diesen Schwimmer, wie gewaltig er durch die Wogen rudert und den grünen Inseln der Wahrheit zusteuert! Nun werden wir, die Einen oder die Andern, Anstoß nehmen an den Wendungen und Ausdrücken, die hier verrechnet, potenzirt, logarithmisirt werden, wir werden sagen: Das ist Hegel mit seinen wunderlichen Formeln, seiner unklaren Ausdrucksweise, seinen objectiven Begriffen und seinen sich selbst denkenden Gedanken! Wir werden aber auch sagen: Achtung den Männern, die sich so an Alles und Jedes, und an Alles und Jedes zugleich zu halten und in bloße Worte zu vertiefen wissen, während wir andern, die wir mehr Dichter als Denker sind, uns an die Erscheinung und das Einzelne, an den Vogel in der Luft, an das Blatt der Blume halten! Aber von Gottesleugnung, Unsterblichkeitsvernichtung, Christusverachtung sind diese Schnörkel und Arabesken und Holzschnitte so weit entfernt, daß wir vielmehr bewundern müssen, wie da jeglicher Geist, den uns Christus gegeben haben soll, thätig und rüstig sich bewährt, wie die Gaben, die uns gerade durch die Verkündigung des Evangeliums geschenkt sein sollen, sich so mannigfach bethätigen zum Lobe und Preise Gottes, der in uns wohnt und uns die Freiheit der Vernunft und den Durst des Erkennens gab und uns denken, forschen, sinnen, reden läßt! Leo will den Namen eines Christen nur gestatten, wo eine unbedingte Unterwerfung unter die Orthodoxie vorherginge; während diese Orthodoxie doch nur die Saat ist, die durch die Kirche ausgesäet wurde und sich jetzt in den Gedanken des sich reflectirenden Geistes als Blüthe über den Halmen der Jahrhunderte erhebt. Wer sich innerhalb der Grenzen, die durch Christi Erscheinung im Himmel und auf Erden gezogen wurden, mit der Freiheit, die, nachdem sie unser Erbtheil an sich ist, durch das Christenthum veredelt wurde, bewegt, der ist so gut Christ, wie Leo und der Pietist. Pietismus ist nur die Frage einer Religionsübung; der

Gottesverehrungen giebt es viele. Wer will bei irgend einer geistigen und tiefen Thätigkeit unserer Zeit sagen: Hier ist Christus nicht? Der Apostel fragt: Wozu wäre denn der Weinstock, wenn wir seine Reben nicht äßen? Oder wozu wäre denn die Heerde, daß wir ihre Milch nicht tränken? Oder, fügen wir hinzu, wozu wäre denn Christus, daß wir seine Früchte nicht brächen, seine Lehre nicht erörterten, durchsprächen, dem Glauben nicht nachforschten und unsere durch ihn geweckten Geisteskräfte in der Erforschung Gottes übten?

Keiner der Apostel ist gut auf diejenigen zu sprechen, die wie Leo nur Zuchtmeister in Christo sein wollen. Ja Paulus räth sogar, um die Gemüther für den Heiland zu gewinnen, eine Toleranz an, die sich mit dem Ungefährsten einer Annäherung an ihn begnügen solle, weil die Naturen der Menschen verschieden, ihre Sitten und Redeweisen abweichend seien. Er sagt den Korinthern, daß er sich auf allerlei Weise an die Menschen zu machen gesucht hätte. „Den Juden bin ich worden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich worden, als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich ohne Gesetz worden, auf daß ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne. Den Schwachen bin ich worden, als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin jedermann allerlei worden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache." Damit sagt der Apostel deutlich genug. daß man die Menschen in ihrem Eigenthümlichen lassen solle und ihnen nichts nehmen, wenn sie nur irgendwie zum Evangelium kommen. So sollten denn auch, denken wir, die Eiferer und Verketzerer Jedem die ihm eigene Weise gestatten, sich mit der Person Christi vertraut zu machen, eine Weise, die in der Hegel'schen Philosophie lange noch nicht die kälteste und allgemeinste ist.

Leo sollte nur seltener die evangelische Kirchenzeitung und öfter die Bibel lesen, so würde er auf Sätze stoßen, die bald seinen Fanatismus abkühlen müßten. Die ersten Christen waren auf nichts so begierig, als die heidnische Bildung für den neuen Glauben zu gewinnen. Für die unerläßliche Bedingung, daß man sich taufen lasse auf den Namen Christi,

gestatteten sie all' jene Freiheit, die auch in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte einen so reichen, oft so unabhängig entwickelten und gezogenen Flor geistiger Blüthen trieb. Paulus sagt selbst, daß das Wirken am Gottesreiche mannigfalt ist. Er wirft den Korinthern vor, daß sie sich stritten, wer Paulisch, wer Apollisch wäre. Er sagt: „Der Eine hat gepflanzt, der Andere hat begossen und Einer ist wie der Andere". „Denn wir sind Gottes Mitarbeiter", fährt er fort, ein Ausdruck, den Leo und die Seinigen gern dahin verändern möchten, daß sie nicht Mitarbeiter des Himmels, sondern die verantwortlichen Redacteure desselben sein wollen. „Ich habe," sagt Paulus, „den Grund gelegt, nun baue ein Anderer darauf!" Er läßt es frei, was man darauf bauen will, „Heu, Stoppeln, Holz, Gold, Silber, Edelstein," und knüpft die Bedingung des Werthes dieser Ueber- und Anbauten an den Erfolg, ob da bleibe, was als Zierrath zu dem Grunde hinzukommt, oder ob es vergeht. So scheinen mir aber die tiefsinnigen Gedanken unserer Philosophie, die scharfsinnigen Regungen der Wissenschaft, die geistreichen Entwicklungen, denen Leo heimliche Gruben legt, gerade die schönste Gold, Silber und Edelsteine heranbringende Mitarbeiterschaft am Aufbau des Gottesreiches zu sein und den „Tempel des Herrn" mehr zu zieren, als die schwarzen Vorhänge, welche die Orthodoxie aus dessen Fenstern legt, und das verwitterte Moos, mit dem sie seine Ritzen und Fugen verstopfen will.

Hegel hatte sich nur mit dem dialektischen Aufbau seines Systems und der innern gedankenmäßigen Consequenz desselben beschäftigt. Er hinterließ seinen Schülern als schwierige Aufgabe die Ausgleichung des Systems mit den mannigfachen Positivitäten unseres Lebens, unserer Sitten, unserer Ueberlieferungen. Auch das Verhalten der Theorie zu den verschiedenen historischen Fragen der Kirche, des Staates und der Gesellschaft sollte nun bestimmt werden. Alte Erfahrungssätze wollten wissen, wie sie zum Hegel'schen System ständen, und es war ein Unglück, daß Hegel gerade diese am meisten vermieden und für die Ausgleichung seiner Lehre mit dem gerade jetzt herrschenden Positiven nur allgemeine Andeutungen ge-

geben hatte. Die Hegel'sche Lehre trug Früchte, die nur von einem Theil ihrer Anhänger als organisch zum System gehörende anerkannt wurden, z. B. das Leben Jesu von Strauß. Andere verfolgten die mystische, Andere die pietistische Richtung. Man verlangte von der Schule Erklärungen, sie sollte Reverse ausstellen, was sie von der Unsterblichkeit der Seele, von Gottes Persönlichkeit glaubte, und löste sich, da hier ein Jeder seine gemüthlichen Neigungen in Formeln übertragen wollte, in eine Partheistellung auf, die Strauß in linke und rechte Seite und in ein Centrum getheilt hat. Die Linke und das linke Centrum sind wol diejenigen, welche Leo mit dem Namen der Hegelingen vorzugsweise bedacht hat. Es ist die freie, entschlossene Fraction der Hegel'schen Schule, die nicht glaubt, daß die Lehre ihres Meisters erfunden wurde, um das, was ist, zu bestätigen, sondern auch von Vielem zu zeigen, daß es weit besser sein könnte, als es ist. Wenn die Hegel'sche Philosophie die Aufgabe lösen soll, daß sie sich der geistigen Entwicklung des Jahrhunderts als ein lebensvoller Impuls mittheilt und in die verschiedenen Zweige der Wissenschaft, ja in die Institutionen der Gesellschaft eine befreiende und neugestaltende oder fester bindende Gedankenkraft ausströmt, dann kann die Lösung dieser Aufgabe nur von diesem jüngern Nachwuchs kommen, der ohnehin geschichtliche und allgemein-literarische Eindrücke neben den rein theoretischen in sich aufgenommen hat und dem Dogma der Schule ein reiches Material innerer und äußerer Erfahrung, Poesie und Empirie, zuführen kann. Das Band, das diese Bestrebungen an Hegel bindet, wird ein loses oder ein festes sein, wie man's nimmt. Lose äußerlich, was die Systematik, fest innerlich, was die Dialektik betrifft, die in's Blut aufgenommenen Kategorieen, den zur andern Natur gewordenen Gedankencalcül. Es muß sich zum Nutzen der vielen neuzubelebenden positiven Wissenschafts-, Gesellschafts- und Literaturfragen eine größere individuelle Freiheit in der Hegel'schen Schule ausbilden, wie sie denn auch schon von Strauß mit einem Takte und so sicherm Selbstbewußtsein ausgeübt ist, daß hier das Schulmäßige völlig aufgehört zu haben scheint.

Was nun Leo gegen diese Richtung, die, wenn sie durch-

wahrhaft geistreiche und erleuchtete Individuen integrirt wird, gewiß allmälig in Deutschland die wissenschaftliche öffentliche Meinung bilden wird, vorbringt, ist dasselbe, was der Legitimist dem Constitutionellen, der Erzbischof von Köln dem preußischen Ministerium und der Hermesischen Lehre, der Pietist seit Jahren dem Philosophen vorwirft. Die Kirche würde untergraben, der Glaube beschnitten, der Heiland dem Gedanken geopfert. Erstens sagt Leo, diese Parthei leugne jeden Gott, der zugleich eine Person ist. Sie verstehe unter Gott eine nicht mit eigenem Selbstbewußtsein begabte Macht. Das heißt, diese Parthei lehre den Atheismus. Eine lange Stelle aus Michelet's Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland giebt dem Ankläger zu seiner Behauptung die ihm sprechend dünkenden Belege. Doch wenn Leo unter der Persönlichkeit Gottes das versteht, was alle Philosophen darunter verstehen, einen extramundanen Gott, der der Welt als Schöpfer gegenübertreten könne und nicht in pantheistischer Weise die Welt selbst wäre, so findet man in der angeführten Michelet'schen Stelle das baare Gegentheil seiner Anschuldigung. Hegel lehrt, derselben zufolge, allerdings einen Gott, der nicht nur persönlich ist, sondern die Persönlichkeit selbst. Leo sollte wissen, daß es schwer ist, einer Philosophie wie der Hegel'schen die Abwesenheit von Begriffsmomenten da nachzuweisen, wo der Begriff einmal selbst schon in den bekannten logischen Proceß der Hegel'schen Philosophie gekommen ist. Das Umschlagen, Negiren, Für-sich- und Anderssein und Zurückkehren wieder in sich selbst, diese bekannten Hegel'schen Kategorieen, deren Werth zu untersuchen nicht hieher gehört, sprechen von dem Einzelnen nie ohne den Gesichtspunkt der Totalität, lassen zu gleicher Zeit etwas Welt und doch wieder nicht die Welt sein, lassen Gott in demselben Augenblick Person werden, wo derselbe eben noch Substanz war. Man bekämpfe diese Hegel'sche Dialektik innerhalb der Philosophie, nenne sie ein Spiel, aber man hüte sich, ihren Begriffen, die immanent sein sollen, mit einer Anklage entgegenzutreten, die etwas Einzelnes beträfe! Wenn Hegel der Substanz den Trieb, Subject zu werden, vindicirt, dann kann ein Zweifel, ob derselbe die Persönlich-

keit Gottes leugnete, gar nicht stattfinden. Wir können wol antworten: Mir ist die Lerche auf dem Felde lieber, als all' dies Begriffsspalten; aber sind wir einmal inmitten dieser dialektischen Spinnenfäden, dann möchte es bei Hegel, wenn man ihm einräumt, daß er das Eine hat, schwer sein, ihm nachzuweisen, daß er nicht auch das Andere hätte.

Der andere Leo'sche Anklagepunkt betrifft die Unsterblichkeit der Seele. Diese Parthei leugne, daß es eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode, eine Auferstehung des Fleisches und eine persönlich wahrnehmbare Strafe des Bösen und Belohnung des Guten in Folge der Wiederkunft des Herrn zum Gericht gäbe; diese Parthei lehre demnach eine Religion des alleinigen Diesseits. Bewegte sich diese Streitfrage nicht innerhalb der evangelischen Kirche, sondern auf katholischem Grund und Boden, so würde Leo ohne Zweifel gesagt haben: Diese Parthei leugne die unbefleckte Empfängniß Mariä, das Meßopfer, das Fegefeuer, die Siebenzahl der Sacramente u. s. w. Leo nimmt die schroffen Sätze des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses, das Niederfahren zur Hölle u. s. w. und bescheidet die Welt in Kürze damit, daß die Hegelingen diese Verfügungen des Katechismus nicht glauben. Da nun aber die Zahl derjenigen, welche ebenfalls nicht daran glauben, daß Christus zur Hölle gefahren ist, groß und ihnen die Theilnahme am Namen Christi darum doch noch nirgends verweigert ist, so könnte die Hegel'sche Lehre diese Anschuldigungen auf sich beruhen lassen und, wo es sich um Absetzung handelt, erst die Absetzung derjenigen Theologen verlangen, die wenig geneigt sein mögen, das Niedergefahren zur Hölle anders, als mit einem ausdeutelnden, philosophirenden grano salis zu verstehen. Leo scheint geneigt, es zur Bedingung des christlichen Namens, den Einer tragen will, zu machen, daß man an die Gasse des rothen Meeres glaube, durch welche Moses die Juden geführt hat, und an den Esel, der mit Bileam zu reden begann. Gesetzt, die Hegel'sche Lehre leistete dem, was sich in der christlichen Kirche unter dem Namen des Rationalismus gebildet hat, einer Lehre, die in zahllosen Kirchen und Hörsälen gepredigt wird, Vorschub, würde dann sie vor-

zugsweise von einer so hochverrätherischen Anklage getroffen werden müssen? Würde sie beschuldigt werden können, etwas so Urneues und gerade für den Moment so Gefährliches ersonnen zu haben? So ist es auch mit dem Dogma von der Auferstehung des Fleisches. Warum soll hier die Philosophie weniger in der Freiheit sein, ihre Ansicht darüber vorzutragen, als die Theologie, die überall lehrt, daß entweder unmöglich an eine talmudische Auferstehung aller alten Gebeine, aus denen wir im Leben zusammengesetzt waren, zu glauben sei, oder daß man die dahinzielenden Aussprüche der Bibel in einem andern Sinne deuten müsse? Nun kommt hinzu, daß die Apostel von der Auferstehung der Todten gemeiniglich so reden, daß sie sagen: Und siehe ich sage euch ein Geheimniß! Drückt diese Wendung nicht gerade die nur ahnungsweise aufzufassende Vorstellung vom Wiedersehen nach dem Tode aus? Die Bibel unterläßt nie, von den Leibern, die da erstehen, d. h. der persönlichen Unsterblichkeit, zu bemerken, daß sie verklärte sein würden, Leiber aus Gott, himmlische, neue Gewänder tragend. Heißt dies, in die Sprache der Philosophie übersetzt, etwas Anderes, als daß die Unsterblichkeit nur unter Bedingungen und Formen zu verstehen ist, von deren äußerer Gestalt wir keine Vorstellung zu fassen vermögen? Und wenn nun zunächst Michelet gegen die ganz anthropomorphische Auffassung der Unsterblichkeit, wie sie Göschel aus Hegel herzuleiten versucht, streitet, so würde man doch vergebens bei ihm eine Stelle suchen, welche die Leo'sche Anklage, diese Philosophie sehe mit der irdischen Existenz Alles für beendet an, rechtfertigte. Hegel sieht in der Unsterblichkeit der Seele keine Eigenschaft des Geistes, die nicht schon in seiner Göttlichkeit und Ewigkeit mit eingeschlossen wäre. Er sieht in der Unsterblichkeit der Seele keine Himmelssinecüre, keine Ruhe- und Pensionsanstalt für treue und ausgediente irdische Beamte, sondern die fortdauernde Involvenz dessen, was an uns der Unsterblichkeit würdig ist, mit dem fortgesetzten Plan der Schöpfung. Wenn er gegen die Unsterblichkeit des Subjects sprach, so wollte er damit wol nur denen ihren Glauben benehmen, die da meinen, sie würden mit Stiefel und Sporen,

mit Mann, Knecht, Magd, Vieh und Allem, was unser ist, im Himmel die Erde in gedankenloser Seligkeit fortsetzen. Kann es eine würdigere Vorstellung von unserer Fortdauer geben, als die, daß wir fortfahren, in den Plan der göttlichen Weltordnung verwickelt zu sein? Wie wir es sind, unter welchen Bedingungen die Verklärung, von welcher die Bibel spricht, stattfinden wird — wer möchte da Auskunft verlangen! Hegel hat sie eben so wenig nöthig gehabt zu geben, wie es bis jetzt einem seiner Schüler eingefallen ist, die Leo'sche Verleumdung wahr zu machen, daß es sich nur noch um eine Religion des Diesseits handeln könne.

Der letzte Vorwurf ist der gegen Strauß gerichtete, daß er aus dem Evangelium eine Mythe gemacht hätte. Obgleich Strauß zartfühlend genug gewesen ist, die schwere Verantwortung seines kühnen Unternehmens von Hegel's Philosophie abzuwälzen und sie auf sich selbst zu nehmen, obgleich mehre Hegelianer in Strauß weit mehr Schleiermacher'sche als Hegel'sche Elemente erkennen wollten, so haben doch gerade die von Leo verdächtigten jüngern Bekenner dieser Philosophie sich nicht weigern wollen, die Gefahr mit dem Verfasser des Lebens Jesu, wenn eine vorhanden, zu theilen. Und hier ist auch ein Punkt, wo man die Anklage Leo's unbedingt anerkennen, hinnehmen, ihrem Erfolge sich unterwerfen muß. Hier steht es dem „jung-Hegel'schen Unkräutich" vollkommen schön, daß dasselbe nicht wankt, sondern die Epoche, die Strauß mit seinem Buche gemacht hat, als etwas Neues, einen Fortschritt, dessen Folgen sich noch nicht ermessen lassen, begrüßt hat. Hier sich zurückziehen oder das Feuer seiner Begeisterung mildern wollen, hieße mehr als Feigheit, hieße die Krisis einer Begebenheit verkennen, die Zügel eines Ereignisses aus der Hand lassen. Strauß hat die Freiheit des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Tiefsinn des neunzehnten vermählt. Er hat dem Christenthum seinen zeitlichen Grund genommen und es dafür auf einen ewigen gebaut. Er hat etwas durchgeführt, was sich das achtzehnte Jahrhundert, dies freie, stolze Jahrhundert nicht möglich gedacht hat; nämlich die Kritik der Historie des Christenthums mit der wärmsten Hingebung an seinen innern, ewigen Gehalt zu verbinden. Strauß hat den

Rationalismus überwunden, der einst so lächerliche Versuche anstellte, die Wunder des Neuen Testaments zu erklären. Er hat die Wunder als nothwendige, dem Geist des Alterthums und der orientalischen Bildung angemessene Bestandtheile einer Geschichte aufgefaßt, die in dem Augenblick, wo sie aufgeschrieben und fixirt wurde, nach antiker Weise sogleich die Gestalt einer epischen Sage annahm. Das Resultat dieser Auffassung ist historisch etwas Menschliches, religiös aber und philosophisch dasselbe Göttliche, als welches es seither immer verehrt wurde. Die Wahrheit des Christenthums soll aufhören, eine nur auf geschriebenen Urkunden beruhende zu sein; sie soll eine ewige sein, eine durch sich selbst nothwendige. Eine Hemmung dieser Lehre ist nicht mehr möglich. Man gehe auf die deutschen Universitäten — alle Studenten der Theologie haben nur e i n e n Mittelpunkt, von dem aus sie denken oder g e g e n den sie denken: Das Leben Jesu von Strauß. Freunde oder Feinde der Auffassung — s i e ist es, die alle beschäftigt. Es herrscht eine Gährung unter den Köpfen, deren sich keine Macht, keine Leo'sche Broschüre, kein Ministerium mehr bemeistern kann. Deutscher Tiefsinn ist ein Unterpfand, daß sich zu dem theoretischen Resultate dieser Neuerung auch die praktische Belebung finden, vom Katheder sich auch eine Treppe zur Kanzel bauen wird.

Wenn alle Anschuldigungen Leo's in nichts zerfallen, diese kann nicht widerlegt werden, daß die sogenannten Hegelingen es mit der Strauß'schen Auffassung des Christenthums halten. Sie werden davon so wenig lassen, wie die ersten Schüler F. A. Wolf's von seiner Hypothese über Homer ließen. Die Christlichkeit ihres Denkens, die Liebe und Verehrung einer Religion, die, wie das Kreuz der Grundriß der Dome des Mittelalters war, so beinahe der Grundriß ihres philosophischen Systems ist, das ruhige Gewissen, womit sie überhaupt an Christus denken können, das wird ihnen den Muth geben, ihre Sache durchzufechten, eine Sache, die eben so freimüthig als tiefsinnig ist, eine Sache, die im Einzelnen von diesem oder jenem guten Exegeten und Kenner der Quellenschriftsteller widerlegt und berichtigt werden kann, die aber ihrem Gedanken nach mit zur Blüthe eines Zeitalters gehört,

das da Freiheit erstrebt ohne Frivolität, das aus zwei Factoren zusammengesetzt ist, Unabhängigkeit des Gedankens, Wärme und heiliger Ernst des Gefühls.

Leo fordert den Staat auf, gegen die von ihm signalisirte Faction einzuschreiten. Aber der Staat wird sich hüten. Der Staat wird den „Hegelingen" entweder andeuten oder bei ihnen stillschweigend voraussetzen, daß sie in den Resultaten ihres philosophischen Nachdenkens mit möglichst wissenschaftlicher Consequenz verfahren, daß sie vorsichtig sind, ihre Theoreme auf die bunte Mannigfaltigkeit gegebener Verhältnisse und einstweiliger Bedingungen zu übertragen, daß sie namentlich in die ungetrübte Integrität des philosophischen Gedankens nichts von den sich durchkreuzenden Meinungen des Tages, es sei denn, daß sich die Nothwendigkeit organisch ergäbe, aufnehmen; endlich, daß sie in ihren Kämpfen gegen etwaige Gegner weniger ihr individuelles persönlich-gereiztes Wesen, als die Sätze der Wissenschaft herausstellen — das wird Alles sein. Im Uebrigen wird sich der Staat weder zur Unterdrückung einer Lehre, noch zur Verfolgung und Zurücksetzung ihrer Bekenner verstehen. Er wird mit jenem Lakonismus, der die heutigen Ministerialrescripte kennzeichnet, das Leo'sche Gesuch um Relegationen, Kirchenbann und einige gelinde Scheiterhaufen, zu welchen das Holz aus den königlichen Forsten geliefert werden soll, abweisen und einen Streit als erledigt ansehen, der als solcher nicht neu ist, sondern, freilich mit anderm Inhalte, zu allen Zeiten da war und nicht beigelegt wurde, am wenigsten durch die sich einmischende weltliche Gewalt. Es ist wahr, wir nahen uns den Zeiten großer Offenbarungen; aber wer möchte wagen, die Pforten derselben zu verschließen? Würfe man auch den Schlüssel in's Meer — er würde nicht verloren gehen.

---

## VIII.
## Leo und Ruge.
## 1842.

---

Der Kampf gegen die Hallischen Jahrbücher wird immer hitziger. Mit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. nehmen die Dinge in Preußen eine andere Wendung. Die eben bekämpften Ideen werden plötzlich die leitenden der Regierung. Leo's Kampf gegen die Hegelingen dauert fort. Es ist das polemische Vorspiel einer positiven Opposition gegen die neue Schule, der Berufung Schelling's, die durch eine neue Philosophie dem Streit ein Ende machen sollte.

Das Juniheft der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung enthält von Leo gegen Arnold Ruge einen Artikel, dessen Ton wenige Proben charakterisiren werden. Leo nennt A. Ruge einen „literarischen Straßenjungen", erklärt, daß jeder ehrliche Mann Morgens und Abends ein Ceterum censeo beten müßte, annales Halanos esse delendos und beginnt einen seiner rohen Ausfälle mit dem Satze: „Das, was Ruge Protestantismus nennt, ist scheußlicher als Vatermord, schrecklicher als Sodomiterei, denn es schließt alle Gräuel dieser Welt am Ende zugleich ein, die der Mensch ersinnen kann."

Ich begreife nicht, welches Publikum sich Leo für

diesen Aufsatz gedacht hat. Ich weiß, daß die Evangelische Kirchenzeitung von frommen Gemüthern gelesen wird. Diese lesen gern von Missionen unter den Buschmännern; freuen sich, daß noch im Canton Waadt Spuren der Waldenser leben; lesen gern die Separatvota Hengstenberg's, die dieser finstere Puritaner über Erscheinungen des Tages in seinem Journale niederlegt. Ich kenne hochgestellte Damen, einflußreiche Staatsmänner, sinnige und fromm wirkende Gelehrte, wenig Theologen, aber viel Laien, die Professor Hengstenberg danken würden, wenn sich dieser mit allen Waffen seines evangelischen Zorns gegen eine Richtung, wie die der ehemals Hallischen Jahrbücher, ausspräche und im Namen des HERRN Jesu Christi, wie *sie* ihn verstehen, gegen das Verständniß jener Ungläubigen protestirte.

Aber diese Wirthschaft des Professor Leo in Halle! Man begreift den Herausgeber nicht, der einen über die Existenz des Dr. Ruge fast wahnsinnig gewordenen, sonst achtbaren Gelehrten noch ausdrücklich *auffordern* konnte, diesen Wahnsinn in seinem *evangelischen* Journale auszutoben. So wäre denn wirklich die Frage des Pietismus gesunken und heruntergekommen auf ein Dutzend lärmender Köpfe, die in Deutschland hier und da zerstreut sind und die Sache der Religion nur vorschützen, um eine ihnen angeborne oder durch die Umstände ihnen angeflogene Lust zum Widersprechen, Lärmen und Toben zu befriedigen. Da ist Krummacher aus Elberfeld, der nicht leben zu können scheint, ohne im Panzer und Harnisch einherzuschreiten. Die Interessen des ewigen Heils und der evangelischen Kirche werden nur vorgeschützt, um eine persönliche isolirte Stellung zu behaupten und der Lust am Rechthaben und der Herrschsucht mit päpstlichem Uebermuth leben zu können. Dies Treiben, das sich in Leo's Polemik gegen Ruge ausspricht, kann man nicht mehr für Sache der Religion und des Christenthums nehmen, es ist *Privatfehde*, an der kein besonnener Mensch mehr, am wenigsten eines jener reinen Gemüther, zu deren Befriedigung die Evangelische Kirchenzeitung gestiftet wurde, Theil nehmen kann.

Privatfehde muß man diesen Streit nennen, weil er sich

ganz auf localem Gebiete bewegt. Man denke sich dies kleine Halle „an der Saale kühlem Strande“. Wenn man auf dem Markte steht, übersieht man die gesammte Stadt. Kleine Universitäten in Deutschland sind berüchtigt durch ihre Klatschereien, ihr Coterieenwesen, ihre Feindseligkeiten. Wir draußen in der Welt bilden uns wunder ein, was es dem Professor Cajus um die Wahrheit zu thun sei, wenn er gegen Professor Sempronius polemisirt, und doch polemisirt er nur, weil 1) Sempronius mehr Zuhörer hat, als er, 2) weil dieser ihm das Local seines Auditoriums vorweggemiethet hat, indem er dem Hauswirth 10 Thaler jährlicher Miethe mehr bot, 3) weil er ihn gestern beim Spaziergang mit einer zweideutigen Miene grüßte, 4) weil er bei der vorjährigen Rectorwahl nicht seine Stimme hatte, 5) weil er sich einen Garten gekauft hat, der mehr Aepfel einbringt, als der seinige, 6) weil seine Frau schnippisch ist und von ihm gesagt haben soll, er verstünde sich keinen Knoten an der Cravatte zu binden, 7) weil seine älteste Tochter Fatime weniger gut singt, als Fräulein Odaliske, die älteste Tochter dieses selben Professors Sempronius, 8) weil die Dienstmagd des Sempronius in der Stadt ausgebracht hat, daß bei Cajussens des Morgens nur zwei Loth zum Kaffee für die gesammte Professorsfamilie genommen würden u. s. w.

Man wird es lächerlich finden, aber es ist wahr, daß von solchen und ähnlichen Motiven in Deutschland jene Wahrheit abhängig sein kann, die von Universitätsprofessoren vertheidigt wird. Zwischen den Rivalitätsfragen, Honorarinteressen, Vermiethungs-, Verheirathungs-, Anstellungsspeculationen, zwischen diesen Kaffeevisiten und Weiberträtschereien spielen unsere höchsten Interessen über Staat, Kirche und Literatur lustig mitten durch und veranlassen eine Universitäts-Ordre du jour, von der wir in Dresden, Frankfurt am Main, Stuttgart, Köln, Bremen, Hamburg keine Ahnung haben.

Ich muß auf Halle zurückkommen. Man denke sich eine kleine Stadt, wo in den schmutzigen Gassen Haus an Haus, Nest an Nest ein gelehrter Vogel seine Eier ausbrütet. Es sind Prachtexemplare darunter, herrliche Gefieder, zum Ausstopfen schön. Aber dies Gezwitscher! Der kretisch, der

paphlagonisch, der medisch, der syrisch, der chaldäisch! Jeder bekommt in einer andern Sprache seinen Geist ausgegossen. Der ist Realist, der Idealist, der Identiker, der Syncretist. Der hat 'was erfunden, der will 'was erfinden, der ist eben im Begriff, die Erfindungen aller Jahrhunderte wieder umzustoßen. In Halle sind Casinos, aber sie ballotiren geheim! Geschlossene Gesellschaften, aber nur für Gleichgesinnte. Auf die Kaffeevisiten der Frauen gehen die wissenschaftlichen Glaubensbekenntnisse der Männer über. Nun ist ein Regierungsbevollmächtigter da, der ehemalige Erzieher des jetzigen Königs, der schreibt Berichte nach Berlin, nach Sanssouci, da wird angefragt: Wer soll befördert werden? Wer bekommt Zulage? Wer soll reisen auf Staatskosten? Wer bekommt einen Orden, einen Titel? Man denke sich den Lärm, den unsere Literatur schon auf dem Gebiete von Deutschland macht, und hier sind nun die Repräsentanten dieser nämlichen Literatur zusammengedrängt in dem kleinen Nest, Halle an der Saale. Nordöstlich kommt die Chaussee von Bitterfeld und südwestlich geht die nach Merseburg. Jetzt hat eine Eisenbahn ihren eisernen Arm um die Stadt geschlungen, aber die Stadt bleibt dieselbe mit ihrem kleinen ewigen innern Krieg, den Anhetzungen, den Denunciationen, Liebedienereien nach Berlin hin, dem literarischen Klotzismus, wie dieser war, ist und sein wird zu allen Zeiten, so lange Halle und unsere kleinen Universitäten bestehen.

Es ist ein lächerliches Vorgeben, wenn Leo behauptet, er müsse gegen den Doctor Ruge die Sache des Christenthums und der Staaten vertheidigen. Ja er mag sich einbilden, daß er in seinem Rechte und seiner Pflicht ist; aber er hat für diesen zur Localsache gewordenen Streit die Zurechnung der Vernunft verloren. Jedes seiner Worte, das er in der Evang. K. Z. verspritzt, ist mit persönlicher Reizung, persönlicher Verfeindung gefärbt. Diese schmählichen Ergüsse schimpfsüchtiger Polemik sollten Fürsten und Staatsmänner anders als mit Lächeln aufnehmen? Sie sollten nicht fühlen, daß hier nicht mehr der eherne Mund der Wahrheit, der Ueberzeugung, des Berufes spricht, sondern die giftige Zunge der Verleumdungssucht, des Neides, der

überreizten persönlichen Verstimmung? Diese Fluth gemeiner Redensarten — sie ist nicht aus dem Borne des an Professor Leo so achtbaren Wirkens und Wissens gequollen, sondern herausgepumpt aus dem großen Marktbrunnen zu Halle, wo die Mägde klatschen und das abgelaugte Rinnsal der Salinen zusammenläuft.

Ruge hat Halle verlassen. Es ist ein Glück für die Wissenschaft, ein Glück für die Stellung derselben zum Staat. Die Verdächtigung nahm so sehr überhand, wie die gegenseitige Erbitterung, die sich auf den Schrittsteinen der Gassen von Halle persönlich begegnend das Aeußerste erwarten ließ. Ruge's Wirken verdient mehr als eine Universitätsfehde zu sein. Sein großartiges, Epoche machendes Streben verdient frei zu sein von all' den Nachtheilen, die ein verengter Horizont nach sich ziehen muß. Ruge wird in Dresden einen freieren Blick gewinnen, er wird über Vieles barer von Vorurtheilen, milder und nachgiebiger denken. Es ist nicht nothwendig, daß er sein freisinniges Wirken in den nunmehr Deutschen Jahrbüchern bis zu einem Conflict mit der Staatsgewalt auf die Spitze treibt. Wenige der Symptome einer hereinbrechenden, durchgreifenden Reaction, die Ruge prophezeit und befehdet, lassen sich in Abrede stellen; aber ein Kampf für Principien ist ein anderer, als einer für Thatsachen. Wäre es nicht zu beklagen, wenn sich hier ein edler Kämpfer für die Sache des Fortschritts in seinem Streben so verwickelte, daß er mit seinem Institut unschädlich gemacht würde, ehe sich dies Institut eine entschiedene Popularität gesichert hätte? Vergesse Ruge nicht, daß seine Sache nicht in der ansprechendsten Form auftritt. Er spricht von Philosophie, wo das minder eingeweihte Publikum Politik erwartet, er setzt Totalität voraus, wo die Masse an Einzelheiten haftet; zuletzt ist seine Hegel'sche Grundlage eine solche, auf welcher Tausende, die gleiche Anschauungen und Wünsche haben, mit ihm kaum fortbauen möchten. Das Alles zu erwägen, wird Ruge veranlaßt werden, jetzt, wo derselbe der akademischen Sphäre entrückt ist, einer Sphäre, in der sich die Studenten duelliren um einen Paragraphen des Aristoteles oder den

Unterschied zweier griechischer Partikeln. Auch die übertriebene Selbstaufstachelung gegen Preußen ist nicht besonders anzurathen. Ein Rath im Ministerium zu Berlin ist noch nicht das Ministerium, der Minister ist noch nicht der König, der König von heute ist noch nicht der König von morgen. Dresdens ästhetische Richtung wird Rugen und seine Freunde wol weder in Tieck's Zaubernächte, noch in Theodor Hell's Abendzeitungsdämmerungen hinüberziehen, wol aber dazu beitragen, daß ihr Standpunkt sich verallgemeinert. Der Augenblick eines offenen Kampfes scheint in der That noch nicht reif, wenigstens für Ruge nicht, um den es schade wäre, wenn er wie ein schönes, aber unverstandenes Meteor enden sollte. Und wenn es möglich wäre, den offenen Kampf zu vermeiden? Wenn sich gerade das doctrinaire Element dieser Deutschen Jahrbücher bethätigte durch Belehrung, Unterricht und es so von der Gegenparthei allmälig die herüberzöge, die jetzt erst prüfen wollen, obgleich sie bereits vor der Verantwortung erschrecken, die der auf sich lüde, der den Geist der Zeiten in längst überwundene Bahnen zurücklenken wollte?

Artikel, wie der angezogene Leo's, müssen dies Verständniß der Zeit, diese Anerkennung der neuen Richtung erleichtern. Denn wer kann hier noch an Christenthum glauben? Wo sind dafür die Beweise? Etwa diese Tiraden in der Evangelischen Kirchenzeitung? Die Klage um ein angetastetes Gut müßte sich, sollte man glauben, anders kund geben, als es hier geschieht. Ich kann an das von der neuen Richtung beleidigte Gemüth des immerhin poetisch empfindenden Görres glauben, ich kann an eine gewisse Wahrheit im Antistes Hurter glauben, ich kann mir ein still ergebenes, ja selbst ein grollendes Verhalten der orthodoxen Minorität denken; aber diese Entrüstung des Professor Leo ist — blasse Renommage. Es ist der Aerger eines Sonderlings, über den ein anderer Sonderling kommt und ihn aus der Mode bringt. Diese Tiraden, diese Schmähungen kann man nur mit den Ausbrüchen einer Monomanie vergleichen, und es sollte mich wunder nehmen, wenn nicht gerade in dem Augenblick, wo die preußische Regierung des Hallischen Pro-

fessors Crucifige! las, diese sich entschloß, den schon verhängten Bann der Jahrbücher wieder aufzuheben und es dem Publikum zu überlassen, daß es selbst untersuche, mit wem es Ruge gemein hat, ob mit Christus oder wirklich mit Barrabas.

---

IX.

## Offenes Sendschreiben
## an den Fürsten Ludwig zu Solms-Lich.
## 1839.

---

Als ich 1837 in Berlin war, sprach man in vielen Cirkeln von Ew. Durchlaucht wie von einer seltenen und den Kern der glänzendsten Zukunft in sich schließenden Erscheinung. Man bezeichnete Sie als einen Adligen, der mit dem vollen Bewußtsein seines gesellschaftlichen Vorrangs einen in höherer Sphäre nicht häufigen Reichthum an Ideen verbände. Sie hätten nicht blos, hieß es, den Adel in Ihren pergamentenen Briefen und Siegeln, sondern Sie würden ihn sogar aus gesellschaftlichen Theorieen und philosophischen Constructionen herleiten können, etwa in der Art, daß, wie es einmal von Gott geheißen hat, wenn es keinen Adel gäbe, man ihn erfinden müßte. Wie denn nun in Berlin, beim Mangel eines öffentlichen politischen Lebens, die Neugier immer das Ungereimteste glaubwürdig findet, so wollten Sie die Einen zum Wiederhersteller des seit längerer Zeit so tief gesunkenen Berliner politischen Wochenblattes machen, Andere riethen auf die Errichtung eines Depots für carlistische Anwerbungen, bis man eines Tages von Ihrer Ernennung zum Staatsrath überrascht wurde. Man wünschte Ihnen Glück, besonders Ihrer Jugend wegen.

Darauf sprach ich einen geistreichen berühmten Mann,

der eben die Ehre gehabt hatte, von Ew. Durchlaucht besucht zu werden.*) Da gab es preisenden Bericht über das Außerordentliche Ihrer Auffassung politischer Fragen. Aus verschiedenen Andeutungen ersah ich, daß Ew. Durchlaucht den Adel weniger für Genuß, als für eine schwere Pflicht und unter den jetzigen Umständen, wo das Zurückschrauben unserer gesellschaftlichen Fortschritte auf alte Zustände mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, beinahe für eine Last ansehen. Der Fürst zu Solms-Lich, weit entfernt den Adel für eine todte Hand, für ein Privilegium der Selbstgenügsamkeit zu halten, scheint vielmehr die höchste Regsamkeit für ihn in Anspruch zu nehmen und seiner dringendsten Sorgfalt die Lösung der schwebenden politischen Fragen anvertrauen zu wollen. Es ist, nach den Geständnissen Ew. Durchlaucht, kein Glück, im neunzehnten Jahrhundert ein Adliger zu sein; wer es aber einmal ist, den müsse sein Leben ein ritterlicher Kampf bedünken, eine gewissenhafte Priesterschaft am geweihten Herde anvertrauter Heiligthümer, eine Aufgabe und, wenn man bedenkt, was der Adel Alles verloren hat, eine Eroberung. Ich besann mich, daß schon einer Ihrer Vorfahren im Jahre 1564 eine Broschüre „über des Adels Herkommen" herausgegeben und darin eine ähnliche Klage angestimmt hat, mit dem Unterschiede freilich, daß Ihr durchlauchtigster Ahn die Verbesserung des Adels nach dem Geiste seiner Zeit mehr in tüchtigem, sittlichem Lebenswandel, Sie dagegen nach dem Geist der unsrigen in Ideen finden, die weit mehr verkehrter, als moralischer Natur sind.

Mein nächster Gedanke, als ich von diesem speculativen jungen Staatsrathe gehört hatte, war an den Professor von Henning in Berlin gerichtet. Ew. Durchlaucht wissen vielleicht nicht, daß dieser gelehrte Herr in der Armuth des Adels eine, wie die Hegelianer sagen, weltgeschichtliche Nothwendigkeit findet. Gerade durch seine Armuth, meint Herr von Henning, würde der Adel der Wahrheit seines Begriffs am nächsten geführt. Ob nun diese Wahrheit darin liegen soll, eine Vermittlung zwischen Fürst und Volk zu bilden, oder

---

*) Varnhagen von Ense.

ein stets vorhandener elektrischer Conductor gewisser, den Staat nothwendig integrirender Tugenden zu sein, darüber wage ich nichts von Herrn von Henning's Meinung vorwegzunehmen. Ich dachte nur über diese eigenthümlichen Ideenvermählungen mit so vielem Ernste nach, daß ich mir inzwischen in meinem Romane: „Blasedow und seine Söhne" erlaubt habe, das Komische daran weiter auszuführen; denn mein „Graf von der Neige" ist ein moderner Edelmann, der gerade, weil er nichts mehr hat, für alles Neue die Initiative übernehmen zu müssen glaubt, Güter kauft und sie in Lotterieen ausspielt, Actien auf Kohlengruben emittirt, verbesserten Maschinen nachgrübelt und deren sogar selbst welche erfindet, z. B. eine ausgezeichnete Gattung von Mausefallen.

Doch hier ist nicht von Mausefallen, sondern von den deutschen Ständeversammlungen die Rede. Ew. Durchlaucht sind, wie es von Ihrer so scharf erfaßten Lebensaufgabe zu erwarten stand, als Schriftsteller aufgetreten und haben die Ungesetzmäßigkeit der in den meisten deutschen Staaten jetzt eingeführten Repräsentativ-Verfassungen nachgewiesen, theils aus dem verletzten Buchstaben der Bundes- und der Wiener Schlußacte, theils aus den verletzten Interessen derer, die wie z. B. Ew. Durchlaucht selbst bei den neuen Verfassungen (Sie sind Mitglied der ersten Großherzogl. Hessischen Kammer) einen größern Umfang an Einfluß ansprechen zu können glaubten. Daß die Flugschrift: „Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen" (Gießen, bei Heyer) aus Ihrer Feder geflossen ist, haben die Zeitungen mit einer hastigen Beeiferung ausgesprochen. Da Ew. Durchlaucht dem Gerüchte nicht widersprechen, so haben Sie es gewiß nicht verhindern wollen, daß man Sie für den Gegenstand desselben verantwortlich macht. Angriffe auf das deutsche Verfassungswesen sind nichts Seltenes. Es konnte diesmal nur der hohe Verfasser sein, der diesem neuen Attentate den zur Eröffnung einer allgemeinen Erörterung nothwendigen Nachdruck gab. Ansichten; die aus Ihrer Sphäre kommen, gehen selten in den Gedankenhainen allein lustwandeln. In einiger Entfernung folgen Ihnen vermummte Begleiter. Kurz, Ihre Schrift führt sicherlich mehr als nur Ihr Wappen im Schilde.

Ew. Durchlaucht haben mich durch die gründlich scheinende Beweisführung Ihrer kleinen Schrift, durch die lichtvolle, unverworrene Darstellung und selbst durch die feine Stylisirung überrascht. Da legt sich, wenn ich mit dem gemeinen Weberhandwerk eine fürstliche Arbeit vergleichen darf, ein Faden klar und eben an den andern; kein wilder Einschlag fährt in das schöne Getriebe; ich habe bei mir gedacht: Wie sauber und den Umständen angemessen würden unsere Schriftsteller schreiben lernen, wenn man sie auf kurze Zeit zu Ministern machte oder sie in den Adelstand erhöbe! Ew. Durchlaucht klagen niemanden mit Heftigkeit an; Sie vermeiden jede sich Ihnen darbietende Gelegenheit zu mißliebigen Aeußerungen über Journalisten, Deputirte, Ehrenbecher u. s. w. Sie lassen sich nur ein einziges Mal zu einer kleinen Lieblosigkeit hinreißen, die man Ihnen, da sie gegen die Republikaner gerichtet ist, in jedem andern Falle nicht würde verdacht haben. Nur hier, wo Sie durchgängig mit Ihren persönlichen Affectionen so zurückhaltend sind, flößt es plötzlich Schreck ein, wenn Sie gegen die „etwa sich vorfindenden" deutschen Republikaner mit malitiöser Ruhe Ihre grausame Verwunderung so ausdrücken: „Es zeigt eine gewisse Halbheit der Gesinnung, daß sie nicht Alles aufbieten, um nach Republiken überzusiedeln, da sie, so lange sie in Deutschland bleiben, nicht hoffen können, weder selbst jemals in einer Republik zu leben, noch auch ihren Nachkommen eine solche zu bereiten." Es ist gewiß ein trauriger Irrthum, wenn es Leute gäbe, die noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu einer deutschen Republik zu kommen hofften. Aber der gegebene Rath, daß diese Bethörten gleich nach Amerika oder Neuholland auswandern möchten, ihrem Vaterlande Lebewohl sagen, der ist etwas boshaft. Wer den rührenden Moment erlebt hat, wenn in Hamburg Hunderte unserer Brüder von den deutschen Gauen und von Europa Abschied nehmen, der würde ihnen lieber erlaubt haben, in Schlesien Fetische anzubeten, als ihnen anzurathen oder sie zu zwingen, das Vaterland zu verlassen. Wer bei uns eine Republik will, will sie nicht der abstracten Form wegen; die Republiken Amerikas können ihm das nicht geben, was er sich unter einem Aufbau

dieser Staatsform auf den Trümmern unserer Monarchieen vorstellt. Den Fürsten gehören zur Zeit noch die deutschen Verhältnisse, aber die Schatten deutscher Eichen gehören Jedem, der unter ihnen geboren wurde.

Ich gestehe Ew. Durchlaucht, daß ich es lieber hätte, wenn Ihre Darstellung mitunter leidenschaftlicher wäre. Menschen, die sich leicht erzürnen, sind meist auch leicht wieder zu versöhnen. Diejenigen aber, die ihre Gegner, statt zu bekämpfen, ignoriren, diejenigen, welche die Unrichtigkeit der Meinungen, die Sie nicht theilen, für eine abgemachte Sache halten, und sich höchstens zu einer vornehmen Duldung, zu einem gnädigen Nichtsehenwollen verstehen, diese flößen mir, namentlich als Staatsmänner, ein gewisses Grauen ein. Indem sie die Discussion abschneiden, trennen sie auch das gemeinsame Band, das alle Lebensfunctionen eines so organischen Körpers, wie der Staat ist, verbindet und einen belebenden Umkreis des Blutes durch alle Adern der Gesellschaft möglich macht. Diese Ruhe, mit der Ew. Durchlaucht sich über die Partheiungen der Zeit hinwegsetzen, verräth mir am wenigsten Ihren versöhnlichen Sinn und ein gutes Vorhaben der Parthei, zu der Sie gehören. „Sie sind schon gerichtet!" scheint die Annahme zu sein, welche die vorhandenen Meinungsverschiedenheiten zurückweist. Diese Toleranz Ihres Styles hat mich zu der Frage getrieben: Ist denn Alles schon so ausgemacht und gewiß, wofür es dieser hohe Herr anzusehen scheint? Handelt es sich bei den Partheien lediglich um die Wahl zwischen dem Gefängnisse und Amerika, oder ließe sich nicht die Forderung der Einen herabstimmen und mit der Macht der Andern ein wenig rechnen? Ist die Frage, die Deutschland zu lösen hat, nur eine philologisch-kritische in Betreff des 13. Artikels, oder steht die Aufgabe viel höher, die Lösung an einem viel edleren Ziele? Ferner: Sind nur die Buchstaben etwas, die Menschen nichts? So dachte ich, und beschloß, gerade jene wesentlichen Factoren unserer Zustände, die Sie in Ihrem vorzugsweise juristischen Eifer mit herablassender Gleichgültigkeit übersehen haben, zur Hauptveranlassung dieses an Ew. Durchlaucht gerichteten Sendschreibens zu nehmen.

Der Verfasser der Schrift: „Deutschland und die Repräsentativverfassungen" will beweisen, daß jenes zu diesen nur durch Verletzung der in den Urkunden des neuen deutschen Staatsrechts ausgesprochenen Grundsätze über Volks- und Standesvertretung gekommen sei. Er hält allen Consequenzen des Repräsentativsystems die einer „echten" bundesgesetzlichen landständischen Verfassung entgegen, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß eine Umgestaltung des bisherigen deutschen Verfassungswesens nach jenen landständischen Principien hin, wenn nicht schon im Werke, doch sicherlich nothwendig sei. Am Schlusse der Schrift wird der Gang gerühmt, den man in Preußen eingeschlagen hätte, um die vom Könige versprochenen Reichsstände allmälig zu organisiren. Die preußischen Provinzialstände liegen dem Ideale, das der Verfasser von diesen Reichsständen hat, zum Grunde. Die Uebergänge und Herleitungen sind überwiegend historisch. In begriffliche Erörterungen läßt sich der Fürst nicht ein. Welche Staatsform die beste, läßt er unerörtert; nur die, welche die rechtmäßige und pflichtschuldige wäre, ist der Gegenstand seiner kleinen Schrift. Er beginnt mit dem allmäligen Absterben der alten deutschen Reichsverfassung und des damit zusammenhängenden Lehnswesens, beklagt die Folgen des Rheinbundes, die eine in den deutschen Staatenzusammenhang unmöglich passende Darstellung von Souverainetät aufgebracht hätten, und sucht die Begriffe zu bestimmen, welche man auf dem Wiener Congresse mit dem 13. Artikel der Bundesacte verknüpft hätte. Das ist irrig, wenn der Verfasser sagt, daß hier überall von Repräsentativverfassungen im französisch-englischen Sinne nicht die Rede gewesen sei; denn gerade dieser Ausdruck wurde, obwol ohne nähere Bestimmung, von mehren der am Congreß thätigen Minister gebraucht und findet sich in den Verhandlungen und Eingaben officiell wieder (gerade Preußen zielte doch wol im Munde Wilhelm's von Humboldt auf einen mehr modernen, als gothischen Bau); aber in dem Augenblick mag die Einrede passen, wo die südwestlichen Staaten sich eigene Verfassungen (ohne Modell, rein als Experiment,) gaben, dann die Schlußacte des Wiener Congresses auftrat und als eine wesentliche Bestimmung von zu erthei-

lenden Verfassungen die ungetheilte Einheit der fürstlichen Gewalt festsetzte. Hiemit ist freilich ausgesprochen, daß das Wesen der Repräsentativregierung, als einer auf die Theorie von den drei Gewalten sich gründenden Staatsform, von den Verfassungen, die zu geben oder schon gegeben waren, nach Bundesgesetzen hätte müssen ausgeschlossen bleiben. Hier steht der Verfasser auf juristisch-sicherm Boden. Er vergleicht die beiden politischen Systeme erstens in Bezug auf die Wahl der Repräsentanten und die Zusammensetzung der Kammern und behauptet, daß die Volksvertretung im Repräsentativsysteme eine Fiction und nur im ständischen Systeme wahrhaft möglich sei. Er geht dann zweitens auf den Antheil der Stände an der Gesetzgebung über, und schildert in einem neuen Ansatze seiner Schrift die Verlegenheiten und Zerwürfnisse, welche die Mißachtung des strengen Unterschieds zwischen den beiden Systemen in Deutschland hervorgebracht hätte. Er läßt dem englischen Systeme seinen Werth, räumt ihm diesen jedoch nur da ein, wo sich durch historische Entwicklung Partheien gebildet hätten; denn auf deren Vorhandensein seien alle Bestimmungen des Repräsentativsystems begründet. Der Schluß, daß das auf Deutschland angewandte Experiment die Partheien, da sie nicht da waren, nothwendig und künstlich hervorgerufen hätte, ist hierauf leicht gemacht und damit die Aussicht in das endlose Sündenregister gegeben, das man den südwestlichen Staaten Deutschlands vorzuhalten habe. Die auffallende Wendung, die zuletzt die Schrift nach preußischen Verhältnissen hin nimmt, ist bereits erwähnt worden.

Als zugestandenem Verfasser dieser eben skizzirten Darstellung möchte ich wol Ew. Durchlaucht die Frage vorlegen, wie Sie sich diese Wiederbelebung ständischer Verhältnisse vorstellen, von denen Sie doch selbst sagen, daß sie unter den beim Tode derselben gegebenen Umständen nicht mehr möglich waren? Gesetzt, wir müßten Ihnen aus juristischen, politischen und moralischen Gründen den Werth von Repräsentativverfassungen opfern, wie wollen Sie uns jene Stände zaubern, die Sie für die besseren halten? Sie räumen selbst ein, daß die alten Stände keine Haltung hatten und allmälig in sich selbst zerfielen, der zuwachsenden Ausbildung der Souverai-

netät gegenüber. Wenn sie aber damals, wo die unruhige Neuerungssucht der Völker noch nicht im Schwange war, wo man noch nicht die Staatsformen des In- und Auslandes mit einander verglich, ohne Werth waren, wie können sie jetzt, ich will nicht sagen, das Bedürfniß der Völker befriedigen (denn Ew. Durchlaucht würden dies für eine Phrase halten); sondern nur überhaupt unter den gänzlich veränderten und umgerüttelten Verhältnissen möglich werden? Waren schon damals die Formen der gährenden Gesellschaft und die Widersprüche der Interessen dem feudalen Ständewesen nicht mehr günstig, so sind sie es jetzt noch weit weniger, jetzt, wo wir in den meisten Dingen nach abstracten und wie aus dem Stegreif genommenen Gesetzen verfahren, jetzt, wo wir vom Naturwüchsigen auf Gedankenweite entfernt sind und höchstens in einigen Corporationen, die früher Capitale verwalteten und jetzt nur die Zinsen davon genießen, in einigen Individuen, deren Ahnen früher reichsunmittelbar waren, während sie jetzt mediatisirt und auf Thätigkeit in fremdem Staatsdienst angewiesen sind, der Wunsch nach einer ihnen günstigeren Ausgleichung von Macht und Einfluß entstehen könnte. Sicher wäre es ein herrliches Dasein, wenn wir unsere jetzige Civilisation mit der schönen Gliederung des gesellschaftlichen und politischen Lebens im Mittelalter verbinden könnten und zum Preise jener Freiheit, die uns Ew. Durchlaucht allerwege gestatten werden, die bunten Fahnenwimpel der Stände und Genossenschaften einen Regenbogen des Friedens bildeten; aber wo soll das ohne ein verdrießliches Gefolge herkommen? Wo anders kann man einmal einen solchen Traum hegen, als wenn man durch Ew. Durchlaucht schöne Heimath, die Wetterau, pilgert, in die sechs unergründlichen Brunnen Friedbergs blickt, an der Lahn hinwandernd, die Trümmer alter Burgen auf den Bergen sieht und sich bei einem Diner auf der Terrasse von Schaumburg in alte Zeiten versenkt? Ist man wieder in den Städten, sieht man auf den Dörfern alle Bauernbursche mit rothgestreiften Mützen, die ihre militairische Bestimmung verrathen, sieht man die Schlagbäume und die Gensdarmen, die uns „höflich" um den Paß bitten, so schwindet die malerische Fee Morgana und wir fühlen, daß Staaten-

organisationen nur noch auf den Grund einer allgemeinen Gleichheit, Eintheilungen nur nach numerischen Verhältnissen möglich sind, eine Ueberzeugung, die uns Ew. Durchlaucht durch Ihre juristischen Herleitungen nicht rauben können.

Obgleich Ew. Durchlaucht an mehren Stellen Ihrer Schrift jene Empfindlichkeit der mediatisirten Fürsten gegen die aus Napoleon's Weltstürmerei als souverain hervorgegangenen ehemaligen Vettern und Collegen nicht verbergen, so werden Sie doch die Könige von Bayern, Würtemberg, Sachsen nicht anklagen wollen, daß diese durch Ertheilung von Repräsentativverfassungen absichtlich dem Adel oder gar dem monarchischen Princip hätten schaden wollen. Im Gegentheil sind die betreffenden deutschen Verfassungen mehr aus theils zufälligen, theils nothwendigen Einflüssen hervorgegangen. Da man kein festes Vorbild hatte, so mußte man sich bei ihrer Schöpfung gegebenen Umständen anpassen, von denen einige so dringend waren, daß sie in keinerlei Art umgangen werden konnten. Wenn allerdings die neuen Souveraine gegen die Mediatisirten in Rechtsbewilligungen nicht eben freigebig gewesen sind, so mögen die Gründe dafür gewesen sein, welche sie wollen; nur so viel ist gewiß, daß das Factum mit den Wünschen der Majorität übereinstimmte. Ueberhaupt ließe sich Ihrer Schrift eine andere gegenüber stellen, worin gerade die Nothwendigkeit bewiesen werden müßte, warum man dem Repräsentativsysteme vor dem ständischen den Vorzug zu geben hätte. Da Ew. Durchlaucht die preußischen Provinzialstände so genau kennen, so werden Ihnen die abenteuerlichen, alle vernünftige Ordnung des modernen Staates aufhebenden Anträge, die der preußische Adel auf den Provinziallandtagen gemacht hat, wohlbekannt sein. Wenn nun diese Stände schon mit jener Befugniß ausgestattet gewesen wären, die Sie nicht Anstand nehmen werden, den allgemeinen Reichsständen zu bewilligen; würde da wol die preußische Regierung mit so unbefangener und sich ihrer Macht bewußter Rücksichtslosigkeit jene Anträge, wie sie es gethan, haben zurückweisen können? Dem modernen Staate werden Sie die Ueberzeugung nicht nehmen, daß sein Schwerpunkt in jener Richtung liegt, wo sich das Mehr oder Minder der zur

Ordnung des Ganzen geleisteten Opfer entscheidet. Die Steuern, die Ew. Durchlaucht als Regelung der Standschaft gänzlich verwerfen, sind wenigstens annäherungsweise der sicherste Ausdruck des Antheils, den der Einzelne am Wohle und der Erhaltung des Ganzen nehmen wird. Kein denkender und besonnener Staatsmann wird Ihnen glauben, daß die Wohlfahrt des modernen Staates mehr in dem Einspruch eines armen unbegüterten, aber den Namen und eine ererbte Stimme tragenden Adligen, als in dem eines Bürgers liegt, dessen Steuerquantum groß genug ist, um ihm die Erhaltung des Friedens und der Ordnung für sein Gewerbe oder sein Vermögen als das Allerwünschenswertheste erscheinen zu lassen. Und wenn ich, als Demokrat, auch wol die möglichste Annäherung an directe Wahlen vorziehe, so scheint mir doch Ihr Princip so weit von dem Ideal eines erträglichen Staates entfernt zu sein, daß ich noch lieber dem höchsten Steuerkataster vor Ihrem auf gewisse „verfaulte Flecken" (rotten boroughs) der Gesellschaft haftenden Systeme der Standschaft den Vorzug gebe.

Die von Ew. Durchlaucht mehrmals ausgesprochene Erklärung, daß in Ihrem Staate Jeder Wähler sein könne, klingt verführerisch. Sie binden das politische Recht an keine Steuer, Sie lassen „das Recht mit uns geboren" werden. Ich habe nie begreifen können, wie Goethe darauf kam, eine so edelklingende Maxime

Vom Rechte, das mit uns geboren,
Davon ist leider keine Frage —

dem Teufel in den Mund zu legen. Jetzt sehe ich, daß Mephisto nie ein größerer Schalk ist, als wenn er die Maske der Ehrlichkeit vornimmt. Ew. Durchlaucht brauchen die überraschende Wendung, daß in Ihrem Staate Alle wählen sollen, und daß das Recht mit uns geboren werde, indessen der Grad von Freiheit, der daraus hervorgeht, ein gar geringer ist. Sie lassen Alle wählen, aber Alle nur nach Ständen und Gemeinden und jeden Stand und jede Gemeinde nur Einen aus ihrer Mitte. Das heißt, die Mediatisirten sitzen erstens in den Kammern alle für sich, dann schickt der niedere Adel seine aus eigenem Schooß gewählten Vertreter, die Geistlichen

die ihren, die Städte schicken ihren Bürgermeister, die Bauern — ihren Dorfschulzen. Unübertrefflicher Mephisto! Vom Rechte, das mit uns geboren, davon ist hier lediglich die Frage! Die Bauern sollen *ihre* angeborne Vernunft, *ihren* Schulunterricht in die Kammer bringen; sie sollen sich nicht einfallen lassen, statt selbst mit der Pelzkappe und in dem Rocke mit silbernen Knöpfen zu erscheinen, Männer von Geist zu schicken, einen Uhland, einen Advocaten aus der Residenz, einen wegen seiner Grundsätze ausgetretenen Staatsdiener, einen Journalisten gar, kurz den Vertreter eines Rechtes, das mit ihnen als Bauern nicht geboren wurde. Nein, Ew. Durchlaucht, diese Freiheit, daß *Alle* wählen, ist dadurch, daß nicht Jeder gewählt *werden* kann, theuer erkauft. Ihr Vordersatz hat einen Nachsatz, der jenen mit Haut und Haaren aufhebt.

Ich möchte mich, da Ew. Durchlaucht doch wol alle Schriften über das Theoretische dieser Frage gelesen haben und mir in einer so vielfach erörterten Sache etwas Neues zu sagen schwer werden möchte, nur auf die Bemerkung beschränken, daß Sie schon durch das Kleinliche der Resultate, die Ihre Lehre in den einzelnen kleinen deutschen Bundesstaaten zur Folge haben würde, erschreckt werden sollten. Ihr System von einer Gliederung der Interessen hat ein imposantes Aeußere; aber was soll ein Linienschiff auf einem Bache, selbst wenn jenes nach einem winzig verjüngten Maßstabe gezimmert ist? Aus dem Volke heraus sollen wir die etwa vorhandene Bildung zu holen suchen, nicht uns demüthigen lassen durch den offen zur Schau gestellten Mangel derselben. Ich habe alle Achtung vor dem gesunden und natürlichen Sinne des „gemeinen" Volkes; aber es würde mir leid thun, wenn ich in dem Kampf gegen die *privilegirten* adligen, geistlichen, bürgerlichen Stände einen Streiter auftreten sähe, dessen Intelligenz allerdings über seinen Kirchthurm hinausreichen dürfte, der aber aller Vorsprünge einer feinen und dem Kampf gewachsenen Bildung entbehrt oder seine Stimme wol gar an den adligen Gutsherrn überträgt. Das ständische System, auf die Masse angewandt, ist etwas Lächerliches. In großen Verhältnissen, z. B. wenn es sich um eine

Repräsentation des ganzen deutschen Volkes beim Bundestage handelte, könnte es sich als passender Regulator bewähren; seine Einführung aber in jede Dorfgemeinde ist eine Ungereimtheit, wie es jede Idee wird, wenn man ihre Consequenzen auf das Kleinste und Einzelste ziehen will.

Der moderne Staat ist das concentrirte Bewußtsein aller der Interessen, die in ihm aufzugehen haben. Der moderne Staat ist auf das Princip der Entsagung und Aufopferung begründet. Die Minderzahl fügt sich der Mehrheit, weil das der Mehrheit Zuträgliche nur augenblicklich der Minderzahl wehe thun kann, indem bald in einem weise regierten Gemeinwesen eine Ausgleichung folgen wird. Das von Ew. Durchlaucht empfohlene ständische System würde uns, wenn dasselbe nicht eine gänzlich leere Fiction neben der Staatsregierung sein sollte, in eine Anarchie der feindlichsten Sonderinteressen schleudern. Nur da, wo die Wahlgemeinden nicht an ihre eigene Intelligenz gebunden sind, sondern, um einen Vertreter zu finden, über ihre Grenzen hinausgreifen dürfen, nur da ist schon im ersten politischen Acte jenes Princip des modernen Staates, die Aufopferung und die Ausgleichung, anerkannt. Die Deputirten dürfen kein Mandat ihrer Wähler annehmen, um nicht das Gleichgewicht des Ganzen zu stören; sie sind nicht ihren Constituenten, sondern nur ihrem Gewissen und ihrer Vaterlandsliebe verantwortlich. Nur bei diesem Systeme ist eine Harmonie der Regierung mit dem Volke möglich, während Ew. Durchlaucht wunderlicherweise als das Ideal des Staates eine Combination vorschlagen zwischen der türkischen Despotie auf Seiten der Regierung und der polnischen Reichtagsanarchie auf Seiten des vertretenen Volkes. Sie nennen das: die Stände hätten nur berathende Stimme. Sie wollen der Regierung die Freiheit ihres Willens lassen und durch die Stände nur die Möglichkeit eines Blickes in den Volkswillen geben. Wie Sie aber bei dieser Verwirrung endlich auch noch verlangen können, daß die Regierung den Ständen verantwortlich sei, denselben Ständen, die sich über nichts einigen, die nur berathen, dieselbe Regierung, die ihr eigener Herr bleibt — das ist einer der Widersprüche, die sich zahlreich in Ihrer Schrift finden

und die sich nur aus dem Umstande erklären lassen, daß Ihre eine Herzkammer aristokratisch, Ihre andere monarchisch gesinnt ist, daß Sie zugleich Mitglied einer süddeutschen ersten Kammer und zugleich preußischer Staatsrath sind. Sie wissen nicht, ob Sie mehr Ihrem Selbstgefühl als Pair nachgeben sollen oder Ihrer Pflicht, falls Sie gar Minister würden.

Es hat mich bei Ihrem Geist wunder genommen, daß Ew. Durchlaucht irgend einer der theoretischen Behauptungen des seligen Pölitz in Leipzig beistimmen können. Der Ausdruck Interessen, den dieser nicht eben tiefe Staatsrechtslehrer oft gebraucht, hat Sie bestochen, wenn Sie auch mit Recht nicht begreifen, wie es noch Interessen der Intelligenz im Staate zu vertreten geben könne neben den Interessen des Ackerbaus und der Industrie. Die Intelligenz ist nicht Sache eines einzelnen Standes, wenigstens nicht diejenige Intelligenz, welche auf den Landtagen vertreten werden soll. Abgeordnete der Geistlichkeit, der Schulen und der Universitäten werden Ew. Durchlaucht, wenn sie von Pfründen und alten Stiftungen nach Ihrem historischen Principe kommen, nicht zurückweisen; allein dann vertreten sie nur den an diese Institutionen gebundenen Einfluß, nicht die Intelligenz als solche. Mit Recht. Die Intelligenz soll das von Allen gleichzeitig Vertretene, sie sollte in ihrer bestimmten Anwendung auf das Wohl des Staates das einzige von den Ständen ausgeübte Privilegium sein. Ew. Durchlaucht verlangen aber nur die Local-Intelligenz, die Sachkenntniß, die auf dem Stande haftet; doch wo sich diese nicht zur Staats-Raison erhebt, da werden die für das Gesammtwohl wichtigsten Fragen, z. B. die Eisenbahnen, die Kanäle, an der Hartnäckigkeit derer scheitern, welche bisher von dem mühseligen Waaren- und Menschentransport Vortheile gezogen haben. Es ist doch wahrlich eher anzunehmen, daß sich die Intelligenz in das Wesen von Sonderinteressen, die es zu berücksichtigen geben dürfte, hineinversetzt, als daß sich ein in Ihrer Art gewählter Vertreter des Bauernstandes von seinem Horizonte zu dem einer stimmfähigen Staats-Raison erhebt. Wie wenig auch im Repräsentativsysteme bei aller Freiheit, die dasselbe

den Deputirten läßt, gewagt wird, wirklich vorliegende, wenn auch einseitige Interessen zu verletzen, beweist Frankreich; denn der Vorwurf, den man gewöhnlich der franz. Deputirtenkammer macht, daß ihr Votum von den Wählern abhängig ist, muß sich Ew. Durchlaucht als ein Lob bewähren und kann wenigstens den Beweis liefern, daß bei nur einigermaßen ausgebildeter politischer Vernunft eine gänzlich abgezogene und in der Luft schwebende Vertretung blos nach Theorieen auch in dem so viel andere Vorzüge vor dem Ihrigen voraushabenden Repräsentativsysteme nicht gerade möglich ist.

Um es zu gestehen, was wenigstens in meinen Augen den in Deutschland bereits eingeführten Verfassungen einen entschiedenen Vorschub leistet, ist die Möglichkeit, daß durch diese Verfassungen Männer wie Uhland, Pfizer, Schott, Itzstein u. A. zu Vormündern des deutschen Volkes gewählt werden konnten. Mögen nun auch diese Verfassungen im Einzelnen Mangelhaftes an sich tragen, mag man ihnen allerdings eine Verwirrung und Vermischung der beiden von Ew. Durchlaucht so streng gesonderten Systeme zum Vorwurf machen können; wir sehen wenigstens, daß mit Hülfe derselben die Wünsche der Mehrzahl laut werden und die dringendsten Anliegen unseres Vaterlandes ausgesprochen werden konnten. Da wir voraussehen, daß bei Ihrem Verfassungsideale Männer, wie die oben genannten, nicht würden gewählt werden, so wollen wir die Mängel der eingeführten Verfassungen lieber in dem Mißtrauen und in der Abneigung der Fürsten finden, die nicht alle Consequenzen derselben durchführen, lieber in der diesen Verfassungen widersprechenden Organisation des Bundestages. Ew. Durchlaucht sagen, diese Verfassungen hätten die Partheien hervorgerufen, da sie auf einem Dualismus von Hause aus begründet seien. Glauben Sie in der That, daß der Riß, der mitten durch das Herz der modernen Gesellschaft geht und auch in Deutschland für die Saat einer allgemeinen gegenseitigen Entfremdung die Furchen gezogen hat, von jenen eher ein Mittel zur Versöhnung darbietenden Urkunden und Einrichtungen ausgegangen ist? Sie werden doch wahrlich die Richtung, welche seit fünfzig Jahren die Geschichte

der Menschheit genommen hat, tiefer begriffen haben, um nicht zu fühlen, daß die Herleitung der in unsern Zeitgenossen gährenden Unruhe aus den von Ihnen geschilderten Formfehlern eine fast scherzhafte Annahme sein würde. Ihre Theorie ist ein Zwang, aber wahrlich! es würde sicherer um Europa stehen, wenn es nur dieses Zwanges bedürfte, um es zu beruhigen!

Die in Deutschland eingeführten Verfassungen sind nicht in dem Grade repräsentativ, daß sie den vollen Tadel Ew. Durchlaucht verdient hätten. Gerade aber darin, daß sie aus beiden Systemen gemischt sind, scheint mir der Grund zu liegen, warum man die einmal nach dieser Seite ausgelaufene Wendung des deutschen Verfassungswesens als eine in dem Drang von unvermeidlichen Umständen gelegene betrachten muß. Wie wenig auch hier eine vollständige Integrität der Theorie möglich ist, verrathen Ew. Durchlaucht selbst deutlich genug durch ein fast auf der letzten Seite Ihrer Schrift noch gegebenes Zugeständniß, das mir, um es offen zu sagen, den ganzen Zusammenhang Ihrer bis dahin gegebenen Auseinandersetzungen aufzuheben scheint. Sie räumen nämlich, was bei Ihrem Systeme außerordentlich ist, die Errichtung von zwei Kammern ein, Sie geben etwas für unerheblich aus, das für die Wahrheit des Repräsentativ-Systems so unerläßlich nothwendig ist, wie seine Uebertragung auf das ständische System eine Consequenz ist, welche alle die von Ihnen gezogenen Grundlinien desselben auswischt. Wenn das ständische System auf die Stimmfähigkeit und Vertretung Aller begründet ist, wenn es keine leere Vorspiegelungen sind, daß der hier herrschende Wahlmodus eine Gleichheit Aller voraussetzt, so können die verschiedenen hier auftauchenden Wünsche und Interessen auch nur in Eine Kammer oder in verschiedene Curien, was Ew. Durchlaucht verwerfen, vereinigt werden. Nach welchem Modus sollen denn nun im ständischen System die verschiedenen Wahlen geleitet werden? Wenn in der ersten Kammer diejenigen säßen, welche geborne Mitglieder derselben sind, in der zweiten gewählte, so ist dieser Unterscheidungsgrund im ständischen System

nichtig, da hier ja jeder Stand als Individuum auftritt und es gleichgültig ist, ob eine Stimme von einer Corporation oder von einem Pair kommt, dessen Stellung im Staate die einer Corporation aufwiegt. Ueberdies hat die doppelte Kammer nur bei einer gesetzgebenden Befugniß der Stände Sinn, nicht bei einer nur berathenden. Noch haben alle politischen Begriffe die Doppelkammer darum in Schutz genommen, weil diese ein dauerndes und ein wandelbares Interesse darstelle; aber was soll ein solcher Widerstreit da, wo sich nur Wünsche, Bedürfnisse, Ansichten aussprechen dürfen und die Regierung in dem, was sie thun will, ihr eigener Herr bleibt? Instanzen lassen sich nur da denken, wo es sich um einen Urtheilsspruch handelt, der Gesetzeskraft annehmen soll. Wo nur unmaßgebliche Meinungen ausgesprochen werden, ist eine Trennung der Stände weder nothwendig noch ohne Beleidigung der in ihren Functionen ganz und gar mit der ersten Kammer übereinstimmenden zweiten nicht denkbar.

Ich habe darüber nachgedacht, was Ew. Durchlaucht bestimmt haben mochte, durch das eben besprochene Zugeständniß die Folgerichtigkeit Ihres Systems umzustürzen. Ich finde den Grund in nichts Anderm, als in den unausweichlichen Widersprüchen, in die man geräth, wenn man Theorieen gleichsam a priori herleiten will und dabei doch eine Menge rückhaltiger Besorgnisse und Nebenzwecke hat, die man äußerlich zu ignoriren scheint, aber doch nicht ganz verbergen kann. Entweder fühlen Ew. Durchlaucht zu gut, eine wie gefährliche Waffe das Einkammersystem werden könnte, wenn sich Stände einfallen ließen, ihre Befugniß zu überschreiten, oder Sie können dem blendenden Eindrucke einer Pairskammer um so weniger widerstehen, als Sie selbst in ihr Sitz und Stimme einzunehmen haben würden. Jedenfalls ist durch dies Zugeständniß die Einheit Ihres Systems vernichtet und das Staatsgebäude, das Ihre Schrift andeutet, fällt schon jetzt, wo wir nur die äußersten Umrisse desselben gezeichnet bekommen, in sich zusammen.

Freilich könnten Ew. Durchlaucht auch selbst, zumal wenn Ihre Schrift keine Krankheit, sondern nur ein Symptom

davon ist, diesen Ihren inhaltlosen Träumen Eingang und Anwendung auf das Bestehende verschaffen; allein Sie würden nur damit die Stimmung des deutschen Volkes aufregen, dem die noch so precären, noch so halben und unvollkommnen Verfassungen eine werthe Errungenschaft sind, die dasselbe nicht gutwillig herausgeben wird. Ein Umtausch der bestehenden Verfassungen ist nur gegen solche möglich, die dem Wesen der Volksfreiheit näher stehen. Eine Beschränkung der ständischen Befugnisse würde die Vaterlandsliebe nur dann einräumen, wenn sie ihrem eigenen Ideal, der Macht und Einheit Deutschlands, zu Gute käme, d. h. wenn die Opfer, welche die einzelnen Staaten von ihrer Souverainetät brächten, auf den Altar einer durchgreifenderen Centralisation des Vaterlandes, als bis jetzt der Bundestag darbietet, niedergelegt würden. Ew. Durchlaucht finden in uns Verbündete, wenn Sie den starren und einseitig ausgebildeten Begriff von Souverainetät, den sich die süddeutschen, von Napoleon geschaffenen Königreiche und Fürstenthümer beilegen, bekämpfen; doch muß der Theil, den man von diesem Begriffe wegnehmen möchte, auf einen bessern Acker, als das Stoppelfeld Ihrer Ideen, gelegt werden; er müßte aufgehen und blühen als eine Bereicherung der gesammtvaterländischen Kraft und Einheit, nicht als eine Bereicherung der mediatisirten Fürsten, die es noch immer beklagen, daß die Unbill der Zeiten, die den Einen, den jetzt souverainen Fürsten, Alles gab, ihnen, den jetzt wirkungslosen Pairs, Alles nahm. Besser, die Macht ist auf Wenige, am besten, sie ist auf Einen übertragen; denn die Verständigung wird dann leichter, die Befreiung kürzer. Und wäre ich, was Ew. Durchlaucht sind, preußischer Staatsrath, so würde ich mein Leben nicht diesem Grübeln über verletzte Vergangenheiten widmen, sondern an der Errichtung eines staatsrechtlichen Vereines aller deutschen Staaten arbeiten, der, wie es mit dem Zollverein geschah, die von dem Wiener Congreß und den übrigen Statuten des Bundestages gegebenen Vorschriften umginge und rein aus dem politischen Leben Preußens heraus etwas schüfe, das nicht nur den sich anschließenden Staaten dieselbe Freiheit gewährte, die sie bei ihren Verfassungen schon haben, sondern

noch größere Vortheile darböte, namentlich einen tiefern und gegliederten organischen Zusammenhang. Indessen muß man, um solchen Werken und Zielen zu leben, einem höhern Ideenfluge und von einer uneigennützigeren Liebe zum Wohle Aller getragen werden, als sich beides in Ihrer Schrift vorfindet. Wer endlich dem Vaterlande wahrhaft dienen will, darf nicht den Einflüsterungen einer Schule folgen, sondern muß die Verhältnisse wahrnehmen, wie sie sind, und von dem Grunde derselben aus, ohne Rücksicht auf Briefe und hinter uns liegende, nur halb gelöste alte Verbindlichkeiten, solche Gebäude aufführen, die zu gleicher Zeit sicher sind und Bequemlichkeit bieten.

Der sichere Ton Ihrer Darstellung, die Ruhe, wie Sie Ihre Schrift schließen, die Andeutung, daß Viele Ihre Ansicht theilen, lassen mich wünschen, daß Ihre Vorschläge kein Signal eines kommenden Ungewitters sein, sondern nur wie leichte spielende Sommerwolken an unserm politischen Horizonte vorüberziehen mögen.

---

## X.

# Deutschlands Gegenwart.

## 1841.

---

### I.

Eine zehnjährige Epoche, die Epoche der Julirevolution liegt hinter uns. Die Schlange der Zeit legt eine neue Haut, der Baum des Jahrhunderts setzt einen neuen Ring an.

Um die merkwürdigen Symptome unserer deutschen Gegenwart zu verstehen, müssen wir einen philosophischen Erfahrungssatz der Geschichte anführen. Das Aufsteigen geschichtlicher Entwicklungen ist oft mit dem Kreislauf einer Spirallinie verglichen worden. Scheinbar in seinen Anfang zurückkehrend, steigt der historische Fortschritt in die Höhe, kaum dem Auge sichtbar. Die Jahrhunderte setzen sich nicht mit dem Originalgenie eines Selbsterfinders fort, sondern sie nehmen ihre Kraft aus einander, aus einander ihre Befruchtung und ihr Wachsthum. Die Spitzen der Jahrhunderte blühen wie die Pflanzenblüthen ab, aber ihr Samen befruchtet, wenn nicht die nächste, doch eine entfernte Zukunft. Jede Epoche der Geschichte hat ihren Charakter. Und jeder Charakter reicht über die Epoche, der er angehört, noch einmal hinaus, wenn spätere Zeiten auf ihn zurückkommen. So hat das heidnische Alterthum das Christenthum r e i n t e g r i r t und aus dieser Verschmelzung die Reformation, wenn nicht hervorgerufen, doch in ihrer Erstarkung möglich

gemacht. So hat das Mittelalter jetzt seine gewaltige Reaction gegen das Jahrhundert der Aufklärung begonnen und dem neunzehnten Säculum eine Physiognomie aufgedrückt, die man nach den Sitzungen der constituirenden Versammlung in Paris 1789 kaum für möglich gehalten hätte. Keine Epoche der Zeit ist verloren. Jede kommt einmal zu einer Anerkennung, wenn auch erst in spätester Frist. Die Zeiten gebären sich nie als neu, sondern saugen aus einander ihre Kraft und machen ihre wechselseitigen Resultate zu wechselseitigen Initiativen.

Eine Erfahrung, die für den großen welthistorischen Schematismus der Begebenheiten gilt, wiederholt sich auch in kleineren Zeiträumen und in dem beschränkteren Bereich des individuellen Völkerlebens. So wie der menschliche Geist nur eine Weile blüht und nach Eroberungen im Felde der Erfahrung ringt, so wie die größten Genien sich nach einer erklommenen Höhe nicht vor einem Rückfall in ihre ersten Anfänge sichern konnten, so kann auch die Geschichte sich nicht ewig in keilförmiger Schlachtordnung bewegen. Nach Augenblicken der Weihe treten Augenblicke der Erschlaffung ein. Die Spitzen stumpfen sich ab, die culminirenden Ideen dehnen sich in breite behagliche Schwebe aus, und so eitel ist auch der Geist des Völkerlebens, daß es ihm an Gründen für seine Trägheit und Entnervung nicht fehlt, an Gründen, wovon der Geschichtschreiber und Zeitdenker nur einen, die obenangeführte Thatsache, als ein Naturgesetz, gelten lassen kann. Von Menschenalter zu Menschenalter treten im Völkerleben empfindliche Reactionen ein. Den Idealen der Jugend opfern wir die Errungenschaften des Mannes. Die Masse, die den voranfliegenden Geistern nur mit schwerfälligem Schritte folgt, zwingt diese still zu stehen und zu warten, bis alles Volk angelangt ist auf dem Gipfel, den der Genius in kurzem Fluge erreichte.

Eine Anwendung dieser Bemerkungen auf Deutschlands politisch-literarische Gegenwart ergiebt sich von selbst, wenn wir hier das offene Geständniß folgen lassen, daß uns der Umschwung der öffentlichen Meinung, wie dieser im Augenblick in Deutschland vorliegt, nur mit der größten Betrüb-

niß erfüllt. Wer die geheimnißvoll waltenden Factoren sind, die auf den Volksgeist seit einigen Jahren zu wirken suchen und in diesem Augenblick ein höchst bedenkliches Resultat erreicht haben, wollen wir hier an der Schwelle unserer Betrachtungen nicht untersuchen; aber das Resultat ist da. Die Ergebnisse der Julirevolution und der ihr folgenden Bewegung sind in Frage gestellt. Aus Debatten über das Princip sind wir in eine gemeine Abhängigkeit unter die Eingebungen des nationalen Instinktes gesunken. Aus unklaren Denkern sind wir schlechte Dichter geworden. Das Beherrschungsheft der öffentlichen Meinung hat sich der Liberalismus aus der Hand winden lassen und irrt gegenwärtig kopflos, unsinnig, dem albernsten Einflusse sich preisgebend, in Deutschland umher. Alles hastete sich, aus Furcht oder Mangel an Ausdauer, in die ohnmächtigen Versuche hinein, für das Princip unserer Zeit neue Begründungen aufzufinden. Alte Freiheitsstürmer wollten amnestirt werden, Verbannte wollten in die Heimath zurückkehren, compromittirte Charaktere suchten sich eine neue Thätigkeit zu schaffen, indem sie ihre alte desavouirten oder wie Dr. Wirth in Constanz in seiner Volkshalle sich in ein Meer von alten verschollenen Humanitätsphrasen verflachten. Eine unleugbare Engherzigkeit und Schwäche unseres französischen Nachbars drüben muß unglücklicherweise hinzukommen. Endlich macht ein wunderliches Zusammentreffen von Umständen, daß unsere Erinnerungssucht, unser Memoirenfieber gerade mit seinen alten Recollectionen beim Jahre 1815 angekommen ist. Die Folge von alledem ist jener verkehrte Zustand der öffentlichen Meinung, der gegenwärtig die Gemüther beherrscht und selbst die Besten verwirrt hat. Daß wir in diesem Rückfall ein natürliches Geschichtsgesetz einräumten, soll noch nicht sagen, daß die, welche an ihm betheiligt sind, dadurch freizusprechen sind von der Verantwortung.

Die Lage Europas liegt deutlich genug vor Augen. Die geographischen Fortschritte der Civilisation haben den Schauplatz der Begebenheiten gegen früher um das Drei-Doppelte vergrößert. Die Uebercultur Europas will für Handel und Wandel Abflüsse haben; denn unter uns selbst ist Industrie

und jede Lebensäußerung so besetzt, daß die Schranke unserer europäischen Existenz eine allzuenge wird. Die Bedingungen unseres Daseins wollen erweitert sein, und daher kommt es, daß Indien, der Orient, Rußland für das alte Europa Lebensfragen werden und solche aufstellen. Die Resultate eines Kampfes um diese Fragen liegen vor uns. Rußland hat die Vortheile seiner Stellung und der Scheu, die man vor seinem kolossalen Umfange und seiner energischen Entfaltung seit 1815 hegt, voraus, England, obgleich mit Deutschland in Handelssachen verfallen, stellt sich mit Oesterreich an die Spitze des germanischen Europa: Frankreich, das für sich das lateinische Europa sollte zum Kampfe aufrufen können, ist ohnmächtig und von den Erschütterungen, die es seit 1789 erlitt, noch immer nicht wieder hergestellt. Frankreich, das an der Spitze einer Coalition, Italien, Spanien, Portugal, Belgien stehen sollte, trifft das erste occupirt, das zweite in sich zerrissen, das dritte erschöpft, das vierte im Schlepptau der Politik des deutschen Bundes — und besitzt in sich selbst durch regelmäßige Organisation so wenig Kräfte, daß es vor den Augen der Welt im Jahre 1840 die traurigste Tragikomödie aufführte und sich nur noch brüsten kann — auf die Asche Napoleon's!

Es wird für das fernere Verständniß dieser Erörterung unerläßlich sein, uns über das Verhältniß unserer Empfindungen zu Frankreich offen auszusprechen. Ein kleines Gedicht („Sie sollen ihn nicht haben") hat große Dinge gethan. Es hat das natürliche Gefühl des Deutschen, daß er nun und nimmermehr dem Franzmann eine Spanne deutscher Erde gönnen werde, in die Form eines aufreizenden und trotzenden Fluches gebracht und im Bunde mit der deutschen Sangeslust alle Gemüther im Vaterlande gegen Frankreich aufgeregt. Diese Empörung, gerichtet gegen den Ehrgeiz der jungen französischen Unteroffiziere, die in Deutschland ihre Epaulettes verdienen möchten, ist entschieden tüchtig und aller Theilnahme werth. Anders wird die Empfindung, wenn Thiers und sein System es sein soll, dem diese kühne Sprache gilt. Vollends wahnsinnig wird der Rausch, wenn man die Principien erwägt, die uns zum Theil noch durch Frankreich vertreten

werden, oder richtiger gesagt, die Principien, die bei einer rein patriotischen Färbung unserer Empfindungen in eine schiefe Stellung zu unsern bessern aufgeklärten Ueberzeugungen kommen. Nicht jede Stimmung, die an sich wahr ist, ist auch an sich zeitgemäß. Nicht jede Wahrheit, die ersprießlich im Munde des Einen ist, ist auch ersprießlich im Munde des Andern.

Frankreich, als Staat und Volksconglomerat, überschätzt seine Kraft. Das katholische oder lateinische Europa ist in sich zerfallen. Frankreich selbst darf sich, ohne Entfesselung der Volksleidenschaften, keine größere Kraftentfaltung zutrauen, als weiland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ist aber diese Dauer Frankreichs, als eines organisirten Staates, unter seiner gegenwärtigen Dynastie gesichert? Kann dieser unzuverlässige und gefährliche Krater, der dem Partheigeiste zu Gefallen keine Ausbrüche mehr aufführt, nicht von dem grollenden Gefühl der Demüthigung aufgeregt werden? Gleichviel! Noch ist Frankreich nicht so weit. Unsere Frage stehe hier nur, um zu beweisen, daß das constitutionell-republikanische Princip nicht an die Ohnmacht des gegenwärtigen Frankreich gebunden ist, daß unser politisches Denken und Empfinden sich unnöthig auf die rein nationale Seite wirft. Die Principien sind gegenwärtig verdrängt. Ist ihnen in Deutschland schon genug gethan?

Die Frage des Orients scheint vorläufig beigelegt. Das Resultat ist glorreich für die englisch-russische Allianz, demüthigend für Frankreich, bedenklich für Deutschland, für Alle. Denn seitdem das Frankreich von 1830 zum ersten Male verrathen hat, daß es schwach ist; was kann, was muß entstehen, wenn diesem ehrgeizigen Staate einfällt, das Gegentheil zu beweisen? Wir wollen die Kette trauriger Besorgnisse, die wir mit Fug und Recht hegen dürfen, hier nicht verfolgen und nur das Eine festhalten, warum das Resultat der orientalischen Frage für Deutschland bedenklich ist.

Deutschland als einen Organismus aufzufassen, dessen Arme Preußen und Oesterreich, dessen Lungen und Respirationswerkzeuge die Gesandten des deutschen Bundes sind, ist eine Chimäre. Die historischen Voraussetzungen eines Volkes,

das keinen Staat bildet, dulden die Annahme eines solchen Glückes nicht. Wie uns die Geschichte gemacht hat, so sind wir. In Allem, was wir von unserm Vaterlande wünschen, annehmen, behaupten, werden wir über die Hypothese nicht hinauskommen; denn jeder ernstliche Aufschwung der Ereignisse reißt alle unsere Zirkel ein, schneidet uns die Glieder von unserm Rumpf und wirft uns in all' die traurigen Chancen, die wir schon einmal erlebten und denen wir in dem Augenblick, wo wir Deutschland dreißig Souverainetäten ließen, nicht vorbeugten. Unsere staatliche Organisation müssen wir bei jedem Conflict preisgeben. Der südöstliche Winkel Deutschlands ist zu wenig geschützt. Die Franzosen datiren ihr erstes Manifest von Straßburg, ihr zweites von Ulm. Was soll uns bei einer solchen Lage als Hauptgedanke vorschweben? Das Vaterland in seiner sittlichen, sprachlichen, geistigen Bedeutung mit Menschen- und Bürgerfreiheit und der politische Zustand nur als Mittel zu dieser Freiheit.

Darin liegt's. Alles Andere ist vom Uebel. Alles Andere ist Lug und Trug, ränkevolle Aufhetzung, schlechte Anreizung derer, die lärmend vorangehen und gutmüthige Beschränktheit derer, die folgen. Wir wollen gegen Frankreich singen und fechten, um unsers Deutschthums willen, wenn sie es bedrohen, um unsere Ehre, wenn sie bezweifelt wird, aber nicht, um Zwecke zu erfüllen, die weit entfernt liegen von deutscher Menschen- und Bürgerfreiheit. Nicht zum Jubel der alten Narren, die sich einbilden, seit 1813 hätte sich die Welt nicht verändert; der jungen Narren, die in ihrer Geistesbeschränktheit über den Horizont der empfangenen Jugendeindrücke nicht hinaus können. Nicht zum Lug- und Trugwerke jener Feigen, die sich gern courfähig, anstellungsfähig, redactionsfähig machen möchten. Deutsch-national sei unsere Klinge. Aber die Scheide, aus der sie fährt, heiße: Politische Freiheit nach außen und nach innen.

## II.

Die Genien, die zu allen Zeiten den Deutschen vorgeleuchtet haben, möchte ich in Alpengeister und Brockengeister eintheilen.

Jene ragen lachend und sonnenhell in die blaue Luft, diese sind von trübem Ernste und ewigem Nebel umschleiert.

Jene sind genialer, diese ehrlicher; jene treiben eine Fülle der glänzendsten Ideen, diese halten mit wenigen Haus und sind thatkräftiger.

Die Alpen- und Brockengeister liegen bei uns in stetem Gegensatz. Jene sind nicht immer die Süddeutschen, doch diese sind vorzugsweise Norddeutsche. Zu den Alpengeistern rechne ich Bürger, Lessing, Goethe, Schiller, Hegel, Schelling. Zu den Brockengeistern rechne ich Klopstock, Voß, Rotteck, Welcker, die sieben Göttinger Professoren, Jahn und Arndt. Die Brockengeister sind die, die man recht eigentlich populär nennen kann.

Wenn ich bekenne, daß mir an E. M. Arndt Alles bekannt und Nichts traulich, Alles heilig und Nichts anheimelnd scheint, so drücke ich mich gerade so aus, wie ich von unserm Harz empfinde. Ich muß gestehen, ich bin mit meinen tiefsten Stimmungen in den deutschen Boden verwachsen, aber wenn ich mir die Liebe denke, wie und wo sie allein mich beglücken würde, so denke ich an den Rhein, den Niederwald, den Blick nach Bingen hinüber, ruhend in einem Weingarten des Johannisberges. Ich schwelge und träume über Heidelberg, die Pfalzebene, über Schwabenland und die bayrischen Hochgebirge. An alles das denke ich, wenn ich an Goethe und die denke, die einst in der Walhalla die ersten Gemächer bewohnen werden.

Nun will ich den gesunden, frischen Harz nicht herabsetzen. Es wachsen schöne Tannen, Buchen und Eichen dort, das Grün ist frisch, die Birken glänzen hell. Aber die Schönheit des Harzes hat mehr Rührendes, als Erhebendes. Man denkt hier an die deutsche Beschränkung, an die Familie, an den Herd. Man hat eine Kanarienhecke hinter'm Ofen und ißt Kartoffeln in der Schale mit frischer Butter und frischen Häringen, die auf der Weser heraufkommen. Unsere Geschichte ist hier die Geschichte der Welfen, nicht die der Ghibellinen: wir haben auch hübsche Märchen und Sagen, aber Haus- und Ofenmärchen von Kobolden, die den armen Leuten aus Steinkohlen Gold machen. Von dem Sonnigen, Ritterlichen der alemannischen Sage verlautet nichts. Wir gehen mit dem

armen, kleinen Luther in Eisleben vor den Häusern singen, wir sind mitten im deutschen Wesen, im deutschen Gemüth, und doch ist der Brocken überall diesem Leben und Treiben keine blitzende Krone, sondern ein graues Käpplein, ein Bergmannskäpplein, das man trägt, um die Glatze zu schonen. Alle Reisende kommen darin überein, daß es nicht der Mühe lohnt, den feuchten, mürrischen, hypochondrischen, kahlen, langweiligen Brocken zu besteigen.

Ich rechne Arndt zu den Brockengeistern, aber nicht weil es in ihm feucht, mürrisch, hypochondrisch, kahl und langweilig wäre. Im Gegentheil. Er hat jene untersetzte, stramme Solidität eines körnigen Natursohnes, der immer thätig, immer bauend und schaffend ist. Er schreibt angenehm, unterhält, ist originell in seiner Art, hat Tüchtiges gelernt und weiß uns beizukommen. Und doch, wie weit stehen die Ufer dessen, was er giebt, und dessen, was wir wünschen, auseinander! Daß an seinem Ufer das ganze Deutschland außer einigen Wenigen steht und an unserm Ufer nur diese einige Wenige, ist wahr. Daß man ihn ehren und rühmen muß, ist Pflicht. Aber ihn preisen, ihn zum Feldgeschrei erheben, auch seine Anschauungen wieder in Amt und Würde setzen, seine Zeit zur Nemesis der unsrigen machen — nimmermehr!

Die Deutschen lieben freilich die Brockengeister. Sie lieben diese Uranfänge von Hermann und Thusneldens Zeit, sie bauen einem Sagenschemen, einem Armin lieber ein Denkmal, als einem Lessing. Die Deutschen hören sich gern, wenn sie in den Liederkränzen singen: Was ist des Deutschen Vaterland? Sie folgen gern Dem, der kurz und bündig spricht und in seinem Denkvorrath Religion und Patriotismus voranstellt. Die Deutschen laufen oft beschränkten Köpfen nach, die nur Eine Saite auf ihrem Instrumente haben und diese bis zum Wahnsinn hoch spannen. Die Brockengeister haben seither nicht viel Gutes gebracht. Man erkennt sie besonders daran, daß sie in allen Fragen den Begriff der Sittlichkeit anzubringen wissen.

Es gab eine Zeit, wo mir Arndt Alles aussprach, was ich fühlte, wo Arndt auf Alles antwortete, was ich nur fragen

mochte. Süße Jugend, heilige Beschränkung der Begriffe! Dann aber ging mir eine neue Welt auf, in der der Brocken gegen die Alpen eine Kastanie ist. Ihr Jüngern, die ihr dies leset: Ihr habt alle denselben Weg zurückgelegt, und ich spreche hier im Namen dieser Jüngern aus, daß der Versuch, uns wieder aus dem ersten Decennium der von den Brockengeistern gehaßten Julirevolution zurückzuschleudern auf 1813, nicht gelingen wird.

Wir wollen auf unserer Hut sein, Brüder! Lassen wir kleinlichen Hader, lassen wir persönliche Fehde und rücken wir zusammen. Wer sind die geheimnißvollen Mächte, die an allen Orten und Enden die alten, verfallenen Schleusen herstellen und öffnen? Wer leiht dem veralteten Wesen und seinem Ausdruck so windschnelle Verbreitungsflügel? Wer will uns wieder zu Deutschen machen, wo wir nahe daran waren, freie Deutsche zu sein? Gäb' es hier vielleicht statt Schicksalsideen Zwirnsfäden, die das Ganze zusammenhalten? Wir wollen darauf schweigen und unsere Augen nur deshalb zusammendrücken, um schärfer zu sehen.

Ein Naturgesetz ist da. Es heißt: die Zeiten integriren sich. So wollen wir uns trösten. Das, was wir gewonnen haben seit zehn Jahren, will das Gute an den alten Erfahrungen noch in sich aufnehmen, will es noch mitnehmen auf die Reise zum bessern Ziele. Aber wachet, daß der blinde Passagier uns nicht den Weg zeige, den wir lange vor ihm kannten. Wachet, daß wir die schmerzlichen Errungenschaften zehn schwerer Jahre nicht einem blinden Enthusiasmus opfern!

Was wir vom Brocken und dem Harze mitnehmen wollen, sei: Ein gesunder, frischer Luftzug, der der Wange die lachende Apfelröthe giebt! Zufriedenheit mit unserm eigengebackenen Brot, dem Käse auf dem Teller und der Wurst im Schornstein! Achtung auch vor'm Gesange des Zeisigs, des Buchfinken und des Hänflings! Gute protestantische Gesinnung, doch nicht allzunüchtern! Den Sagenschatz des Kyffhäusers und den blauen, treuen Himmel über der goldenen Aue! Das sei herzlich willkommen, aber weg mit dem Behäbigen, Nüchternen, mit euren Göttinger Doctrinen, mit

der norddeutschen Ofenhockerei, die sich die kahlen Hinter-Elbgegenden mit allerhand affectirten Schemen bevölkert und in den Tabacksdampf der Pfeife gedankenloses Zeug von Anno damals hineinbläst und im Gothaer Allgemeinen Anzeiger und dem geheimen Plauderstübchen der Dorfzeitung seinen politischen Katechismus findet. Weg mit dieser unverwüstlichen Neigung der Deutschen, bei jeder Frage, wenn sie nur gefahrlos und trivial ist, Chorus zu machen! Weg mit dieser überhitzten Schwärmerei für das „Ewig-Gestrige", das Selbstverständliche!

Wie verworren sind wieder die Begriffe, wie erlogen unsere Stimmungen! Hat der Kölner Handel uns irre gemacht? Hat die Aqua toffana Roms ihre Wirkungen begonnen? Haltet zusammen, Deutsche! Prüfet die flüchtigen Schatten, die an euch vorüberhuschen! Glaubet Alles, nur nichts den Zeitungen! Verbrennt jede Zeitung, nachdem ihr sie durchflogen habt! Sie wimmeln von Lügen, sie sind voller Bosheit und Jesuitenränke. Glaubt Einem, der das Treiben innerlichst durchschaut, der diese Kreuze und Sterne in den Correspondenzen aus Wien, Berlin, Frankfurt, aus Paris und London kennt, diese †† und *** und ♀ und ♃ und ♂ und △ — glaubt mir, ihr werdet entsetzlich belogen! Wo es heißt: Man jubelte! da soll es heißen: Man weinte! Wo es heißt: Man betete! da soll es heißen: Man fluchte! Bildet euch selbst euer Urtheil! Ihr habt seit 50 Jahren so viel erfahren, daß ihr selbst dazu reif seid.

---

## XI.

## Ansprache an die Berliner.

März 1848.

---

Ihr Alle habt gekämpft! Der Eine mit der Waffe, der Andere mit dem Wort, Alle mit der Gesinnung!

Der Sieg war euer! Nicht durch die Niederlage des Gegners, nicht durch die Todten, die dem Feinde fielen, ihr siegtet durch euer eigenes Blut. Ihr triumphirtet mit euern eigenen Todten.

Jahre werden vorübergehen, bis sich der Anblick jener Särge verwischt, welche der Schmerz mit Trauerflören, die Liebe mit Blumen, die Hoffnung mit bunten Fahnen schmückte. Nein! Nie wird er verwischt werden! Nie! ihr hobt eure Kinder empor und zeigtet ihnen die Märtyrer der neuen Freiheit, eure Enkel stammelten euch die Worte des Schmerzes nach, die auf euern Lippen zuckten, und ihr mußtet ihnen die Ursache eurer Thränen erzählen! Und nicht nur in unser Gedächtniß, nicht nur in unser Herz sind diese Tage geschrieben, nein, ihr unsterblicher Stoff, ihre ätherische Idee muß sich einigend verflüchtigen mit unsrem Blut, unserm Leben, unserer Bildung, unserer Erziehung, der Luft, die wir athmen, mit dem Brot, das wir essen, dem geistigen Vermögen und Erbe, das wir den Nachkommen hinterlassen.

Haltet vor allen Dingen fest, was ihr in diesem Augenblick besitzt! Was besitzt ihr? Ich will es euch sagen.

Man gab euch in diesen Tagen Freiheiten, deren Zweck und Ursprung ihr nicht faßtet! Man nannte euch neue Minister; ihr kanntet ihre Namen nicht. Männer kamen und verkündigten: Freut euch! Man sorgt für euch, man giebt euch neue Berather eurer Wünsche, neue Tröster eurer Leiden! Man sprach von Preußens Zukunft, von Deutschland, von Allem — nur nicht von Dem, was euch in nächster Nähe ergriff. Die Freiheit der Presse — das war schon ein Wort, dessen Verlebendigung ihr begriffet an den weißen Blättern, die lustig in den Straßen auf- und abflatterten; aber endlich gab man euch Waffen! Das war etwas, was sich halten und fassen läßt: ein Zauber, unmittelbar, durch alle Sehnen und Adern wie Genesung rieselnd, ein Zauber, der euch jetzt erst zu Männern machte!

Und diesen Zauber haltet fest! Auf dem Gewehr den Arm stützend und in stiller Mondnacht auf euern Wachtposten hinausblickend auf die Plätze, Paläste und Straßen, in denen ihr sonst nur wie geduldete Miether lebtet, überdenket, was Alles geschah, warum es geschah, wofür!

Die freie Presse, die Geschwornengerichte, die freigewählten ständischen Vertreter, das enger geschürzte Band der deutschen Einheit, all' diese Gaben von Oben herab, wie ausgeworfene Münzen geschenkt, das hätte keinen Bau gegeben von Dauer und von Kraft. Das Fundament mußte gelegt werden durch euch selbst! Und sehet! Darin erblicke ich einen weisen Fingerzeig vom obersten Oben. Die ewige Weisheit kam der menschlichen zu Hülfe. Diese Blüthen der Freiheit mußten aus eurer eigenen Empfindung sprießen, aus euerm eigenen Eifer, aus eurer eigenen Aufopferung.

Wer die Verantwortung für jene düstere Gräberreihe hat, die draußen vor dem Thor auf Jahrhunderte ein Wallfahrtsort der Freiheit bleiben wird, vielleicht giebt es Herzen, die hier voll Wehmuth und Reue in sich selbst blicken! Aber die alte Lehre sagt: Gott verkehrt die Weisheit der Menschen, um seiner eigenen Weisheit willen! Dies Blut m u ß t e vergossen werden. Die Freiheiten, die man euch schenkte, bedurften einen Grund und Boden. Dieser Grund und Boden war die Freiheit selbst. Ihr mußtet i n e u ch fühlen, was

Menschenrecht ist; ihr mußtet euch herauswickeln aus dieser Schnürbrust ewiger Bevormundung durch Gensdarmen und bewaffnete Knechte der Disciplin. Erst mußte euch die Luft gehören, die ihr athmet, eh' ihr ein neues Deutschland und alle Wunder der Zeitungen besaßet. Diese Luft gehörte euch in Preußen nicht! Ein Beamtennetz umspann euch, ein ewiges polizeiliches Ueberwachen eurer glücklichen „Gewohnheit des Daseins", es benahm euch die Lust am Dasein. Die kriegerischen Erinnerungen, ruhmvoll für das Volk, ruhmvoll für Die, deren König Friedrich II. war, ruhmvoll für Bürger, die später Gut und Blut an die Jahre 13, 14 und 15 setzten, sollten nur zur Verherrlichung des Mittels zu diesem Ruhme, der Armee, dienen. Welche Last drückte euch! Wie unerträglich in einem Zeitalter der Civiltugenden dies ewige im Vordergrundstehen der bunten Uniform und der adeligen, in den Offiziersrock gehüllten Kastenansprüche! Preußen, in erzwungenster Weise zum Militairstaat hinaufgeschraubt, war das Land der Bajonnete, des zweifarbigen Tuches, der Ordens- und Titelsucht, des patriarchalischen Despotismus, einer Polizei, die sich in Alles und Jedes mischte. Ehe nicht diese Schnürbrust gesprengt war, konnten wir nicht frei athmen und alle Freiheiten der Welt, von allen Zeitungen der Monarchie proclamirt, konnten uns nicht wahrhaft frei machen.

Erinnert ihr euch jenes Abends, am 13. März, als die Reitergeschwader an das Brandenburger Thor sprengten und der Bataillone wuchtiger Geschwindschritt durch die Straßen dröhnte? Eine Versammlung auf freiem Raume, Frühlingsregenschauern ausgesetzt, wollte dort von Dingen sprechen, die vielleicht Alles betrafen, nur nicht die Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Daß Ludwig Philipp von Frankreich gefallen war, weil sein Minister Guizot nicht leiden mochte, daß sich tausend Menschen an einer Mittagstafel zu politischen Zwischengesprächen versammelten, hatte Der, der diese Reisige schickte, vergessen. Er wollte den gekrönten Häuptern der Welt zeigen, wie der Militairstaat mit solchen anmaßenden Bewegungen verführe, wie bei uns ein einziger metallener Druck der Hand solchem Aufschwung den Nacken bräche.

Aber der Druck mißlang. Nicht, daß ihr Neigung gehabt hättet, in den Zelten dem dort Gesprochenen oder Begehrten euch anzuschließen, ihr wolltet euch nur jenes Menschenrecht erhalten, euch ohne Störung der öffentlichen Ordnung, und wär's in hunderttausendfacher Anzahl, versammelt zu sehen. Und dies Werk gelang. Hohn und Spott, die Drohung, selbst die Barrikade, bewiesen, daß jene Regierungszeit, wo man den Zusammentritt von fünf Menschen, die sich über den Staat unterhalten, für ein Verbrechen erklärte, aufgehört hat. Glückliche Zeit, die uns erst fünfzig Jahre später als andern Völkern anbrach! Wir erkämpften die persönliche Freiheit, das Menschenrecht der freien Bewegung, der erlaubten Rührigkeit in unserer Meinung, in unserm Gehen und Stehen. Dem Bürger gehört die ganze Straße und nicht blos der „Bürgersteig"! Willkommen sei uns der Krieger, der unser Sohn und Bruder ist; willkommen sei uns der Wächter der öffentlichen Ordnung, den wir bezahlen; aber beide müssen die von uns Geduldeten sein, nicht wir die von ihnen Geduldeten!

Man hat die Begebenheiten dieser Tage eine Revolution genannt. Das sind sie auch. Preußen reiht sich endlich den Staaten an, die auf den Grund des Volkswohls angelegt sind, und damit wir nie wieder zurückfallen in jenen Zustand localer Sklaverei und unterbundener persönlicher Freiheit, was ist zu thun?

Zunächst denkt euch, daß der Staat nichts ist, was außer euch lebt! Der Staat ist hinfort keine mehr mit Fingern zu zeigende fremde Existenz, die sich nur an jene Gebäude anknüpft, wovor ihr Schilderhäuser und Soldaten erblickt! Der Staat beginnt mit euch selbst, mit Jedem von euch! Er beginnt nicht mehr von Oben, senkt sich nicht mehr wie eine gewölbte Gnadenkuppel über euch herab, sondern von der breiten Basis des Volkes aus erhebt sich der Staat nur noch wie eine Pyramide. Jeder Staat ist so, wie derselbe von unten auf angelegt wird. Die Gesinnung, die von unten emporströmt, giebt den Duft der Höhe, und es liegt an euch, daß es ein wohlgefälliger Duft, ein Opferrauch der Freiheit sei.

Wehe den Gesetzgebern, die sich am 4. April versammeln und euch eine Verfassung geben werden, wenn sie sagen sollten: Du Geringster dort in der Blouse, du in der Mütze, der durch die Kugeln an der Barrikade durchlöcherten, sollst ausgeschlossen sein von deinem Antheil am Staat! Der Staat ist auch dein Leben, ist die Garantie deines Menschenrechts, ist die Garantie deiner Ansprüche auf Glück und Freiheit! Wehe ihnen, wenn sie den Staat nur von jenen Menschen beginnen wollen, die goldene Siegelringe tragen, von Jenen, die am 19. März erst zitternd von ihren Waarenschildern den Titel Hoflieferanten ausstrichen, dann an die Thüren des Zeughauses liefen und die Ersten waren, denen man Gewehre gab! Das allgemeine Stimmrecht werde die friedliche Waffe, die jeder Deutsche, jeder Preuße in seiner Hand trage, und dies, wackerer Mitbürger, übe mit Vorsicht! Lies in den Zeitungen, wer im Rathe der Stadt, wer bei gemeinnützigen Zwecken, Vereinen, Sammlungen ein gutes, für das Volk schlagendes Herz verräth! Der Mann, dem die Hofräthe und Hoflieferanten am öftersten widersprechen, den merke dir, dessen Namen trage im Herzen, dessen Namen wirf in die Urne, wenn sie dich auffordern, einen Verordneten der Stadt, einen Verordneten des Landtags, vielleicht einen Verordneten jenes Reichstags zu wählen, der im Herzen Deutschlands für die gemeinsamen Angelegenheiten der Nation reden soll. Dies Stimmrecht ist dein Stolz, ist deine Ehre, und wenn du es übst, ist es deine Feierstunde, deine Beeidigung als Bürger der geistigen Welt! Entflieh' ihr nicht! Opfere nicht leichtsinnig dein Recht, Ja oder Nein zu sagen! Es wird dich heben, eine Ansicht aussprechen zu dürfen! Deine Meinung zu behaupten muß dir deine Religion werden!

Die Waffe, die du am 19. März empfingst, fordert der Staat nicht zurück. Er gab sie dir als Zeichen der Lossprechung, als Zeichen deiner Freiheit! Aber du siehst Tausende in den Straßen wandeln, die rüstig sind wie du, fordere, daß auch ihnen eine Waffe gegeben wird! Denn wehe euch, freigewordene Bürger, wenn eure neue Wehr nur der Eitelkeit der Begüterten, dem Müßiggang der Reichen als Spiel-

zeug dienen sollte. Die Frage ist ernst, ich muß darüber genauer sprechen.

Preußen hat eine Friedensarmee von 120,000 Mann. Die ist zu groß!

Preußen hat eine Kriegsarmee von 800,000 Mann. Die ist zu klein! Der Friede ist die Sehnsucht aller Völker. Nur im Frieden blüht das Glück des Lebens. Preußen wird, wie alle andern deutschen Staaten, in einem erkräftigten Deutschland sich neu bilden. Wir werden keine preußischen, keine sächsischen, keine dessau'schen Truppen mehr haben: wir werden nur noch deutsche haben unter dem schwarz-roth-goldenen Banner! Glückliche Aussicht für den Landmann, dessen Sohn ihm nicht mehr auf Jahre vom Pfluge gerissen wird; glückliche Mutter, die ein Sohn durch sein Gewerbe ernährt; der Militairzwang wird gemildert werden; denn Preußen bedarf keiner Ueberanstrengung seiner Bürger mehr. Die Landwehr, ein Vermächtniß glorreicher Jahre, werde localisirt und verschmolzen mit der neuen Bürgerwehr. Verschmachten sollt ihr nicht im Dienst unter den Waffen, die Bürgergarde soll euch eine ernste, keine drückende Pflicht werden, und was ihr auf der einen Seite dem öffentlichen Zwecke an Kraft und Zeit für die Stadtwehr leistet, das müßt ihr gewinnen an Erleichterung der Landwehrpflichtigkeit! Die Landwehr muß zum größern Theile übergehen in die Stadtwehr.

Eine theils stationaire, theils mobile Nationalgarde, eine Wehr, die je nach den Dienstjahren vor oder in den Thoren, am Herde oder auf dem Marsch verwandt wird, hat ihre frühere von Oben herab befohlene Einrichtung aufzugeben! Von unten herauf findet die Wahl der nächsten Offiziere statt. Auch hier wird das Wahlrecht, frei aus dem Herzen kommend, der schönste Orden, der die Brust des Bürgers schmückt. So erst wird Stadt- und Landwehr wahres Volkseigenthum. Man sieht sich vereinigt für den Zweck der Freiheit und der Ordnung, für die Größe der Nation, die Würde unsers Namens. Und in diese Reihen darf sich keine Anmaßung drängen, kein von Oben decretirter Major darf es wagen, euch mit dem „vertraulichen Du" zu begrüßen! Die Ueber-

nahme der Offiziersstelle ist eine Gefälligkeit, die man dem vielleicht zu viel beschäftigten tapfern und gebildeten Gemeinen, der noch größere Ansprüche darauf hätte, zu danken hat. Und nun sorge, daß sich in Reih' und Glied der reine, volksthümliche Geist erhält, daß es uns nicht ergehe wie in Frankreich, wo der schlaue, gleißnerische, gekrönte Börsenmäkler den Geist der Nationalgarde durch die Leckerbissen der Hofgunst verdarb, durch scheinbare Bürgerfreundlichkeit gute und friedliche Menschen in das Netz einer willenlosen Abhängigkeit verlockte und sich aus der Nationalgarde eine Brustwehr für das System der Nüchternheit, öffentlichen Langeweile und der Spießbürgerlichkeit erschuf! Seid auf eurer Hut, wenn ihr Hoflieferanten, Mielentz-dinirende sogenannte „Kameraden" von 1813, Beamte, die ihr vielleicht theilweise aus euern Reihen ausschließen müßtet, de- und wehmüthige Stadtverordnete und ähnliche Persönlichkeiten zu euern Offizieren wählt. Laßt euch nicht zu viel von der Ordnung predigen! Die wahre Ordnung ist nur da, wo die Freiheit ist.

Vom Recht, die Waffe zu tragen, vom Recht, seine Stimme zu geben, erhebt sich der Bau des Gemeinwesens empor zur luftigern Höhe. Um sich zurechtzufinden in den oft labyrinthischen Gängen dieses Gebäudes sucht euer Urtheil zu bilden, eure Kenntnisse zu vermehren, und wenn ihr Wegweiser bedürft, wählt diejenigen Zeitungen, die nicht nur eine freie, sondern auch eine anregende Sprache führen. Die Presse ist nun frei; aber sie sei nicht frei, um sich nur in Stimmungen und Gefühlen zu ergehen und der bloßen Unbequemlichkeit einer zweiten Durchsicht durch einen Censor überhoben zu sein, sondern sie übernehme in dieser ernsten Zeit das Amt, mit- und vorzuarbeiten den Organisationen, den neuen Einrichtungen und Staatsformen! Denn der Schwierigkeiten werden sich zahllose finden und es ist Pflicht der Presse, sich schnell aus einem gehaltlosen, breiten Hin- und Herwogen der Notizen, aus dem Gefühl der Bequemlichkeit zu erheben zur That, zur Unterstützung der Gesetzgebung, zur Vorzeichnung der Wege, die unsere Staatsmänner wandeln sollen. Die Züge der Bewegung in der Hand zu behalten, erfordert Muth und

Ausdauer. Eine freie Presse ist ein Aufruf an die Feder, nicht sich auszuruhen, sondern die Anstrengung zu verdoppeln.

Weit ist das Feld, wollt' ich beginnen von Dem, was nun durch unsere errungene persönliche Freiheit zu erwirken ist. Die Welt raucht, hier und da steht sie in Flammen. Jeder Tag erschwert die Aufgabe des Löschens, denn immer neuer Zündstoff wird in die Gluth geworfen und Tage, Stunden sogar, verändern die Gesichtspunkte. Darüber vielleicht ein ander Mal. Preußens neue Verfassung, der Landtag, die Aufhebung der Herrencurie, die Auflösung dieses Landtags und die Wahl nach neuen Principien, die vorauszusehende polnische Verwirrung, die Entschädigung Preußens durch eine moralische Gebietserweiterung im deutschen Staatenorganismus, die Gestaltung dieses Organismus — das alles sind Fragen von unberechenbarer Aussicht, voll Aufforderung an unsere feurigste Theilnahme und überdachteste Wachsamkeit.

Und damit schließ' ich: Verliert über alle diese gemeinsamen Fragen eure nächste Aufgabe nicht! Duldet nicht, daß man von Versöhnung spricht, ehe Gerechtigkeit geübt! Duldet nicht, daß Männer zweideutiger Gesinnung auftreten und, eure Gefühle mitten im Schmerz abschneidend, eure Gesinnungen vorwegnehmend, euch auffordern, mit Denen „Arm in Arm" zu gehen, von denen ihr euch auf ewig trennen müßt (trennen, nicht von den Menschen, sondern von ihrem System); duldet nicht, daß man zu früh seine schon wieder segnen wollenden Hände ausstreckt und euch Zweige des Friedens anbietet! Ihr wollt Zeit für eure Trauer, Zeit auch für eure Vergebung. Was Berlin erlebt hat, das ist so denkwürdig in seinem innersten Gehalt, daß es sich auf die Gesinnung der Stadt, des Landes ausdehnen muß. Verachtet Die, die zu früh den Takt anschlagen, daß ihr fröhlich sein und tanzen sollt! Seid stolz auf diesen Ernst der Gemüther. Wahrlich, er that Noth in einer Stadt, welche die erste Deutschlands sein sollte und die so zerstreut in ihren Gesinnungen, so spielend und gedankenlos in ihrer Antheilnahme am großen Ganzen gewesen! Und wenn euch Lau-

heit überkommt, wenn Sophisten und faselnde Witzlinge euch wieder ernüchtern wollen, so wallfahrtet hinaus in jenen Friedrichshain, wo, euch erhebend und zu Thaten mahnend, eure unvergeßlichen Todten ruhen!

---

## XII.

# Deutschland
# am Vorabend seiner Größe oder seines Falles.
## 1848.

---

Traurige Erfahrungen das mit unserer Paulskirche!

Schon einmal war es so vor achtzehn Jahren. Wenige Wochen nach der Julirevolution, einem Schauspiel, dessen Dichter uns damals der Himmel selbst schien, erfuhren wir bereits, daß sie das Werk menschlicher Eingebung gewesen. Sichtlich zeigte man sich die Drahtfäden, woran ein ganzes Volk gelenkt worden war. Zwar — die Pariser Februarumwälzung wird man nicht so leicht entwickeln können. Sie scheint nicht das Werk einer schon längere Zeit angelegten Intrigue gewesen zu sein, vielmehr das Werk des Zufalles, oder, wie man demüthig und vom Standpunkt der gläubigen Geschichtschreibung sagen wird, des Verhängnisses. Aber die Resultate drohen in den Sand zu verlaufen. Blicken wir auf die Vergangenheit zurück!

Louis Philippe und Guizot, zwei verschiedenartige Naturen, beherrschten ihr Zeitalter. Jener, ohne Umschweif ausgesprochen, hielt die Menschen für schlecht, dieser für dumm. Jener war ein Kaufmann, der in der Weltordnung nur den Krieg des Vortheils gegen den Vortheil erblickte. Dieser war ein Professor, der jede Meinung verdammte, die nicht nach seinem Lehrbuche abgefaßt war. Beide mußten glänzende Er=

folge erleben in einer Zeit, die nach manchen gewaltigen Stürmen auf dem Meere der materiellen Existenz und dem nicht minder bewegten Gewässer der Theorieen und moralischen Meinungen in den Hafen einer gewissen Ruhe und Genügsamkeit eingelaufen zu sein glaubte. Beide hatten eine geringe Meinung vom Menschen wie dieser eben kommt und geht. Louis Philippe hielt die Menschen für egoistisch, bestechlich, käuflich und verband sich mit dem Materialismus. Guizot hielt die Menschen für geborne Laien, ewige Schüler, unbedingt Gläubige und glaubte durch den Schild der Doctrin der Masse zu imponiren, die Gegner verstummen zu machen. Jener rannte sich in den Operationen der Börse fest, dieser in den trügerischen Consequenzen des constitutionellen Mechanismus. Die Börse und die Tribüne verschlangen in Frankreich Alles. Die Menschheit, die Geschichte, die Welt waren für beide nicht vorhanden.

Hat sich an Louis Philippe die Beschränkung der Freiheit gerächt? Ich glaube eigentlich: Nein! Eine grobe Verletzung der Charte läßt sich ihm nicht nachweisen. Juristisch genommen hat das französische Volk gegen den Julithron eben so Unrecht, wie es gegen die Ordonnanzen Karl's X. Recht hatte. Man kann nicht sagen, daß in Frankreich ein unerträglicher Despotismus herrschte. Man genoß eine leidliche Freiheit. Die Schilderung des materiellen Unbehagens, das sich hier oder dort gefunden haben soll, ist übertrieben. Was hat sich also gegen Louis Philippe und Guizot empört? Eine constitutionelle Minorität? Nein. Factionen, Verschwörungen? Nein. Die Intrigue von Prätendenten auf den Thron oder die Portefeuilles? Eben so wenig. Wenn in Frankreich ein Gährungsstoff vorhanden war, wenn Partheien, Ansichten, ehrgeizige Pläne auf Erfolge rechneten, so wartete man auf den Lauf der Natur, auf den Tod Louis Philippe's und rüstete sich nur, die dann entstehenden Verlegenheiten für sich zu benutzen. Und dennoch diese gewaltige Umwälzung! Dennoch diese plötzliche, unglaubliche Neuerung! Wie ist sie also möglich gewesen?

Wenn der König die Menschen für materiell, der Minister für beschränkt hielt — und von beiden ist oft versichert worden, daß sie, in Rücksicht auf ihre Familienschicksale, gegen

die Franzosen als Franzosen von persönlichem Haß erfüllt waren, — wenn sie das Leben eines Volkes nur auf der Börse und Tribüne ausgesprochen fanden, so mußte sich an ihnen die Moral der Geschichte im Allgemeinen und die Geschichte der Franzosen im Besondern rächen. Beide regierten egoistisch. Sie nahmen vom Tage, von der Stunde keine Lehre an. Sie hatten ihre alten abgenutzten Formeln, auf die sie jede Erscheinung anpaßten. Sie regierten ohne Liebe und ohne Geist. Paris war unter Louis Philippe langweilig. Der Phantasie dieses so sehr der Anregung bedürftigen Volkes wurde keine Nahrung geboten. Daraus entstand nicht etwa eine politische Revolution, sondern jene moralische Revolution, daß man eine politische Revolte geschehen ließ und mitmachte. Die Julidynastie fiel, nicht durch die Macht derer, die sie angriffen, sondern durch die Gleichgültigkeit derer, die sie vertheidigten. Sie hatte Feinde, deren geringe Anzahl dadurch Kraft gewann, daß sich ihr keine Freunde der Dynastie mit Begeisterung entgegenstellten. Seit zehn Jahren schon war die von den ministeriellen Blättern gerühmte Liebe und Hingebung des Volkes an den König und sein Haus eine Lüge. Die Oberoffiziere der Nationalgarde, Pariser Kaufleute, die mit ihren Epaulettes in den Vorgemächern der Tuilerieen prunkten, galten für die Repräsentanten der Nation. Die Banquiers, die Eisenbahnschwindler, kurz, die Plutokratie wurde die Stütze des Throns in einer Zeit, wo die Frage der Armuth anfing, die Achse der öffentlichen Discussion zu werden. Guizot hatte die Eitelkeit, der einzig mögliche und nothwendige Mann des Jahrhunderts sein zu wollen, ein Mazarin, ein Richelieu der neuen Staatsweisheit. Er nahm in der Atmosphäre des Materialismus den Rost der Corruption an. Louis Philippe sagte: die Menschen sind klug, aber schlecht! Guizot sagte: sie sind gut, aber beschränkt! Folglich mußten sich beide verbinden. Beide kamen sich auf halbem Wege entgegen. Der Weltweise warf aus seinem Schiff, um es oben zu erhalten, einen edlen Grundsatz nach dem andern, bis die Seele jenes Bedienten fertig war, in dessen Kleidern der Stoiker über den Kanal nach England flüchtete.

Die Lehre des 24. Februar ist unendlich groß und bedeutungsvoll. Man verjagt einen Fürsten, unterhandelt eine Weile mit allerhand gesetzlichen und für die Thronfolge vorausgesehenen Bedingungen, und durchschneidet plötzlich alle Formalitäten, wischt den Tisch ab, macht reine Tafel und erklärt die Republik. Man kann sagen, die Republik ist in Frankreich aus Verlegenheit entstanden. Man kann vielleicht sagen, aus Uebermuth. Ein Dutzend Blousenmänner ruft das Wort aus, das ihnen vielleicht ein ehrgeiziger Kopf zugeraunt hatte, und wie ein zündender Blitzstrahl geht es durch das Staatsgebäude und ein ganzes Volk *versucht* etwas möglich zu machen, an dessen Möglichkeit niemand mehr gedacht hat. Gerade, weil Frankreich die Republik plötzlich wie aus der Luft, als eine zu lösende Aufgabe, bekam und diese Aufgabe schwer ist, glaubte niemand an deren Bestand. Sie besteht aber und noch ist nichts da, was die Möglichkeit ihrer Durchführung bestreitet. Höchstens die monarchische Natur der Franzosen.

Nach dem Beispiel dieser Republik, die sich gleichsam durch die Garantie eines so edlen Geistes, wie Lamartine, mit der Glorie der Mäßigung, Selbstbeherrschung, Völkerverbrüderung und der reinsten Humanität umgab, erhoben sich die Völker Europas überall, wo die Menschenrechte und die Nationalitäten am tiefsten niedergehalten waren. Staaten von geordneten politischen Verhältnissen widerstanden dem Sturm. Ein denkwürdiges Schauspiel! Italien, Oesterreich, Deutschland, die Völker romanischer, slavischer und germanischer Zunge, in wilder Gährung! Die Wälle und Dämme gegen den Andrang der Massen, die so lange gehalten hatten, aber von unten her schon zu weichen anfingen, von den Wogen schnell überfluthet! Nicht die Entwicklung der Volkskraft so mächtig, als schon die panische Furcht vor der Demonstration! Mehr friedliche Siege der Masse, als blutige! Italien, längst durch seinen reformatorischen Papst zur Wachsamkeit aufgerufen, entwickelt eine Kraft des Angriffs, die ihm seit Jahrhunderten im Widerstande fehlte. Oesterreich zerfällt aus seiner künstlichen Zusammensetzung in seine einzelnen Völkerbestandtheile. Deutschland raffte sich aus seiner Zertheilung

in eine Einheit auf, die erst das Werk des Enthusiasmus war, jetzt das Werk des berechnenden Verstandes werden soll. Preußen, der Staat der „Intelligenz", wirft das unwürdige Joch des bureaukratischen und militairischen Despotismus, das es seit 1815 hatte tragen müssen und das es seiner schimmernden Namen wegen sogar verehrte und hochhielt, von sich. Bis an die Mündungen der Donau zuckt die Regung und noch ist nicht entschieden, in welchem Theile Europas sie enden wird.

Diese Umwälzung war deshalb so wunderbar, weil ihr keine belangreiche Agitation vorausging. Sie ergriff selbst die zufriedenen Gemüther und zeigte diesen, daß sie hätten muthiger und freier denken sollen, als sie gedacht. Sie schenkte Großes und Herrliches selbst Denen, die es sozusagen nicht verdienten. Was der Eine für die Freiheit erobert glaubte, nahm sich der Andere für die gemeine Wohlfahrt, der Dritte für die Nationalität. Der erste Rausch der Freude ergriff Alle und erst später schieden sich die Gesichtspunkte, von denen aus die verschiedenen Meinungen sich befriedigt glaubten. Es war wie ein Naturereigniß, von dem sich niemand ausschließen kann; Regen und Sonnenschein, Sturm und Gewitter verhängt der Himmel Allen.

In Frankreich war anfangs das nationale Element von der allgemeinen Bewegung ausgeschlossen. Nur der Befreiung des Menschen vom Despotismus, von der Alleinherrschaft und von den Fesseln der materiellen Existenz schien es zu gelten. Lamartine kündigte den Völkern Friede an. Um dieses Friedens willen liebten Viele denn auch die Freiheit, von der der sentimentale Dichter mit Entzücken gesprochen. Lamartine's erste Manifeste waren für alle Monarchieen gefährlicher, als jede Emeute. Der Mensch schien da erlöst von den Verpflichtungen des Bürgers. Eine Hand reichte sich uns dar wie aus den Wolken und zog uns an das Herz einer idealischen Gestalt, in deren sanften und liebevollen Zügen wir unsere Mutter erkannten in Jugendschöne, wie sie uns im Traume erschienen, wenn sie sich als Genius unserer Erdenschicksale offenbarte. Die Erde kam uns vor wie ein Spielplatz des Glücks, alle Güter derselben schienen uns geboten und das Elend war ver-

bannt. Der Kummer schlug noch einmal vertrauensvoll die matten Augen auf, der Fleiß, die Arbeit sah sich nicht nur vom Erfolge belohnt, sie sah sich bekränzt und gefeiert. Die Armuth faßte wieder Hoffnung auf dies Leben, das für sie so freudlos war. Die Republik wurde ein Zauberwort, wenigstens in Lamartine's Auslegung. Ledrü Rollin gab dieser Auslegung gewiß einen Schein der Wahrheit. Er baute das Gerüst, das Lamartine mit Blumen schmückte. Louis Blanc predigte sogar, daß auf diese Blumen Früchte kommen würden. Der Arme! Er griff der Natur durch das Treibhaus vor. Er wollte den Ofen für die Sonne setzen. Er irrte. Im Wahn. Und als der Wahn ernüchtert, die Täuschung geschwunden war, da fehlte der geistvolle Publizist ohne Zweifel darin, daß er die Träumenden, die Getäuschten über seinen eigenen Glauben und sein eigenes Erwachen hinaus hinzuhalten suchte. Es geschah, weil er gegen die Reaction eine Waffe haben mußte. Aus dem Irrthum wurde demnach ein Verbrechen. Lamartine fand weder in der Wahrheit noch im Irrthum mehr die Kraft, den Wogen zu widerstehen. Es war auch hier eben schlimm, daß die Menschen Alles so menschlich verstehen!

Der Socialismus wird mit der zunehmenden Bildung der untern Volksklassen eher zu- als abnehmen. Aber er wird mit dieser Bildung, wenn es eine wahre ist, auch anfangen, minder gefährlich zu werden. Den Menschen der Quelle der Natur näher zu führen, die Zäune wegzureißen, die den Hungernden von einem Obstbaum trennen, das ist ein Trieb der Menschheit, so keilförmig und andrängend, daß ihm mit Kartätschen nur momentaner Widerstand geleistet wird. Möglich, daß nur in der Börsenstickluft der Louis Philippe-Periode die lungernden Träume von Glückseligkeit so um sich greifen konnten, bis der Proletarier die Theilung der Güter verlangte. Möglich, daß eine thatkräftige, nationale Politik, die den ganzen Menschen ergreift und sichtlich aller Welt edle Opfer auferlegt, auch die Folgen der socialistischen Lehre mildert und in ihren Ausschweifungen für Augenblicke beseitigt. Dauernd aber ist die Frage nicht abzuweisen. Sie wird immer wieder auftauchen, immer wieder das Schreckgespenst

des Besitzes werden, so lange, bis — nicht etwa das Eigenthum gefallen ist, sondern das Privilegium des Eigenthums. Mit einer tüchtigen Volksschule, einer gereinigten, allgemein freigegebenen Religion, einer aufrichtigen Demokratisirung des Staates werden die socialistischen Forderungen nicht mehr in so bedrohende Extreme ausarten, wie es nothwendig bei Regierungsformen sein muß, die den Kern des Volkes unberührt lassen. Das Volk als solches treibt keine Politik. Zu allen Zeiten hat es sich innerhalb seiner ihm eigenthümlichen Anschauung in Extremen bewegt. Diese Extreme sind von den Politikern nur benutzt worden. Im Zeitalter der Reformation hatte das Volk den religiösen Fanatismus, der, wie die Geschichte nachweist, keine Grenzen kannte. Jetzt hat das Volk, wenigstens der Städte, die communistische Schwärmerei. Die Religionsfrage ging durch den dreißigjährigen Krieg in die politische über und die „Gütertheilung" des neunzehnten Jahrhunderts wird nicht minder aufgehen in etwas Höherem.

Frankreich aber muß unter allen Umständen von den Schwankungen einer unpersönlichen Staatsform und den Drohungen der Arbeiter Hülfe bei der aufgesteckten Fahne der Nationalität suchen. Das muß die Republik, das würde selbst die wiederhergestellte Monarchie müssen. Die Dynastieen erhalten sich bei den Völkern durch getheilte Freude und getheiltes Leid. Ein einziger Feldzug, von Louis Philippe gegen die Mächte der heiligen Allianz unternommen, würde ihm daheim die Krone erhalten haben, selbst wenn er in Gefahr gerathen wäre, sie draußen zu verlieren. Algier, Ancona, Antwerpen waren ein zu schwaches Band dankbarer Erinnerung. Die Prätendenten wissen das. Joinville, Bonaparte, Bordeaux werden sich hüten, die Politik der Börse wiederaufzunehmen. Eine Krone auf's Spiel gesetzt, heißt sich diese erhalten, wenn man natürlich ehrlich war und nicht wie Karl Albert treulos. Aber auch die Republik kann sich nur halten, wenn Cavaignac so gut das Schwert führen zu können beweist, wie er in der Kammer sprechen kann und früher im National schreiben. Cavaignac kennt die Schwäche der militairischen Organisation unter Louis Philippe, er weiß,

wie viel nachzuholen, wie viel zu ergänzen ist, um die französische Armee von den afrikanischen Wunden und von der Nachlässigkeit der Regimentschefs zu heilen. So Vieles, was für die französische Bewaffnung auf dem Papier steht, ist erst in Wirklichkeit zu übersetzen. Dann aber, wenn Frankreich gerüstet ist, kann man nicht glauben, daß Cavaignac die Lehre der Dynastie Louis Philippe's vergessen hätte, und wenn er fiele, wenn er der Ueberspannung des Belagerungszustandes erläge, welchen Weg könnte der Sieger, Thiers, der halbe Napoleonide, Erbe der Siege Napoleon's, Rächer seiner Niederlagen, (wozu der ehrgeizige Staatsmann sich berufen dünkt,) anders einschlagen, Frankreich zu einigen, als die kriegerische Vertretung der Nationalität? Cavaignac scheint Sympathieen für Deutschland zu haben, Thiers fürchtet Preußen, verachtet Deutschland. Beide sind sich darin gleich, daß sie die russische Allianz suchen. Cavaignac wird Oesterreich allein, Thiers würde Oesterreich und Deutschland zugleich bekämpfen.

Die Wolken lagern so drohend für uns am Horizont, daß wir in einer Umschau über die Schwierigkeiten der Sachlage uns zuvor orientiren müssen.

Italien! Armes, reiches Land! Land der Wunder und der Alltäglichkeit! Volk, so groß begabt und so klein und menschlich! Gewohnt, unter Trümmern zu leben, aus Myrten- und Oleanderbüschen vom gebrochnen, schlummernden Auge einer schöneren Vergangenheit begrüßt zu werden, hast du seit Jahrhunderten dich gewöhnt, nur fremden Herren zu gehorchen! Du dientest, weil dein schöner Himmel, deine Herrlichkeit der Künste, deine eigene reiche Begabung dir im Dienen nicht die Lebenslust, im Schmerze nicht den „Humor" verdarb! Italienischer Geist und Witz hat selbst das gemeinsame Vaterland mehr getrennt, als verbunden. Der Küstenbewohner kennt den Binnenländer nicht und seit Jahrhunderten spottet die Nachbarstadt über die Nachbarstadt. Die Auffassung einer gemeinschaftlichen Vaterlandsidee im Sinne Alfieri's und Silvio Pellico's ist durchaus neu. Unter dem Druck der heimathlichen Tyrannei und der fremdländischen Regierungen bildete sie sich durch Kunst, Sprache, Literatur

und Geschichte, wie in dieser Art einst dieselbe Idee in Deutschland unter Napoleon. Sollten die Elemente eines einigen und würdigen Volkslebens nicht auch auf dem classischen Boden vorhanden sein? Wer erwartete von Sicilien eine so heldenmüthige Kraft des Widerstandes, so viel Stetigkeit und politische Reife? Wer kann, die Lazaronis ausgenommen, (Volksklassen giebt es, die man überall mit Kanonen zur Freiheit zwingen muß, ob sie nun in Neapel auf der Schattenseite des Toledo oder in polnischen Bauernhütten auf der Bank hinterm Ofen kauern) wer kann die gesinnungsvolle Haltung Neapels gegen den treulosen gekrönten Bourbon verkennen? Mag sich in die Bewegung des Kirchenstaates Theatralisches gemischt, mag die mit bunten Lappen gezierte Phrase Harlekinaden aufgeführt haben, kein Volk kann gegen seine Natur: der Süden schreit und lärmt, und die Komödien, die bei uns in den Bierstuben, beim Tabacksqualm und dem Formelwesen der Vereine stattfinden, führt man in Rom am offenen Tage, unter blauem Himmel und Sonnenschein, auf. Das naive Verhältniß des Papstes zu diesen Bewegungen ist nicht minder charakteristisch, als wenn Nicolaus in Petersburg den Batuschka des Vaterlandes spielt und sich in den Straßen die Zipfel seiner Kleider küssen läßt. Ligurien, Piemont und Savoyen entfalten den kräftigsten Kern und die eigentliche Wehrfähigkeit Italiens. Die Piemontesen geben den Schweizern an Tapferkeit nichts nach und die von Jugendkraft und Kriegslust strotzende Armee Karl Albert's war eines edleren Führers würdig. Nur durch den Kaufmannsgeist der Lombardei, durch die Greisenhaftigkeit und Abgelebtheit Venedigs sind wir verführt, die italienische Nationalität gering zu schätzen. Der Reichthum der gerade hier fließenden materiellen Hülfsquellen stellt Oberitalien in den Vordergrund, aber diese Gegend kann nicht allein die Sache Italiens vertreten, noch weniger zulassen, daß man nach seiner geringen Wehrhaftigkeit, nach einem nur schwachen Widerstande, den es einem Riesenstaate wie Oesterreich zu leisten vermochte, den Grad berechnet, in welchem Italien der Freiheit würdig wäre.

Die Waffen, womit die Lombardei schon seit dreißig

Jahren die Oesterreicher bekämpft und geschlagen hat, sind geistige. Geht nach Mailand, Verona, Venedig, Padua, Pavia, ihr unbilligen Freunde deutscher Macht und Größe, und fragt euch selbst, ob Oesterreich es versteht und verstanden hat, in Italien ein Volk wie das deutsche zu vertreten! Jedes deutsche Nationalgefühl muß entschiedensten Einspruch thun, wenn man behaupten wollte, daß wir in der Art, wie Oesterreich den deutschen Namen in Italien vertreten hat, uns wieder zu erkennen Ursache hätten. Der Jatliener ist einem verzogenen, von Natur guten Kinde zu vergleichen. Mit etwas Freiheit fühlt er sich am Gängelbande vollkommen wohl. Der Italiener, unvermögend, aus sich selbst politische Bedeutsamkeit darzustellen, theilt lieber einen fremden Ruhm, eine fremde Größe. Er würde sich selbst dem Despotismus einer französischen Proconsularregierung unterwerfen, wenn er dadurch nur Theil bekäme an dem, was er am Franzosen liebt und bewundert. Aber was hatte er mit dem Oesterreicher gemeinschaftlich zu tragen? Nicht mehr, als das Joch nicht nur der Metternich'schen Regierungsmethode, sondern der habsburgischen Geschmacklosigkeit überhaupt, die älter ist, als Fürst Metternich. Ein an Geschmack, Schönheit, Eleganz, Poesie mit den ersten Jugendeindrücken gewöhntes Volk stand unter der Herrschaft einer Regierung, der es an Geist, Leben und Feuer fehlte! Das deutsche Element zeigte sich nur in seiner slavischen Versetzung oder in jener charakterlosen Unbestimmtheit des Deutschösterreichers, der sich dem Jahrhundert erst jetzt anzuschließen sucht. Welches edlere deutsche Herz hätte nicht vor Zorn gebebt, wenn es in Italien den Begriff des Tedesco durch Oesterreicher wiedergegeben fand, einen Begriff, der, vom obersten Staatsprincipe herab bis zu den Uniformen des slavischen und ungarischen Militairs, der Ausdruck eines hinter der Zeit zurückgebliebenen Zopfes war? Und wenn man dies Oesterreich, diesen äußern habsburgischen Typus in Italien wiederherstellen will, so werden die Dinge bleiben wie sie sind und jede äußere Luftveränderung wird den Vulkan zu neuem Ausbruch bringen.

Die Nothwendigkeit, daß Oberitalien bei Oesterreich bleibt,

läßt sich nur dann einsehen, wenn etwa Frankreich daraus eine französische Provinz machen wollte. Träte aber dieser casus belli nicht ein, so bliebe vielleicht noch der mildeste Weg der Aussöhnung des Interesses einer Dynastie mit den Forderungen des Zeitalters der, daß man der Lombardei und Venedig unter der Schirmherrlichkeit des Hauses Habsburg eine rein italienische Organisation gäbe und jede Idee einer Rückführung dieser Länder in den Wiener Centralpunkt fahren ließe. Eine italienische Verwaltung, italienisches Heer, ein italienischer Hauch über dem ganzen heimischen Boden. Selbst zu einer Republik finden sich an wenig Punkten Europas so die günstigen Grundbedingungen, wie in Oberitalien. Die Gemeinden des flachen Landes sind seit undenklicher Zeit dort eben so wohlgeordnet, wie die Gemeinden der Städte. Wenn sich eine Republik in unserer Zeit halten kann, so muß sie es durch Association freier Städte und Landgemeinden. Eine centralisirende Regierungsform führt immer zur Monarchie. Italien aber hat wie auch unser Deutschland den größten Reichthum gesonderter Freiheiten. Diese zur Republik zu einigen, kann da nicht schwer fallen, wo, wie in Italien, keine dynastischen Rechtsansprüche zu widerlegen oder zu zerstören sind. Das einige kaufmännische Interesse des obern Italiens würde diesem vereinigten Städtebund bald die Seele seines eigenthümlichen politischen Lebens einflößen, gerade wie in Nordamerika, wo man nicht nur frei wurde, sondern zugleich auch wußte, wofür und zu welchem Vortheil man es wurde, eben, um des Handels willen.

Italien und Polen gegenüber hat Deutschland seit dem März dieses Jahres eine charakterlose Rolle gespielt. Als Mailand die Oesterreicher aus seinen Mauern vertrieb, hieß es: Ja, ein Volk, das selbst nach Freiheit ringt, soll nicht die Freiheit anderer Völker unterdrücken helfen! Seitdem aber Radetzky Mailand wieder einnahm, nennt man es Verrath, von Oesterreichs italienischen Besitzungen mit Gleichgültigkeit zu reden. Das Frankfurter Parlament, wo sich nicht etwa die geläuterte politische Intelligenz unseres Volkes, sondern nur deren Statusquo, das Durcheinander der Interessen und Meinungen, wie diese leider einmal vorhanden sind,

zusammengefunden hat, hat sich durch seine überwiegend österreichische Neigung ebenso gegen Italien ausgesprochen, wie durch seine preußischen Elemente gegen Polen. Die deutsche Nation hat sich damit zwei Lasten auf's Gewissen gebürdet. Es kann die Zeit kommen, wo die Völker Europas für Deutschlands Prahlereien Rechenschaft fordern werden. Diese Zeit scheint mir sehr nahe, und wer einen Mund zum Reden, eine Hand zum Schreiben hat, dessen heiligste Pflicht soll es sein, das Vaterland zu warnen, auf einer solchen Bahn der Unterdrückung und Uebermuthspolitik fortzuwandeln. In unsern italienischen und polnischen Debatten haben wir geradezu die Sympathie Europas verscherzt. Was machen sich wol Frankreich, England, Skandinavien, Rußland daraus, unsre Freiheit zu erdrücken und eine Nation, die man schon seit dem dreißigjährigen Kriege für gestorben hielt, von ihren Auferstehungsgelüsten zu heilen? Müßten wir einer europäischen Coalition (zu der unsere Fürsten mehr als einen geheimen Weg des Einverständnisses bahnen würden!) erliegen, so sollten wir wenigstens bedacht sein, daß wir es mit Ehren könnten und unsere gefesselten Hände rein emporstrecken dürften, selbst rein von den Abstimmungen, die wir in die parlamentarischen Urnen werfen.

Wo haben wir unser Nationalgefühl her? Ich meine doch aus dem, was an unserer Geschichte tugendhaft und edel war. Diejenigen, die es nur aus der Erinnerung an die G r ö ß e des deutschen Namens entlehnen, räumen damit auch dem Franzosen das Recht ein, an die Wiederherstellung der Napoleonischen Universalmonarchie zu denken. Zum Glück scheint eine Möglichkeit, daß Frankreich auf die Lombardei Beschlag legt, noch lange nicht gegeben. Noch sind erst die Alpen zu übersteigen. Eine alte und bedeutsame Monarchie liegt zwischen Italien und Frankreich. Gegen Mittel- und Süditalien hat Deutschland keinen Wall nöthig. Die Alpen Tirols und Steiermarks begrenzen die deutsche Nationalität mit einer kraftvollen Naturscheide, die das Geschick uns keineswegs zu nahe gezogen hat. Mit einem freien Venedig, einer freien Lombardei wird der deutsche Handel in vertraulicheren Verkehr kommen, als dies seither durch die Vermittelung des

österreichischen Zollsystems geschah. Oesterreich, das Alles that, um Venedig zum Vortheil Triests niederzuhalten, wird den deutschen Handel nicht mehr zwingen, die Wege nach Triest zu suchen, d. h. im österreichischen Interesse unterzugehen, wir werden wieder selbst nach Venedig unsere alten Handelswege auffinden. Es ist wahrhaft tragikomisch, daß man in Frankfurt den Geschichtschreiber der Hohenstaufen zum Berichterstatter über diese Frage gemacht hat. Ging' es nach den mittelalterlichen Phantasieen dieses abgenutzten Politikers, der in Berlin öffentlich erklärt hat: „er wisse nicht, was er sich unter einem Frankfurter Parlament denken sollte", und doch in dies Parlament gewählt wurde und es sogar zum centralgewaltigen Gesandten brachte, wir würden nicht ruhen, bis ein neuer Konradin ebenfalls auch Neapel beanspruchte. Und zu diesen geschichtstrunkenen Stubenanschauungen gesellen sich die strategischen Rücksichten eines Radowitz, der chevalereske Radetzky-Enthusiasmus eines Lichnowski, die schwarzgelbe österreichische Intrigue eines Schmerling und die schwarzweiße Dankbarkeit und Gegenerkenntlichkeit der Preußen, die für Italien eben so viel Siegertrotz bewilligt, wie man ihr von dorther für Polen bewilligt.

Die Deutschen, die ihre Größe nur im geschwungenen Flammberg sehen, wie Arndt und Jahn, das sind fossile Antiquitäten, die man belächelt und die der gereifte politische Verstand der Deutschen mit Betrübniß in's Parlament, wie zu einer Germanistenversammlung, geschickt sah. Bei Andern, die weniger nach ihrem Naturell und dem Instinkt von 1813, schon mehr nach Vernunft und Combination urtheilen, ist die Verblendung unverzeihlicher, in der sie sich über die nothwendige Arrondirung des deutschen Stammes und der deutschen Interessen befinden und zu dem Urtheil hinreißen lassen, daß uns Italien nothwendig sei. Uns ist die innere Freiheit und Einheit nothwendig, sonst nichts! Wenn sich Dänemark, ein Volk von zwei Millionen, sträubt und sperrt, sich einen zweifelhaften Besitz nehmen zu lassen, so liegt darin eine verzeihliche Nothwehr, um jeden Preis ein Volk zu sein, und das Extrem eines vielleicht anerkennenswerthen Patriotismus. Wenn aber eine Nation, wie die deutsche, ein

Volk von vierzig Millionen politischer Einigung und gleicher Zunge, ewig von seinen Grenzen, seinen Stützpunkten, den Nothwendigkeiten seiner Existenz spricht, so muß man darin Phantasterei und angeborne Unbilligkeit erkennen, wenn die Phantasterei in fremdes Völkerleben eingreift. Herr von Radowitz verdankt seine politische Bildung dem strategischen Unterricht, den er als Offizier genoß; er hatte, als Mitglied der Frankfurter Militaircommission, das Deutschland des Wiener Congresses in seinen militairischen Bedingungen zu überwachen. Ihm ist es vielleicht nicht zu verdenken, wenn er sich die Politik nur aus mathematischen Figuren ableitet. Aber was führt die andern Träumer aus einem umgrenzten Lande von vierzig Millionen Menschen und den ansehnlichsten Breitengraden ewig in andere Gebiete hinüber? Leider muß man vielleicht sagen: das nicht eingestandene Gefühl der Schwäche, die man ahnt, und das man, statt es daheim durch die Freiheit zu beseitigen, auswärts durch Unterdrückung aufheben möchte! Deutschland ist leider in der unglücklichen Lage, seine innere Kraft nicht vollkommen würdigen und überblicken, noch weniger vollkommen brauchen zu können. Der rasche und volle Anschlag aller unserer Mittel wird von den Resten unserer nicht überwundenen Feudalzeit gebrochen. Diese Reste nicht überwundener Feudalzeit sind unsere Einzelstaaten. Deutschland fand leider keine Ludwige, keine Mazarins, Süllys und Richelieus, die durch eine kurze Tyrannei eine lange Freiheit angebahnt hätten. Leider sind uns diese Reste des Mittelalters geblieben. Kein Fürst denkt daran sie aufzuheben. Unsere Vielstaaterei, die einfach durch einen Act politischer Ueberlegung gelöst werden sollte, steht wie eine Eigenthumsfrage da, an der sich zu vergreifen für politischen Diebstahl, d. h. Hochverrath gilt. Das ist schlimm für Vieles und nicht wenig auch für die Ausbildung jener innern Genüge, die das deutsche Volk an sich selbst finden sollte. Unsicher im eigenen Hause, suchen wir auswärts Stützen und Anlehnungen. Unterdrückt, unterdrücken wir. Wir wissen es kaum, was uns so hinaustreibt über die Grenzen des Vaterlandes. Der Blick will in der Ferne sicher ruhen, weil er es in der Nähe nicht kann. Ein Deutschland

wie es sein sollte und wie es werden wird, wenn nur erst die Noth der Selbstvertheidigung uns zwingt, Alles bei Seite zu werfen, was uns für die vollste Centralgewalt im Wege steht, hat Italien weder politisch, noch merkantilisch, noch strategisch nöthig.

Etwas Anderes ist es mit den Bedürfnissen des Hauses Habsburg oder des österreichischen Kaiserstaates. Doch kann der wahre Vaterlandsfreund nur wünschen, diese Bedürfnisse von denen Deutschlands auf immer getrennt zu sehen. Vier Jahrhunderte lang ist Deutschland langsam mit dem Hause Habsburg abgestorben. Im Jahre 1803 ließ Kaiser Franz die Leiche des heiligen deutschen Reiches im Reichs-Deputations-Hauptschlusse auf der Landstraße liegen und zog sich hinter seine österreichischen Staatsinteressen zurück. Die Gnade Napoleon's, die Vaterlandsliebe des deutschen Volkes, die sich zu rüsten begann, erhielt die Seele jenes gestorbenen Körpers wie im Verschluß. Als die Fackel des Krieges ausgelöscht war, da schämte man sich doch von Wien aus wieder auf den alten deutschen Krönungsstaat Ansprüche zu machen; man fühlte, daß eine andere Kraft das Ganze zusammenhalten mußte, als das in die Wiener Kunst- und Raritätenkammer gewanderte alte deutsche Reichsscepter.

Metternich und Kaiser Franz gaben auch in richtiger Erkenntniß der Zeit Deutschland als solches auf und behielten sich nur eine gewisse Influenz auf den öffentlichen Geist in Deutschland. Den Hauptschwerpunkt ihrer Politik warfen sie auf die Einigung der zu Oesterreich gehörenden Nationalitäten. Das slavische Princip wurde dem deutschen vorgezogen, das deutsche, durch nur sechs Millionen vertreten, verwandte man zu den kleinen Bedientendiensten der Bureaux, der Subalternenposten der Diplomatie, zur Spionage. Aber zu allem Bedeutsamen und eigentlich Gouvernementalen wurden die Nationalitäten, besonders die czechische, benutzt. Hätte man hiezu nicht allein die Aristokratie gewählt, sondern auch verstanden, das demokratische slavische Nationalelement zu entwickeln, hätte man sich entschließen können, dies demokratische Element durch freisinnige Institutionen, wie jetzt, an das gemeinsame Staatsleben zu fesseln, man hätte schon da-

mals das deutsche Element so vernichtet, wie es jetzt in Oesterreich vernichtet werden wird; denn ein Czeche, ein Ungar, ein Pole, ein Illyrier, ein Serbe, ein Italiener, der liberal, ja jetzt sogar radical sein darf, überflügelt um hundert Schritte den Deutschen, und machte man aus dem Deutscheu noch so sehr einen Erzradicalen oder einen Republikaner. Das deutsche Element, das sich in Oesterreich nur durch den Despotismus und eine gewisse Convenienz des Hofes halten konnte, ist geradezu in Oesterreich verloren.

Das Schauspiel, wie sich Oesterreich mit seinen freigewordenen, d. h. durch liberale Institutionen erstarkten Völkern entweder einigt oder auseinander fällt, wird geschichtlich merkwürdig sein. Wir werden viel erleben, Bedeutsames sehen. Aber zur Partheinahme dabei wird uns nur Eines auffordern, die Stellung dieser nächsten oder entfernteren Zukunft in Deutschland. Das Kaiserhaus ist deutsch; aber Leopold in Belgien, Prinzessin Victoria und ihr Gemahl in England sind es auch. Deutschland würde gut thun, den deutschen Ursprung des Hauses Habsburg, der sich längst in seinen lothringischen und spanischen Verwandtschaften verloren hat, zu vergessen. Das Haus Habsburg ist noch deutsch, weil Wien deutsch ist. Wien, Ober- und Nieder-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und die böhmischen Grenzmarken sollen uns liebe vaterländische Verwandtschaften bleiben, aber auf diese Besitzthümer unseres Volkes hin von Oesterreich etwas Deutsches hoffen, seiner Dynastie etwa einräumen, daß Deutschland für ihre Schicksale Gut und Blut einsetzen würde, das ist Thorheit und wäre eine unverantwortliche Schuld am Vaterlande. Wien steht groß und hochherzig in den neuesten Kämpfen da, aber wie will es sein Kaiserhaus zwingen, sich dem deutschen Elemente verwandter zu fühlen, als dem der dreimal größern fremden Nationalitäten? Wien ist uns ein deutsches Eldorado, nach dem wir mit Vergnügen pilgern. Es schmeichelt unserm Stolz, so an der äußersten Grenze unserer sprachlichen Ausdehnung noch eine solche letzte zusammengefaßte Verherrlichung unserer Kraft, einen so starken Kern unseres Werthes zu finden, aber im guten und schlimmen Sinne war Wien von je das Abendroth des deutschen

Geistes. Die Nacht begann dort. Die Nacht mit ihren süßen und unheimlichen Schauern; die Dämmerung mit ihren Nachtigallen und mit ihren Fledermäusen. Von Wien hat die Allmacht der Beichtväter, die Schlauheit der Jesuiten, die Bigotterie der fürstlichen Ehefrauen Deutschland um alle Besitzthümer der Freiheit und Aufklärung zu bringen gesucht. Von Wien aus lernten unsere Höfe das System versteckter Cabinetspolitik. Oesterreich war das Land, wo der Adel am längsten behauptet hat und behaupten wird, reineren Blutes zu sein, als unsere gewöhnliche Abstammung. Die Kriege, in die Deutschland durch Oesterreichs burgundische und italienische Besitzungen, durch seine Ansprüche auf die Throne Spaniens und Mittel-Italiens verstrickt wurde, kosteten uns nicht nur Gut und Blut auf den Schlachtfeldern, die in Deutschland liegen mußten, auf Haus und Hof, die geplündert, in den Städten, die niedergebrannt wurden, sondern noch mehr an innerer Einigkeit, die verloren ging (denn die von den Protestanten aus Noth und Verzweiflung begonnene Separatpolitik setzte das katholische Bayern fort) und an Grenzen des Landes, die genommen wurden. Und wo sind die Kriege, die Oesterreich für Deutschland allein, die Opfer, die es dem Reiche als solches gebracht hätte? Die Josephinische Zeit war ein kurzer Sonnenblick, der wol seit den Tagen des März noch einmal wieder aufzublitzen scheint, aber die liberale Kraft, die jetzt in Wien mit Tact und Charakter das Ruder führt, wird sich nur halten, wenn sie eine rein österreichische Färbung annimmt. Sie wird von keiner irgend bedeutenden Kraft der kaiserlichen Familie unterstützt. Sie ist umgarnt von jesuitischer Intrigue und wenn sie nicht durch eigene Maßlosigkeit, durch die Reaction, die auch in der Abspannung der Gemüther liegt, durch den bösen Willen der Dynastie und des Adels fällt, so wird sie fallen im Kampf mit den Nationalitäten, die schon jetzt auf dem Reichstage im Vordergrunde stehen und diesen entweder in Zukunft unmöglich machen oder ihn ganz in die Hände der Nichtdeutschen bringen.

Die Scheidung der Völker, die in hundert Jahren über Rußland, in zweihundert Jahren über die Türkei ausbrechen

und der Politik neue Fernsichten eröffnen wird, bildet jetzt für Oesterreich einen Proceß, der dieser alten, zugleich finanziell zerrütteten Monarchie an's Leben gehen kann oder sie als Slavenmonarchie verjüngt. Selbstständigkeiten machen sich hier geltend, von denen man früher keine Ahnung hatte. Die alte, nur noch von den Juden bestätigt geschienene Lehre, daß kein Volk sterben kann, erhält in Oesterreich neue Beweise. Die Böhmen hielten wir für todt, verblutet mit der Schlacht am weißen Berge, aufgegangen in deutsche Bildung und Geschichte. Die Ereignisse wollen uns eines Andern belehren! Metternich duldete keine politische Opposition. So bildete sich allmälig in Prag eine nationale. Man bekämpfte das Haus Habsburg mit alten czechischen Erinnerungen. Man verherrlichte einen Ottokar, man sammelte die Asche von Hussens Scheiterhaufen, man trommelte auf die gegerbte Haut des Hussiten Ziska. Das Alles schien Anfangs ziemlich gemacht, und ich gestehe, die rothen Mützen der Swornost und die geschürzten Amazonentrachten der modernen Wlastas kommen mir eben so theatralisch und so reminiscenzenhaft vor, wie das Feldgeschrei: „Lieber die russische Knute, als die deutsche Freiheit!" dumm, ja frevelhaft. Aber das Wiener Cabinet wird so viel zu thun haben, diese wenn auch jetzt noch künstlich erregten Wogen zu beschwichtigen, wird so viel von seinem deutschen Ursprunge über Bord werfen, daß wir seiner Politik kein Vertrauen mehr schenken dürfen. Unsern Fürsten und ihren Rathgebern verdanken wir einmal, daß die Slaven den deutschen Namen hassen, und die Declamationen der Leipziger Ostmarkenhüter und die Polenfresserei eines Jordan und Anderer in Frankfurt werden wenig dazu beitragen, daß das deutsche Volk diesen Haß tilgt und versöhnt.

Noch größere Verwirrung in Ungarn. Die Nationalitäten, in sich selbst eingeschachtelt, und in vollem Kampf! Der Ungar mit Wien, der zu Ungarn gehörende Slave wieder mit Ungarn! Das Ergebniß mag vielleicht geringfügig sein, was eine künftige politische Gestaltung anlangt, aber bedeutungsvoll ist die Emancipation jener Volksthümlichkeiten selbst. Serben, Raizen, Kroaten, Illyrier, sonst nur geographisch erwähnt, werden jetzt von Wien aus politisch gehoben

und verstärkt, um — den ungarischen Demokraten die Spitze zu bieten! Der ruhige sichere Hinterhalt der Großmacht Oesterreich wird für ihre europäischen Operationen aufhören. Die Völker werden nicht mehr so maschinenmäßig wie bisher in's Feld geführt und zur großen europäischen Politik des Wiener Cabinets verwandt werden können. Diese Gährungen erstrecken sich bis nach Transsylvanien und den jonischen Inseln. Frankreich hat nicht mehr nöthig, die Türken zu Einfällen in Oesterreich zu reizen. Oesterreich hat im Osten an seinem Völkerchaos selbst genug zu thun.

Die kluge, freilich wenig landesväterliche Politik, die es dabei befolgt, ist die, eine Parthei sich durch die andere aufreiben zu lassen. Das erwies sich schon von dem glänzendsten Erfolge in Galizien, wo die Kreishauptleute die Bauern gegen den Adel hetzten. Szela wundert sich noch, daß man seine blutige Faust nicht vergoldet hat. Er hatte wahrscheinlich Schiller nicht gelesen und kennt den Spruch nicht: „Man liebt den Verrath und haßt die Verräther.“ Ueberall in der Monarchie befolgte man dieselbe Methode. Man entfesselte das Slaventhum gegen das liberale Deutsch- und Magyarenthum. Daß in Prag zwei Minen sich durchkreuzten und eine unerwartete, so nicht gewünschte Explosion losbrach, die von Windischgrätz rasch gedämpft werden mußte, ist unwiderleglich. Der Slavismus sollte die Vendée werden, wie die Kroaten gegen die Ungarn die Vendée sind, die politisch bornirten Tiroler die Vendée gegen Wien, wie die Pommern es beinahe gegen Berlin geworden wären. Die Dynastie suchte überall Schutz vor der radicalen Wiener Centralisation. Graf Leo Thun, eingeweiht in diese Pläne, drängte den Slavismus zur loyalen Opposition gegen die Deutschen, man sollte Habsburg-freundlicher Czeche sein und nur mit Innsbruck verkehren. Leider, daß sich der Besen des Zauberlehrlings nicht immer beschwören läßt! Entfesselte Stürme lockt nur Aeolus selbst in seine Schläuche zurück. Der Soldat Windischgrätz verstand die nicht richtig ausbrechende Explosion falsch, und erst als ihn später Graf Thun aufklärte, wie Alles gemeint gewesen, lobte der General in öffentlicher Erklärung die Gesinnung des verdächtigen Grafen und die

Gefangenen des Hradschin wurden entlassen. Nur die zufällige Anwesenheit der Polen hatte den Innsbrucker Czechenplan verdorben. Glücklicher aber führt ihn Jellachich durch. Der Hof duldet in Ungarn nicht nur die Flammen des Bürgerkriegs, er nährt sie sogar. Er will die Widerspenstigkeit der Magyaren durch die Empörung ihrer eigenen Untergebenen zügeln. Despotische Demokraten, bekämpft von einem Despotismus, der sich ebenfalls den Schein der Demokratie giebt! Welche Verwirrung! Wien, seit Jahrhunderten gewohnt, die Ungarn zu verspotten, nimmt, wie in Böhmen, so auch hier, Parthei für die Slaven, und das Ministerium folgt dieser Theilnahme, trotz aller Freundschaft und Verbindung, welche Ungarn mit dem deutschen Volke sucht. Wie will sich die Wiener, die liberale Wiener Politik aus diesen Widersprüchen retten? Die Zusammensetzung der Monarchie schreibt ihr unwiderruflich den Weg vor, den sie selbst bei der deutschesten Gesinnung wandeln muß, um nicht allein dem Hause Habsburg, sondern auch dem Principate Wiens das zu erhalten, was man seit Jahrhunderten besitzt.

Und in die Gefahr solcher Strudel und Wirbel soll sich Deutschland, das an sich selbst genug zu wachen hat, mit verlieren? In der auf Ungerechtigkeiten aller Art, Völkerunterdrückung, Machiavellismen begründeten und sich stützenden Dynastie und ihren Interessen soll es seinen Leiter und Lenker erblicken! Um Oesterreichs willen erklären, Italien sei für Deutschland eine Nothwendigkeit? Nimmermehr! Man hat in Süddeutschland die Gewohnheit, zuweilen Neigungen für Oesterreich herauszukehren, wie ein festliches Kleid. Man prüfe und frage sich aufrichtig, ob dies aus anderm Grunde geschieht, als aus Reizung gegen Preußen! Man hat darum noch nicht nöthig, Preußen, wie es ist, anzuerkennnen, wenn man das deutsche Volk auffordern muß, in Oesterreich nichts zu erblicken, als ein Land, in welchem zufällig sechs Millionen Deutsche wohnen. Diese sollen unser sein, Wien mag seine reichen aus den Provinzen fließenden Hülfsquellen für die Verherrlichung des deutschen Stammes ergiebig machen, aber einen Schwerpunkt deutscher Interessen suche man nimmermehr in jenen äußersten Grenzen, wo unsere Liebe und Hin=

gebung nur zu den Zwecken der spanisch-italienischen Hauspolitik verwandt werden würde. Wenn die Oesterreicher in Krakau und Mailand siegen, wie sie früher im Kirchenstaat und Neapel siegten, so können wir nicht mitjubeln und jauchzen. Wären sie unterlegen, so hätte das Herz dem Verstande sich gebeugt und man hätte es beklagen müssen, den meist durch Ungarn, Böhmen, Polen und Kroaten vertretenen deutschen Namen in der Fremde gedemüthigt zu sehen. Auch jetzt, gegen Karl Albert's unberufene und partheiische Einmischung, wird Radetzky's Sieg unserer Empfindung eine gewisse nationale Genugthuung geben. Aber mit Radowitz und seinen Genossen in Frankfurt diese Siege als Triumphe deutscher Ehre, Verherrlichungen deutscher Waffengröße feiern, ja für den Fall eines kriegerischen Rückschlages aus Frankreich den geheimsten Wunsch des Reichsverwesers, Deutschland an der italienischen Frage zu betheiligen, in Erfüllung zu bringen und dem Hause Habsburg die alte längst verscherzte Gunst der deutschen Erinnerung, die sonderbarerweise immer nur von 1273 bis zu Maximilian, dem letzten Ritter, geht, auf's Neue zuzuwenden: das wäre ein unberechenbares Unglück für Deutschland und würde, zwar nicht unserer Fürsten Loos, wol aber das Loos des Volkes, unsere Freiheit, unsere Einigkeit, an den Rand des Abgrunds bringen.

Wir sind auf unserer, wie die Gegner sagen werden, kosmopolitischen Wanderschaft bei Polen angelangt. Kosmopolit, Weltbürger, kann, darf und muß vor allen Völkern der Deutsche sein. Nicht nur, weil er den Blick für die Würdigung fremder Eigenthümlichkeiten hat, sondern auch, weil sein Nationalinteresse ihn nicht, wie den Engländer, zwingt, Egoist zu sein. Unser Volk, so organisirt, wie es sein sollte, könnte allen Völkern an Großmuth und Gerechtigkeit voranleuchten und durch die That beweisen, warum Weltweise, wie Kant und Herder, Prediger des ewigen Friedens, in Deutschland geboren wurden. Aber mit unserm Kosmopolitismus hat es weite Wege! Wir haben fieberhafte Anfälle, wo wir uns im Gegentheil als die eitelste und unbilligste Nation von der Welt zeigen.

Als man von dem eben erst sich ordnenden Frankreich die

Wiederherstellung Polens verlangte, antwortete Lamartine, daß die Polenfrage nur in Frankfurt entschieden werden könnte. Sie ist dort vorläufig in einer Weise entschieden worden, die uns in der Geschichte wenig Ehre eintragen wird und im auffallendsten Widerspruch zu der Entscheidung steht, die wir erlebt haben würden, wenn Polen aufgestanden und sogar unterlegen wäre. Die Dichter, die bei uns 1831 für die Polen sangen, haben diesmal geschwiegen. Die Frauen, die 1831 für die Polen Kränze wanden, sind Matronen geworden. Ihre Töchter hatten nur Blumen für den Reichsverweser. Die Polen sind diesmal nicht aufgestanden. Sie thaten es 1830, als ein Gewittersturm über ganz Europa zog, sie thaten es 1846, als die Welt im tiefsten Schlummer lag und man nur das Rauschen der Courszettel hörte. 1848 im allgemeinen Brande der Welt blieben sie ruhig, bis auf einige Zusammenrottungen und Selbstaufstachelungen im Posenschen, wo die Priester den Fanatismus künstlich schüren mußten, zu dem sich niemand mehr von selbst aufschwang. Diese Thatsache hat die Polen vor uns herabgesetzt. Sie imponirten uns nicht mehr, sie ließen unsere Phantasie kalt und so erkältete sich für sie auch unser Herz.

Die wahren Ursachen dieser auffallenden Erscheinung sind aber nicht hinlänglich genug gewürdigt worden. Warum sind die Polen nicht aufgestanden? Möglich, daß hier und dort der Widerstand zu gewaltig, im eigentlichen Königreich unüberwindlich war. Aber am meisten unterließ man die Gewaltthätigkeit nur deshalb, weil man des Blutes endlich glaubte überhoben zu sein. Man sah eine Erhebung Europas, eine Erhebung nicht der niedergehaltenen Leidenschaften, sondern der gesunden Vernunft und der Gerechtigkeit! Man sah Louis Philippe und Metternich nicht durch Gewalt stürzen, sondern wie von selbst gehen. Man glaubte, eine achtzigjährige Märtyrerschaft würde sich mit der Glorie des Sieges von selbst krönen. Und kamen nicht alle Zeichen zusammen, die Polen in diesem Glauben zu bestärken? Eine französische Republik, die den Grundsatz der Völkerverbrüderung ausruft, die Freiheit Italiens, die Menschenrechte selbst in Wien erklärt, ja Preußen sogar die Polen aus den Ge=

fängnissen befreiend, Berlin sich an den Wagen spannend, der die Polen im Triumph durch die Straßen zog, die polnischen Farben geduldet, geehrt, ein Commissar des preußischen Königs, Willisen, mit dem Auftrag, die mögliche Wiederherstellung der polnischen Freiheit durch die Garantie der Sprache und Nationalität vorzubereiten, dazu der Krieg mit Rußland unvermeidlich scheinend — wer verdachte da dem weißen Adler, daß er sich nicht mit Gewalt von der russischen Kette losriß? Es geschah nicht, weil es nicht nöthig schien. Da aber, als es doch nöthig wurde, war es zu spät geworden.

Tiefer noch liegt ein anderer Grund. Man glaubt, die polnische Lebenskraft und der Trieb nach Selbstständigkeit sei erloschen. Thörichter Wahn, von dem wir bei einem russischen Thronwechsel und den zukünftigen Verwickelungen des großen moskowitischen Reiches noch einst zurückkommen werden! Westliche Erschütterungen, die dem Polen erlauben werden, nachzuholen, was er jetzt versäumte, werden keine mehr kommen, er wartet auf östliche. Und dann wird sich zeigen, was in den polnischen Gemüthern gährt und sie eine Weile lähmen konnte. Es ist dies die Reflexion über die künftige politische innere Gestaltung Polens. Im Jahre 1830 erhob sich das reine Vollblut der sarmatischen Aristokratie. Dies ist seit achtzehn Jahren durch die französische Emigration verdünnt. Polen ist unschlüssig über seine künftigen politischen Formen. Der Adel hat nicht mehr, wie sonst, die Initiative seiner Schicksale und die Demokratie ist noch nicht ausgebildet genug, weil sie überhaupt nur auf Bildung fußen kann, die sich beim gemeinen Volk nicht findet. Die Polen haben an kriegerischer Elasticität verloren, seitdem sie sich in principiellen Gährungen befinden. Mieroslawski gehört nicht mehr zu den Chlopickis, Uminskis, Dwernitzkis, jenen alten napoleonischen Militairs, die der Unmuth über militairische Zurücksetzung zu Politikern machte. Dieser junge Held ist von „des Gedankens Blässe angekränkelt, die Unternehmungen voll Mark und Nachdruck", nach Hamlet's Ausspruch, „aus der Bahn lenkt". Er kann sich künstlich die militairische Physiognomie nicht geben, die er und mit ihm

die polnische Jugend in den Hörsälen und bei der Lectüre der Schriften Mickiewicz's verloren haben. Darum aber, daß die polnische Bewegung aufhört, kriegerisch zu sein, hört sie selbst nicht auf. Sie hat in Posen eine kriegerische Entfaltung versucht. Diese gelang nicht, weil der alte Soldatengeist fehlt. Man versuchte künstliche Hebel, man kam auf den religiösen Fanatismus als solchen, und das Ende davon waren Gräuel, deren die Führer selbst sich schämen mußten und mit denen sie nicht hoffen konnten, eine heilige und gerechte Sache vor der öffentlichen Meinung Europas zu halten.

Aus all' diesen Erscheinungen hat blinder Unverstand, politische Intrigue, der zugaffende illusionsbedürftige deutsche Ultranationalismus das Ergebniß herausbekommen, daß die Polen weder der Freiheit würdig, noch bedürftig seien und daß, so wie so, Deutschland Ursache hätte, die Polenwirthschaft sich vom Leibe zu halten, und daß man eine Narrheit begehen würde, respective ein Nationalverbrechen, wenn man zur Wiederherstellung Polens die Hand böte. Auf dieser, an den Geist der Revolution von 1848 nicht hinanreichenden Höhe steht bei uns jetzt die Polenfrage.

Die Polen lieben? Wer verlangt das? Ich liebe sie wenig. Ich finde sie in der Geschichte schwankend, wetterwendisch, oft treulos. Die Gegenwart zeigt sie uns, wie sie so kommen und gehen, von einer liebenswürdigen Oberfläche, leichtsinnig — slavisch. Aber bei allem Stolz auf mein Germanenthum, der ja selbstverständlich ist, was giebt mir ein Recht, meine persönliche Empfindung zur Richterin über die Schicksale anderer Völker zu machen? Man kann kaum in der öffentlichen Meinung Europas unbedeutender dastehen, als der Deutsche, den man in Frankreich plump, in England ungeschickt, in Italien geschmacklos, in Rußland, sage Rußland, dumm, ja sogar in der stammverwandten Schweiz unausstehlich findet, und doch sind wir mit uns im höchsten Grade zufrieden und glauben, das berühmteste und eigentlich das beste Volk der Erde, die Augenweide Gottes zu sein. Wer wird uns freilich da verdenken, daß wir auf die Annahme unserer Vortrefflichkeit auch unsere politischen Ansprüche begründen? Die Polen mögen ein leichtsinniges

Volk und, wie Herr Jordan in Frankfurt gesagt hat, eigentlich nur zum Polkatanzen da sein, was haben wir für ein Recht, uns zu Schulmeistern der Völker aufzuwerfen?

Die Griechen sollen eben so wenig taugen, wie die Polen, und doch hat die Welt einmal für jenes „Diebs- und Raubgesindel" geschwärmt. Man sagt, der polnische Bauer, den man oft mit dem „Vieh" verglich, wäre zur Freiheit nicht reif und wolle sie nicht. Das Vieh will nur seinen Trog gefüllt haben, Wasser saufen und schnarchen, das ist wahr. Und doch soll der Protest der polnischen Bauern gegen polnische Wiederherstellung etwas entscheiden? Der Materialismus, vom feinsten Grade herab bis zum plumpsten, hat nie eine politische Meinung gehabt, und wenn er eine hat, so gilt sie dem Denker nicht. Sie gilt in Neapel auf dem Toledo nicht, sie gilt in den diplomatischen Salons nicht, sie gilt in den Loyalitätsadressen der märkischen Bauern nicht, sie gilt uns in den Todtschlägereien der Galizier nicht. Zugegeben, der polnische Bauer in Posen will aus wirklicher bewußter Speculation lieber bei dem geordneten Preußen, das seine Landräthe und seine Gensdarmen hat, bleiben, als sich in den ungewissen Strudel einer Neugestaltung seines Vaterlandes stürzen, ist es nicht zu allen Zeiten so gewesen, daß die Geschichte für ihre leitenden Ideen nicht nach der Kopfzahl gefragt hat? Eine Demokratie, eine Abstimmung nach der Majorität, wenn diese nicht auf wirkliche gereifte politische Intelligenz begründet ist, bleibt ewig ein Verlust für das Edlere. Die Warnung, die man den Demokraten zurufen muß, nicht zu tief nach unten hin die Massen zu befragen, gilt auch in diesem Falle. Läßt man die polnischen Bauern abstimmen, so bleibt die Theilung Polens, wenn nur das Korn gedeiht, aus dem man Spiritus brennt. Gewisse Schichten müssen zur Freiheit gezwungen werden; das gilt in Neapel, in Polen, in Westphalen und Pommern, so gut wie es einst in Frankreich galt, nur mit dem Unterschied, daß wir an die Stelle der Guillotine den Unterricht, die Aufklärung, edle Thaten setzen wollen.

Ueber Polens Theilung läßt sich eben so wenig etwas Neues sagen, wie über die Nothwendigkeit seiner Einigung.

Wenn jene Theilung den Herren von der Frankfurter Rechten ein Fait accompli ist, dann war auch der Bundestag ein Fait accompli. Leugnet man die Nothwendigkeit der Reformen, so leugnet man die Nothwendigkeit der gesegneten Umwälzungen, die wir in diesem Jahrhunderte erlebten. Daß die Reihe an Polen spät kommt, schmälert die Berechtigung nicht. Wie kommt es nur, daß wir Alles vergessen zu haben scheinen, was uns seither so fest stand für dies unglückliche Land, wie ein mathematischer Satz? Polen schien uns das nächste Anrecht zu haben, vom Sturze Louis Philippe's, Metternich's und des alten Bundestages Vortheile zu genießen. Die Gewalthaber sind gestürzt und es entstehen neue! Ein Volk, das nicht nöthig hat, mit seiner Bürgerzahl zu geizen, wird so genau und rechnet! Es ist gewiß wahr, man sieht es hier, gerade Reichthum erzeugt den Geiz. Als wir arm waren, Bettler in den Augen Europas, fühlten wir für die Armen und Bettler. Jetzt, mit unserm Parlament, glauben wir große Herren zu sein, und gleich rufen wir: Beati possidentes! Posen wurde in den deutschen Bund aufgenommen, trotz des polnischen Einspruches. Wir rissen an uns, was wir haben konnten! Wieder die obige Thatsache, daß wir unsere Kraft nicht daheim zu stärken wissen, sondern an den Grenzen es wollen. Wir fühlen, daß das innere Band locker ist, so lange der Rest der Feudalzeit, unsere Staatenzersplitterung, andauert, und da stützen wir uns auf Anmaßung nach Außen, wir, die wir durch die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverwesers die Kraft, auch nur die kleinste unserer heroischen Beschlußnahmen in's Werk zu setzen, so gut wie aus der Hand gegeben haben!

Was im März möglich war, läßt sich im October nicht nachholen. Der Augenblick ist vorüber. Aber er wird wiederkommen. Was hätte im März geschehen können? Preußen gab Posen frei, Oesterreich Krakau und Galizien — und der Czaar? Man weiß, daß er die Nachricht vom Sturz Metternich's und die Revolution Preußens mit entsetzensstarrer Miene empfing. Er war auf jede Umwälzung in Frankreich, auf keine in Deutschland gefaßt. Er hätte sich

zu nichts Anderm entschlossen, als zur friedlichen Wiederherstellung eines vielleicht von einem Eidam regierten Polen; er hätte den Fehdehandschuh, der ihm im März von ganz Europa wäre hingeworfen worden, nicht aufgenommen. Polens Wiederherstellung zwingt uns, unsere ganze große germanische Kraft zusammenzunehmen und durch die That das zu werden, was wir jetzt in Frankfurt nur durch einen künstlichen Mechanismus sind, der nicht lange Stand halten wird.

Polens Wiederherstellung, die früher oder später, ohne oder mit uns, kommen wird, zwingt uns, die letzte Hand an die völlige Zerstörung unserer feudalen Reste zu legen. In Deutschland leimen wir hier, leimen wir da, flicken diese Spalte, stopfen jenen Riß. Was ist das Alles gegen das volle, ernste Janusgesicht der Zukunft? Gegen den gewaltigen Orkan, der noch einst aus allen Gegenden der Windrose gegen uns anstürmen wird? Wie und wo sind wir geschützt gegen die neuen Stellungen, in welche wir zu den Völkern gerathen müssen, die unsere Nationalität bisher nur für einen „geographischen Ausdruck" gehalten haben? Unsere Flotte wird die Eifersucht der Seemächte, unsere Kaiserträume werden Frankreich reizen, unsere radicalen Verfassungen nähren den Haß Rußlands. Und wenn wir uns noch auf die Einigung unserer kleineren Bestandtheile beschränken dürften; aber Oesterreich und Preußen setzen uns fortwährend der Gefahr aus, in die allgemeine europäische Politik verwickelt zu werden. Um uns gegen alle diese Stürme in friedlicher Vorsicht freie Dämme zu bauen, dazu wird es nicht an Material fehlen, wol aber an mächtigen und entschlossenen Händen. So ist nur zu hoffen, daß uns einmal die Noth zum Rechten führt. Wir werden einmal in die Lage kommen, von den Völkern Europas so bedrängt zu werden, daß wir Nationalität und Freiheit zu verlieren fürchten müssen. Wie wir uns dann helfen, mag sich aus der ernsten Betrachtung dessen, was wir seit den Tagen des Februar und März in diesem Jahre erlebten, von selbst ergeben. Jede politische Wahr-

heit, wenn sie nur klar in den Gemüthern vorbereitet liegt, wird, wenn ihre Stunde kommt, von selbst zur That.

Unsere politischen Zustände in den letzten Jahren machen sich eigenthümlich genug dadurch kenntlich, daß man erst jetzt erfahren hat, wir hätten von einer Seite her, wo wir es kaum ahnten, mit freisinnigen Geschenken überrascht werden sollen. Wenn Herr von Radowitz, derselbe katholische Diplomat, den das protestantische Preußen zur Aufklärung aller politischen und halbkirchlichen Wirren bis 1847 benutzte, jetzt plötzlich von Reformen erzählt hat, die der König von Preußen in Wien zugestanden wissen wollte, so beweist gerade der Umstand, daß wir über solche Mittheilungen wie aus einem Traume fielen, daß unsere politischen Hoffnungen so gut wie vernichtet waren. Das muß schon ein schlimmer Zustand sein, wenn der Kranke an der Genesung, der Unglückliche an jeder Rettung verzweifelt. Wie konnte auch nur ein Lichtstrahl noch in unsere Seele fallen! Der Druck der Eichhorn-Thiele-Falkenstein-Abel-Blittersdorf-Dü Thil-Kette, die sich durch ganz Deutschland zog, ließ um so weniger Hoffnungen aufkommen, als die materiellen Interessen eine leidliche Befriedigung fanden und eine Menge geschichtlicher Nebenfragen, besonders die religiösen, die Gemüther so beschäftigten, daß diese für die Hauptsache fast die Aufmerksamkeit verloren. Preußen sorgte dafür, daß die öffentliche Meinung immer einen kleinen Stoff zur Discussion hatte. Denn bald wurde dieses, bald jenes Experiment versucht. Frankreichs eigene Erschlaffung schien Deutschland angesteckt zu haben, und was Italien an Anregung bot, kam gerade nur unserm kirchlichen Hader zu Gute, der bei uns leider von je die Störung des politischen Strebens geworden ist und es auch jetzt, wo man mit Gewalt die Fragen über Kirche, Schule, Staat in den Vordergrund drängt, leicht wieder werden könnte. Es wird dies aber nicht gelingen. Denn wir erleben den merkwürdigen Fall, daß die radicale Parthei mit der conservativen, freilich aus völlig entgegengesetzten Ursachen, vorläufig über die Kirche Hand in Hand geht.

Das hierarchisch-pietistisch-mittelalterliche System brach beim Februarsturme wie ein Kartenhaus zusammen. Es brach nicht

einmal durch die Kraft des Volkes, nicht durch die Schwäche der Minister, es brach größtentheils zusammen durch die Besorgnisse der Fürsten, die sich plötzlich auf ihren größeren und kleineren Thronen isolirt fanden und vor dem Gespenst der französischen Republik erschraken. Wir haben in dieser Sphäre wenig Charakter, wenig Hochherzigkeit erlebt. Die Fürsten, um sich zu erhalten, wiesen durch die eine Thür ihre alten Freunde von sich und ließen durch die andere ihre ehemaligen Gegner ein. Politische Charaktere, sonst von ihnen verfolgt, wurden als Retter begrüßt. Man muß gestehen, eine Wiederholung solcher Charakterlosigkeit wird einen nicht kleinen Theil unserer Dynastieen stürzen. Raubt sie ihnen doch jenen Nimbus der Ehrwürdigkeit, womit die Völker hin und wieder die Monarchen noch bekleidet glaubten. Der Contrast des im Kerker von Kassel schmachtenden und dann zum Bundestagsgesandten ernannten Jordan ist für die Rettung des monarchischen Princips gewagt. In England erträgt man Aenderungen des Systems und bleibt bei allen Wandlungen herrschender Regierungsideen ein guter und ehrlicher Monarchist; aber in Deutschland, wo man bei jeder kleinen Staatsaction hinten auch sogleich die Hand des Fürsten sieht und über persönliche Gesinnung und Meinung des Hofes durchaus keinen Zweifel haben kann, in Deutschland untergräbt ein Sturm, wie dieser letzte, wenigstens unsere winzige Vertretung des großen und ehrwürdigen Begriffs der Monarchie für immer. Denn man kann monarchisch gesinnt und doch überzeugt sein, daß die deutsche Zersplitterung der Fürstengewalt, dieser Rest der Feudalzeit, dem monarchischen Begriff mehr schadet, als nützt.

Das Volk hat über Alles, was seither geschehen ist, noch zu wenig nachgedacht. Es hatte erst seine Freude am Sturz der alten Räthe und Minister, dann die noch größere, seine Märtyrer plötzlich hervorgezogen, geehrt, mit Würden bekleidet zu sehen. Einer der zu tief gedemüthigten Fürsten dankte ab, andere ließen eine gleiche Absicht erkennen, im Grunde aber verschwanden die regierenden Herren vor dem Triumph, den das Volk über den Sturz der Ministerien und die Demüthigungen des Militairs und Adels feierte. Nun drohte

die sogenannte „Anarchie". Man konnte nicht in Abrede stellen, daß hier und da das Eigenthum gefährdet war, der Begriff einer Republik verbreitete sich unter den Massen wie die Vorstellung von einer allgemeinen Aufhebung jeder bindenden Verpflichtung. Da klammerte sich denn das Bedürfniß der „Ordnung" in allen kleineren und größeren Staaten Deutschlands an die einstweilige Nothwendigkeit selbst der Duodez-Monarchie, und so hat die Furcht vor der Republik aus unsern Fürsten vorläufig noch eine doctrinaire Formel gemacht, die mit Beseitigung aller Persönlichkeit, (denn die Minister und die Kammern regieren), die Bürgschaft der Ruhe und wenigstens des Hausfriedens sein soll. Ja, als erst die „deutschen" und sonstigen loyalen Vereine gestiftet wurden, wo die Hofschneider und Hofhandschuhmacher, auch Hofschauspieler, das kühne patriotische Wort führten und gesinnungsvolle Adressen erließen, da sind die frischesten und nothwendigsten patriotischen Ideen, z. B. die Einigung aller sächsischen Fürstenthümer in einem einzigen Thüringen, an der Localagitation der kleinen Residenzen und leider auch an der conservativen Wendung, die das Frankfurter Parlament nahm, gescheitert.

Man täusche sich aber nicht! Die zur Stärkung unserer Volkskraft nothwendige Reduction unserer Dynastieen wird jetzt so ausgesprochen, wie seit 1830 die nothwendige „Vertretung des deutschen Volkes am Bundestage" ausgesprochen wurde. Als der Sturm hereinbrach, hatte man seinen fertigen Begriff und rief ihn in's Leben. Wilhelm Schulz wurde zur Festung verurtheilt, weil er die Nothwendigkeit eines deutschen Parlaments bewies. Jetzt ist er Mitglied desselben. Wir wollen, ohne Aufreizung, in aller Ruhe die Nothwendigkeit unseres Grundsatzes, als Lebensfrage des deutschen Volkes, entwickeln und knüpfen zunächst an die Ereignisse selbst, ihre Ursachen und ihre Lehren, wieder an.

In Heidelberg traten süddeutsche und rheinländische Deputirte zu Beschlüssen zusammen, denen sich ohne Zwang, ohne Nöthigung, rein durch die moralische Macht des Augenblicks, alle Regierungen unterwarfen. In Frankfurt sammelte-

sich ein Vorparlament, dessen Beschlüssen sich wiederum niemand zu widersetzen wagte. Gegen den Fünfziger-Ausschuß regte es sich schon hie und da und manche reactionäre Stimme sprach schon beim Zeitungslesen: Was die sich Alles herausnehmen! Aber die Regierungen entzogen sich der moralischen Oberherrschaft dieser im Moment der Revolution einzig berufen und gesetzlich scheinenden Behörde nicht und die Wahlen zum Parlamente wurden überall, mit Ausnahme des schon damals sich zweideutig zeigenden Oesterreich, in Vollzug gebracht. Wie sind die Wahlen ausgefallen? Nicht gut. Da man kaum wußte, was in Frankfurt beschlossen werden sollte, da man zu gleicher Zeit auch in Preußen zur Vereinbarung einer Verfassung tüchtige Männer aufzufinden hatte, ebenso in Bayern, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Oesterreich wählen mußte, so ließ man nach Frankfurt meistens Männer gehen, denen man auf fremde Empfehlung und früheres Renommée hin Vertrauen schenkte. So kamen zwar berühmte Namen nach Frankfurt, aber wenig politische Köpfe, dazu eine große Anzahl abhängiger Beamte, wenig unabhängige Männer aus dem Volke. Constituirende Fähigkeiten brachten Einige mit, nicht aber den Muth, der dazu gehörte, dem Vaterlande die gefundene neue Form wirklich zu geben; sehr Wenige die Entschlossenheit, daheim für das, was diese Weihestunde der deutschen Geschichte bringen sollte, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Es kamen Männer nach Frankfurt, die wie Herr von Raumer öffentlich gesagt hatten, sie wüßten nicht, was sie sich unter einem Frankfurter Parlament denken sollten, wie Fürst Lichnowsky, der, wie in einer Vorahnung seines traurigen Schicksals, auf seinen Gütern Alles aufbot, nur nach Berlin gewählt zu werden, der in öffentlicher Rede das ganze Frankfurter Einigungsproject mit allen Sarkasmen der Verachtung überschüttet hatte und den seine Bauern, gerade wie zum Tort, statt nach Berlin nach Frankfurt schickten; Männer endlich wie Jahn und Arndt, die nur in Reminiscenzen leben; kurz, es war bald vorauszusehen, daß man ein leidlicheres Surrogat für den Bundestag gefunden hatte und daß man nur eine fügsamere Einheit des Bestehenden suchen würde. Es scheint fast, als würde das

ganze Ergebniß der dort erzielten Schöpfung auf Etwas hinauskommen, was man allenfalls „den alten Bundestag mit parlamentarischen Umständen" wird nennen können. Und durch die Wahl des unverantwortlichen Reichsverwesers scheint zunächst nichts gewonnen, als ein Stellvertreter des ehemaligen „Bundespräsidialgesandten". Oder will es das Schicksal doch noch anders?*)

Zu einer solchen Endschaft, wenn sie möglich wäre, hatte uns selbst der Entwurf der siebzehn Vertrauens-Männer nicht berechtigt. Man hat den Dahlmann'schen Entwurf der Reichsverfassung mannigfach verurtheilt, aber wenn man gezwungen ist, jetzt an ihm eine gewisse Kühnheit, einen Schwung ordnender und neuschaffender Organisation anzuerkennen, so beweist dies eben, wie weit wir schon in unsern Erwartungen zurückgegangen sind. Man möchte das Parlament auffordern, sich zu beeilen, diesen Entwurf zur Abstimmung zu bringen. Denn wenn wir Friede behalten und die Reichsversammlung nach wie vor fortfährt, praktisch zu regieren, werden die Einzelregierungen soviel Rückhalt, so viel Gelegenheit zu Bedenken und Einsprüchen gewinnen, daß das, was uns im Monat Mai als zu wenig erschien, sich im Monat October schon als zu viel erweisen dürfte.

Das Fehlerhafte an dem Dahlmann'schen Entwurf war, daß man ihn eine sogenannte Superfötation nennen muß. Auf das Gebilde Deutschland, wie es durch Natur, Geschichte, Recht oder Unrecht vorhanden ist, soll noch die Kunst eine neue Organisation pfropfen. Deutschland, ohnehin schon formenreich genug, reich an Auswüchsen, Ueberbeinen und Höckern, soll aus seiner allerdings treibenden, vollsaftigen, blutreichen Kraft noch eine neue Bildung ansetzen, die wahrscheinlich aus nichts als — Knorpel und Zellengewebe bestehen würde. Der Muth dieses Dahlmann'schen Entwurfes, dem bestehenden Deutschland noch etwas völlig Neues und nichts Gewöhnliches zu bieten, ist an ihm das Beste. Die Absicht war festzuhalten wie mit ehernen Händen. Aber die Ausführung

*) Spätere Anmerkung. Erst am 25. Januar 1849 wurde das deutsche Kaiserthum beschlossen.

scheitert an Unmöglichkeiten und vor allen Dingen am Nicht=
erzielen des eigentlichen Zweckes selbst. Denn welches war
dieser Zweck? Dem deutschen bisherigen Staaten= und Länder=
begriff eine nationale Klarheit und Festigkeit zu geben, die
deutsche Einheit nicht blos auf dem Papier hinzustellen, son=
dern sie auch praktisch ausführbar zu machen, sie nicht blos
als einen Wunsch, als eine Nothwendigkeit auszusprechen,
sondern Formen zu erfinden, die uns aller Gefahr, jenes
große nationale Ziel zu verfehlen, überheben. Durch den
Ausbau einer neuen Fürstenmacht ist aber diese Gefahr nicht
vermindert. Den deutschen Fürsten kann nur das Gegenbild
des Volkes imponiren. Ein „Kaiser" imponirt ihnen nicht.
Die Einheit, die wir durch unsere Fürsten anstreben, kennen
wir seit dem ersten Wahltage von Rhense. Die neuesten Er=
fahrungen lehren uns schon, was wir sogar noch in dieser
Stunde, wenn nur um ein Weniges die drohende Haltung
des Volkes nachgelassen hat, von unsern Fürsten zu erwarten
haben. Ist Bayern für die Centralgewalt kühl, so wird
Preußen feurig; ist Preußen kühl, so wird Bayern feurig!
Ist ein Geschichtsforscher, wie Dahlmann, nicht belehrt wor=
den, was seit drei Jahrhunderten unsere Nation gehalten, ge=
hoben, verbunden hat? Nichts, was von den Fürsten, Alles,
was vom Volke kam. Im dreißigjährigen Kriege zerfleischten
sich weit weniger die Leidenschaften der Volksstämme, als die
Eifersüchteleien und Gleichgewichtsinteressen der Fürstenhäuser.
Während diese in der folgenden Zeit nur an die Befestigung
ihrer Souverainetät dachten, Bündnisse mit dem Auslande
nach allen Seiten hin schlossen, auf alle Throne Europas
durch Heirathen zu kommen suchten, auf den spanischen, eng=
lischen, russischen, polnischen Thron, und dafür das Mark
ihrer kleinen Länder aussogen, einigte sich das deutsche Volk im
Geist der Wissenschaft, Kunst, Sprachbildung, Geschichts=
forschung, Poesie. Was hat uns damals, als Deutschland
nach der Schlacht von Jena in tiefste Erniedrigung fiel, ge=
rettet und gehoben? Was anders, als das erstarkende Ge=
fühl unserer von aller politischen Gestaltung unabhängigen
Nationalität? Wir abstrahirten von unseren Dynastieen und
fanden uns nur in uns selbst wieder. Was hat nach dem

Wiener Congresse statt der künstlichen Einheit durch den Bundestag anders die wahre Einheit des Geistes in uns genährt, als die Verbrüderung der Stämme und die vielen, vom Volk ausgegangenen gemeinsamen Vereine und mannigfachen Gesammtzwecke? Und wonach anders werden wir in jeder Noth und Gefahr des Vaterlandes greifen, als nach dieser moralischen Kraft unseres geeinigten Volkes? Dieser nun ausgebildete Factor in der Geschichte Deutschlands ist allerdings neu*), ist eine Frucht des vorigen und unseres Jahrhunderts, aber die einzige, die uns noch wahrhaft erquickt. Alles Andere sind vorübergehende Schutzmittel. Hier ist das, was unsere Hoffnung aufrecht erhält. In nichts Anderem finden wir eine Bürgschaft. Und auf diese moralische Eroberung des deutschen Geistes mußte die neue Verfassung des Vaterlandes begründet werden. Wie sich einmal die deutsche Geschichte seit einem Jahrtausend abgesponnen hat, kann, unbeschadet alles dessen, was hie und da in seiner alten Formirung verbleiben mag, der Souverain des Ganzen nur das deutsche Volk selbst sein. Diese Nationalität muß uns die Garantie gegen äußere und innere Feinde werden. Ihr in der Centralgewalt einen Ausdruck geben, den vollkommensten und entsprechendsten, der sich finden läßt, das war und ist die Aufgabe der Frankfurter Versammlung.

Der Proceß des Nachdenkens, den der Politiker hier anzustellen hatte, war sehr einfach. Es ist völlig gleichgültig, ob derselbe Vorliebe für Republik oder Monarchie hat, er konnte nur einfach sagen: Ich will aus dem Deutschland, wie es ist, die Factoren seiner Kraft ziehen, ich will die Quintessenz des Volks- und Staatslebens, wie es da vor mir gährt und siedet, von allen Zufälligkeiten ausscheiden; was bleibt übrig? Das Einzige, was wahrhaft bindend und flüssig, weich und von der Hand des Gesetzgebers bildsam ist, das ist das im Volk liegende Nationalgefühl. Alles Andere ist zähe, spröde, unzuverlässig. Der Auszug aller edlen Kräfte des Vaterlandes ergab für die Centralisation die Nothwendigkeit, sie einzig und allein auf die Souverainetät des deutschen Volkes

*) Er bewährte sich zum ersten Male 1870.

zu begründen. Man vergesse bei diesem Worte diesmal die gewöhnlichen Streitigkeiten der Schule; man verbleibe immerhin bei seinen alten Lehrsätzen und Protesten gegen diesen Begriff, er ist in unserer Frage ein völlig anderer, als auf dem Katheder, wenn man über die Politik Plato's oder Montesquieu's spricht. Die Souverainetät des deutschen Volkes erscheine uns hier nur als ein Begriff a posteriori, ein Erfahrungssatz der Geschichte, den wir aus der eigenthümlichen Lage, historischen, geographischen, politischen Bedingung Deutschlands herleiten müssen. Wer kann ihn bestreiten? Welcher Fürst könnte das Interesse seiner Dynastie, die mit dem deutschen Reiche 1803 hätte entweder aufhören oder gemodelt werden müssen (denn wo es keinen Süzerain giebt, giebt es keine Vasallen mehr), welcher Fürst, sage ich, könnte seine Sonderinteressen diesem Satze noch gegenüber stellen? Die Souverainetät des deutschen Volkes bedingt die Sorge für seine Einheit, seine Untheilbarkeit, seine Kraft, seine Solidarität eines Stammes für Alle, aller Stämme für einen. Und welches ist die Form, die praktische Handhabe für einen solchen Satz? Doch ohne Zweifel nur eine rein demokratische.

Man hat gesagt, die republikanische Form der Centralgewalt würde allmälig die bestehen bleibenden einzelnen Monarchieen untergraben. Wodurch wäre dies nothwendig? Man hat diejenigen, welche für die haltbare Gesammtform Deutschlands nur eine republikanische anerkennen müssen, zugleich als Localrepublikaner, d. h. Feinde der Monarchieen von Berlin, Dresden, München u. s. w. dargestellt; das ist falsch, eine jesuitische Entstellung. Ein Vaterlandsfreund wird nie einsehen, welche Benachtheiligung des Königs von Bayern darin liegen sollte, daß, weil dieser einmal über einen deutschen Volksstamm, der am gemeinsamen Vaterlande seinen wahren Stolz und seine wahre Genüge findet, herrscht, er von einem — bürgerlichen Präsidenten der „Vereinigten Staaten Deutschlands" erfahren kann, welches der gemeinsame Volkswille ist? Im Grunde müßte ihm eine Weisung von einer solchen Macht willkommener sein, als von einem Prinzen des Hauses Hohenzollern oder Habsburg. Unselige, trostlose Verblendung, die aus monarchischer Servilität das wahre Interesse des Vater=

landes auf's Spiel gesetzt und durch Erschaffung einer neuen fürstlichen Gewalt die Eifersucht der deutschen Höfe und leider auch der Stämme aufwiegelte! Die erste Freude, die man bei der Wahl eines fürstlichen Reichsverwesers an allen Höfen, besonders in den Theilen der Schlösser, wo die unverbesserliche, aristokratische und reactionaire fürstliche Damenwelt ihr Wesen treibt, empfand, wird den Dynastieen bald vergällt werden. Die Einigung Deutschlands wird sich in dieser Form als eine Unmöglichkeit erweisen.

In Deutschland, unter dreißig auf sich eifersüchtigen Fürsten, giebt es nur zwei Wege, zur Einigung zu kommen. Entweder, der Mächtigste der Fürsten tritt an die Spitze und zwingt die andern, ihm zu gehorchen. Oder, wo dies nicht möglich ist, (und durch Preußen ist es nicht möglich, weil seit 1815 dieser Staat zurückgegangen ist und seit 1840 diesen Rückgang, statt ihn wieder gut zu machen, eher verschlimmerte *)) wo dies nicht möglich ist, da muß ein Bevollmächtigter des gemeinsamen Nationalinteresses an der Spitze stehen, ein nichtfürstlicher Präsident, dessen Handlungen und Entschließungen dem Parlament, sonst niemanden, verantwortlich sind. Welche Gefahren würden denn daraus den Thronen von Wiesbaden, Kassel, Hannover, Strelitz, Dessau erstehen? Durch einen in Frankfurt gebietenden Fürsten sind sie weit mehr gefährdet; denn es könnte sich ihnen, wenn dieser ausgezeichnet und unternehmend wäre, bald die Theilnahme ihrer „Unterthanen" abwendig machen. Und dennoch ziehen diese Throne eine fürstliche Centralgewalt vor! So eingewurzelt ist die Abneigung vor der Volkskraft, so stark ist das dem Blut eingeimpfte Vorurtheil der Race! Aber gerade vor dieser Racengesinnung wollen wir uns schützen, sie ist die eigentliche Feindin des Volkswohls und gefährlicher, als verkehrte poli-

---

*) Spätere Anmerkung. Es bedarf keiner besondern Ausführung, wie sich durch den Tag von Damaskus, der einem energischen Charakter über die Sphäre, in der er bisher gelebt und gewirkt hatte, aufgegangen war, Alles verändert hat. Denn das ist es. Der ehemalige „Junker" Bismarck-Schönhausen lernte den Werth des Eckteins kennen, den die Bauleute (alte Diplomatie und Bureaukratie) verworfen hatten.

tische Principien. Und sobald wir nicht dahin gelangt sind, daß auf den Einzelterrains Deutschlands die Macht des Adels, die gesellschaftliche, conventionelle Anmaßung dieser Kaste gebrochen ist, sobald nicht die Fürsten gelernt haben, auch für ihre Erziehung, ihren Umgang, das Leben an ihren Höfen sich auf Bürgerlichkeit zu stützen, so lange sehe ich nichts wahrhaft Besseres für unsere Zukunft kommen. Die hohen Herren werden leider immer vorziehen, unter einem fürstlichen Reichsverweser das Vaterland zu verwirren, als unter einem bürgerlichen Präsidenten es zu stärken und zu einigen!

Ueber solche traurigen Thatsachen siegt jedoch die Macht des Augenblicks. Besitzen wir diese noch? Man schiebt das Verfassungswerk von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf. Man wird zuletzt weniger zu Stande bringen, als was noch Dahlmann für möglich hielt. Oder belehrt uns der provisorische Versuch eines Bessern? Gleicht die Macht des Parlaments einer scharfen Waffe, die, selbst in der friedlichsten Absicht getragen, doch durch den Zufall, wie jetzt die dänische Frage zeigt, plötzlich gefährlich werden kann? Selbst im Kinderspiel kann man sich mit einem Instrumente schneiden, und die Begebenheiten, die man vermeidet, machen sich von selbst. So hat das Parlament seine Consequenzen, die es nicht ahnt, und ich vermuthe sehr, die bürgerliche Präsidentschaft ist vielleicht reifer, als man geglaubt hat. Für eine Kaiserkrone wird der Reichsverweser so viel Schwierigkeiten, sie mit fürstlichem Anstand zu tragen, finden, daß er sicherlich vorzieht, wieder seinen Tirolerhut aufzusetzen und zurückzukehren auf seine Gemsjagd nach Steiermark.

Soll die Centralregierung der Ausdruck der gemeinsamen Nationalinteressen sein, so wird ihr eine Vertretung der Fürsteninteressen in einem Gesandtenrathe gegenüber- und eine Vertretung der Volksinteressen in einem hoffentlich untheilbaren Parlament zur Seite stehen. Ob die Mitglieder des letzteren direct oder aus den einzelnen Ständekammern gewählt werden sollen, kann Gegenstand einer Erörterung werden. Jene Form sichert dem Parlament eine Zuströmung immer frischer Kräfte und die Vermeidung bureaukratischer Abstumpfung. Diese giebt ihm mehr Zusammenhalt und

Einverständniß mit den bestehenden Verfassungen. Wenn die constituirende Versammlung es durchsetzt, der Reichsgewalt die Befugnisse zuzuwenden, die der Dahlmann'sche Entwurf in Anspruch nimmt, so kann sie sich Glück wünschen. Zu rathen wäre dabei, daß die Abstimmung der Frage, wer die Reichsgewalt bekleiden soll, zuletzt gelassen wird. Denn erst ist die Gewalt selbst zu schaffen und dann zu übertragen. Entscheidet sich das Parlament für einen demokratischen Präsidenten, so wird die Intrigue Alles aufbieten, bei der Abstimmung über die Befugnisse desselben ihm, was nur irgend möglich ist, abzuhandeln. Schon die Unpartheilichkeit erfordert, daß dem deutschen Volke erst gesagt werde, was in Frankfurt regieren solle und dann erst, wer? Zu dem kühnen Aufschwunge der Phantasie, daß man mit Dahlmann das Kaiserthum ausriefe, wird man sich wol nicht mehr erheben. Man muß unter Anderm fühlen, daß man dadurch den Völkern Europas ein Beispiel nicht von Vaterlandsliebe, sondern von Nationaleitelkeit, nicht von Stolz, sondern von Ueberhebung geben würde.*)

Bis jetzt scheint es, als wenn die Pause, die man bis zur Erörterung der Verfassung gelassen hat, und das Provisorium mit seinen Folgerungen wider Willen der reactionären Parthei, der guten Sache des Vaterlandes und der Freiheit günstig gewesen ist. Zuerst schien dies freilich nicht. Die Parlamentsdebatten waren eben so verworren, wie ihre Resultate eher entzweiend als einigend. Ueber Italien, Polen wurde Unwürdiges geäußert, Halbes beschlossen. So lange es Principien galt, schienen einige, besonders preußische Terroristen, die Oberhand zu haben. Beklagenswerth war, daß der gefeiertste und berufenste Mann des Tages, Gagern, die Geschicke der Nation aus der Hand gab. Derselbe Mann, der noch auf Jahre der Mittelpunkt der denkwürdigen Bewegung hätte bleiben und die gewagten Schritte der Einigung persönlich hätte vertreten können, begnügte sich mit der Auf-

---

*) Spätere Anmerkung. Möge die im Auslande, in Versailles, geschaffene deutsche Kaiserkrone nicht der steten Erneuerung glorreicher Siege bedürfen, um die Nothwendigkeit ihrer Existenz zu beweisen!

gabe des Präsidentenstuhles! Und das in einer oft wilden Versammlung, wo man einen unerschöpflichen Fonds von Würde besitzen muß, um nicht in den Fluthen des Zankes unterzugehen! Sollte Gagern nicht gewußt haben, daß nichts mehr abnutzt, einseitig macht und depopularisirt, als ein Präsidentenstuhl? Dies Zurücktreten Gagern's, dies sich Aufsparenwollen für eine zukünftige Berechnung war weder ganz dem „edlen Charakter“ entsprechend, an dessen Feuergeist und flammende Vaterlandsliebe wir geglaubt hatten, noch war es der guten Sache förderlich. Denn die schwachen Combinationen, die bald zusammenbrechen mußten, aus Klugheit vorauszuschicken, hieß viel wagen und konnte große Gefahren bringen. Darauf kamen die Debatten über das Provisorium. Es zeigte sich zum ersten Male der eigentliche Kern der Gesinnungen. Schroffere Gegensätze mochten sich kaum in irgend einer berathenden Versammlung je angeblickt haben mit geballter Faust, trotziger Stirn, oft edlem Herzenserguß, Hochmuth wieder und im Durchschnitt mit Geist. Bedeutend war in diesem Kampfe Jeder, der eine Gesinnung hatte. Verächtlich nur erschienen jene weichen, lappigen Klugheitsmenschen, die sich bei jedem Votum umsahen, was man darüber zu Hause an der Spree oder Elbe sagen würde. Und diese breiigen Menschen, die nie im Feuer einer Discussion standen, meistens Beamte von semmelblondester Gesinnung, gaben leider in den meisten Fragen den Ausschlag, je nachdem sie von irgend einem Chefpräsidenten oder Staatsminister außer Diensten, der in Frankfurt das Parlament umspionirte, geleithammelt wurden. Die demokratische Parthei machte, in Erwartung, daß ein Fürst würde gewählt werden, den Fehler, gegen die Dreigewalt zu stimmen. Eine Dreigewalt war ein Provisorium und konnte so nicht bleiben, mußte geändert, mußte neu bestimmt werden; aber eine Eingewalt war der Anfang der Monarchie, war Dahlmann's Kaiser, derselbe Kaiser, den eben ganz Deutschland für unmöglich erklärt hatte. Drei Fürsten, ein österreichischer, preußischer, bayrischer, hätten nicht mehr, nicht weniger vermocht, als was der Reichsverweser vermögen wird, hätten keine „Huldigung“ am 6. August verlangt, hätten keine Rivalitäten

der Stämme aufgewiegelt, wären zum Schluß eine Unmöglichkeit längern Bestehens gewesen und hätten — die Bestimmung der Frage: Ob Monarchie? ob Republik? offen gehalten bis zum neuen Entscheidungskampf, unter veränderten Umständen.

Man wählte den Erzherzog Johann von Oesterreich. Im Grunde ist die Frage nach der persönlichen Befähigung dieses erlauchten Herrn, einen so schwierigen Posten zu behaupten, unwesentlich. Er sollte nur als Repräsentant dienen, jenes Fähnlein sein, das man auf einem vermessenen Felde aufsteckt zum Zeichen, hier werde künftig ein Haus stehen oder sich eine Eisenbahn schlängeln. Das deutsche Volk fand an den biographischen Lebensmomenten des Fürsten Gefallen. Erzherzog Johann kann sich bei seiner Frau bedanken; die Postillonsstiefel der Postmeisterstochter haben ihm mehr genützt, als das goldene Vließ seiner Ahnen. Selbst die Handwerksleute und Arbeiter, ganz erfüllt von ihrer Marotte, der socialen Frage, riefen: „Der weiß, wie dem gemeinen Mann zu Muthe ist!" Ach! lieber Himmel! Wie bedenklich waren die vielen verlornen Schlachten dieses ehemaligen Feldherrn, die Charakterzüge von Trotz und Eigenwillen, die man aus den Denkwürdigkeiten seines Bruders, des Erzherzogs Karl, nachweisen wollte; ja sein Exil im Steierlande verlor allen Nimbus der Märtyrerschaft, wenn man sich dachte, ein eigentlich nicht verbannter, sondern nur von der Eifersucht und dem Mißtrauen des kaiserlichen Bruders gefürchteter Prinz entschlägt sich so ganz der Schicksale Oesterreichs, daß er seinen Kohl und Rübenacker pflanzt und Metternich und die Jesuiten herrschen läßt, wie sie herrschen. Als einen Cincinnatus konnte Herr Stadtrath Demuth in Leipzig eine so bequeme Natur nicht begrüßen oder es müßte denn auch hier der aus dem Leben des Erzherzogs Karl hervorleuchtende Trotz und Eigensinn durch sein mit Consequenz durchgeführtes Exil und Zusammenleben mit dem Volke den mißtrauischen, Steierer, Tiroler Aufstände fürchtenden kaiserlichen Bruder in der Wiener Hofburg haben ängstigen und ärgern wollen. Eine Reise an den Rhein, nach Köln, der Stadt der Toaste, gewann diesem idyllischen hohen Herrn noch mehr Verehrer.

Man übersah an ihm den Zusatz „von Oesterreich". Der „kühne Griff" bedeutet wahrscheinlich dies anscheinend Zufällige, das man aber, in engeren politischen Kreisen, bald verrieth, wesentlich machen zu wollen. Es war mit einem Worte die verfehlteste Wahl von der Welt und hätte leicht das ganze Frankfurter Einigungswerk, mit allen seinen Ruhe und Frieden stiftenden Nebenzwecken, über den Haufen geworfen.

Der Name Oesterreichs muß für Deutschlands politische Zwecke ein- für allemal abgethan sein. Wir glauben das oben bewiesen zu haben, der Erfolg bestätigt diesen Glauben. Nur künstlich, nur mit der äußersten Anstrengung noch, nur durch die Furcht vor neuer Unruhe hält z. B. seit dieser österreichischen Wahl mit Preußen das deutsche Einigungswerk zusammen. Seitdem Friedrich II., ob aus rechtlichen oder unrechtlichen Gründen, ist gleichgültig, den Zauber des österreichischen Namens für Deutschland zerstört hat, seitdem (man lese nur Goethe's Jugendgeschichte) alles Kühne, Aufstrebende, Neuernde in Deutschland sich an den preußischen Namen knüpfte und Lessing seine Minna von Barnhelm schrieb, hatte Alles, was in Deutschland fortschreiten und sich bewegen wollte, nur für Preußen, Alles, was still stehen, für Oesterreich Sympathie. Daß Preußen diese hohe Mission, das Lenkseil des öffentlichen Geistes in Deutschland, aus der Hand verlor, schon mit Friedrich Wilhelm II. verlor, ist wahr. 1813 aber kam die erneuerte Brautwerbung, wenn man Deutschland die Braut, Preußen und Oesterreich die Freier nennen will. Preußen, der stürmische, jugendliche Bewerber, hatte wieder den Vorrang. Wahrlich, bei Arndt's, Schenkendorf's, Körner's Liedern hat sich kein Jünglingsherz, weder in Mannheim, noch Karlsruhe, noch München, Oesterreichs sonst ehrenwerthe Krieger gedacht! Die Kaiserkrone war ein Traum deutscher Jünglinge. Dachtet ihr, die ihr jetzt in Frankfurt Oesterreich eure Stimmen gabt, damals daran, das Haupt des Kaisers Franz damit zu schmücken? Ihr dachtet an den König von Würtemberg; Preußen hatte sich leider schon wieder dem deutschen Herzen entfremdet durch die unseligste Politik, die nur aus dem souverainen Hochmuth

und dem Mißbrauch kriegerischer Erinnerungen entstehen kann. So wie die Dinge am 20. März 1848 in Berlin standen, war es zu spät, daß sich Preußen an die „Spitze der Bewegung" stellte. Es hätte dies 1817 thun, 1830 nachholen, ja noch 1840 verbessern können. Die Sibylle des Zeitgeistes hatte ihre Bücher oft genug angeboten. Man hatte sie nicht gelesen, confiscirt, in's Feuer geworfen. Also auch Preußen war für den Augenblick unmöglich. War es aber Preußen, so mußte es auch Oesterreich. Sitzen so kurzsichtige Politiker in der Paulskirche, daß sie das nicht einsehen, so ist ihr Thun und Beschließen morsch und zerbrechlich.

Mit nichten ist der Erzherzog Johann von Oesterreich die harmlose Persönlichkeit, die man sich in ihm vorstellte. Er kam nicht von seinem Meierhofe nach Frankfurt, sondern aus den kaiserlichen Gemächern der Wiener Hofburg. Er hatte seit dem März an den Schicksalen seines Vaterlandes den lebhaftesten Antheil genommen, und wer wollte ihm verdenken, daß er die Liebe für den Ruhm und die Größe seines Hauses mit nach Frankfurt bringt! Sein Urtheil über die italienische Frage ist bekannt. Er wird österreichische Truppen nach Schleswig ziehen lassen, hofft dafür aber auch, Deutsche für Italien oder die delicaten und leicht verletzlichen Grenzen von Welsch Tirol zu gewinnen. Von einer eigentlichen volksfreundlichen, demokratischen und liberalen Gesinnung des Reichsverwesers ist nichts verlautet. Man kann versichert sein, daß er sämmtlichen Monarchen Deutschlands gesagt haben wird: „Erkennt mich als Bürgschaft der Ruhe und Ordnung Deutschlands an! Ich kann keine Erbmonarchie begründen, das wißt ihr ja; ich werde nirgendwo eure Rechte beeinträchtigen. Das deutsche Volk ist nun einmal aufgeregt, es will eine gewisse Kraft entwickeln. Bringt dieser Idee das Opfer, zuweilen etwas auszuführen, was ich euch auftragen werde! Die Hauptsache ist die Wiederherstellung der Sicherheit jedes Fürsten auf seinem Throne, die Verbrüderung mit dem bessern Theile eurer Unterthanen, die allmälige Vernichtung der republikanischen Ideen. In

diesen Zwecken sind wir einig, folglich sind wir geborne Bundesgenossen." Aus einem solchen Geiste, dessen Sprache ihr doch auch wol mit feinem Ohre gehört habt, meine ich, wird für Deutschland nicht viel Großes entstehen. Das Wahre daran hätte auch Herr von Gagern ausführen können, und daß es von einem Fürsten geschehen soll, ist gerade schlimm; denn es ist der erste Schritt zur Reaction.

Wie man vernahm, der Reichsverweser hätte sich mit dem Fürsten von Leiningen verbunden, ging Manchem eine Hoffnung, eine überraschende Möglichkeit auf. Man muß wissen, der Fürst Leiningen, Bruder der Königin Victoria, gehört zu jener liberalen Aristokratie, die der Cabinets-Politik und dem Beamtenwesen in vielen deutschen Staaten kräftig gegenüber trat. Durch seinen Aufenthalt in England an größere politische Anschauungen gewöhnt und gründlich angeekelt von dem kleinlichen Staatstreiben in Deutschland, durch eigenen Besitz und Reichthum auch über die Engherzigkeit der gewöhnlichen adeligen Gesichtspunkte erhaben, hat Fürst Leiningen seit Jahren in den süddeutschen Staaten die Willkür des Ministerialwesens und die Intriguen der Höfe und ihrer Camarillen gegen die Ständekammern beobachten können. Seine Mahnschreiben und Verwahrungen bei den neuen Münchner Vorgängen haben ihn dem Publikum rühmlichst bekannt gemacht. Aber Fürst Leiningen brachte noch eine andere Stimmung an das Ruder der Centralgewalt, das er leider nur auf zu kurze Zeit führte. Sein Programm: Entweder — Oder, verräth diese Stimmung. Es ist die der entschiedensten Deferenz für die deutschen Souverainetäten als solche, die unbedingteste Voraussetzung, daß die Frankfurter Aufgabe nicht gelöst werden könne, wenn irgend ein souverainer Wille in Berlin oder Hannover sich den Majoritätsbeschlüssen entziehen wolle. Fürst Leiningen ist ein Gegner der Kleinstaaterei. Er geht dabei von dem allerdings vielleicht aus eigener Reizbarkeit fließenden Grundsatz aus, daß genau genommen für die Mediatisirung des Jahres 1803 schon damals die Grenze fehlte, wo sie hätte aufhören sollen. Wenn sein eigener Vater sich gefallen lassen mußte, 1803 seiner Souverainetät enthoben zu

werden, und mit ihm so viele andere Reichsunmittelbare, warum dürfen bei gesteigerten Unionsideen des deutschen Volkes, bei gesteigerten Begriffen von Größe und Würde eines geordneten Staatslebens die Fürsten von Hessen-Homburg, Nassau, beide Hohenzollern, Lichtenstein, Schwarzburg, die reußischen und anhaltischen Fürstenthümer, Altenburg, die Mecklenburg, lippischen und oldenburger Herrschaften 1848 noch bestehen? Wenn Deutschland glücklich war, daß durch den Rheinbund die Selbstständigkeit der geistlichen Fürstenthümer und Abteien, die Souverainetät von Hohenlohe, Löwenstein, Leiningen, Thurn und Taxis, Isenburg, Salm, Wied, Solms, Croy u. s. w. aufgehoben wurden, hat da Deutschlands Centralpolitik nicht die Pflicht, jede Gelegenheit, welche die deutsche Geschichte nur darbietet, zur erweiterten Verringerung unserer regierenden Fürstenhäuser zu ergreifen? Fürst Leiningen konnte sagen: Ihr erwidert mir, daß Napoleon ein Despot war und mit der Spitze des Schwertes die Verträge schrieb! Aber der Wiener Congreß stand unter keinem fremdländischen Druck und alle Einsprüche der früher reichsunmittelbaren Standesherren, die wiederhergestellt sein wollten, blieben von der Staatseinsicht Metternich's, Hardenberg's, Humboldt's unberücksichtigt, ja man mediatisirte noch nachträglich einige Fürsten mehr, die Napoleon vergessen hatte. Die Revolution von 1830 war auf die innere Gestaltung der Freiheit, auf landständische Verfassungen, mehr auf den Sieg des liberalen Principes im Allgemeinen gerichtet, man mochte damals die eigentlichen Schäden unserer nationalen Existenz noch übersehen. Aber die Revolution von 1848 ist gerade auf diese Reform der Nationalexistenz gerichtet und die neue Centralgewalt sollte nicht wenigstens eben so viel vollbringen, wie der unter einem fremden Einfluß gestiftete Rheinbund und die Ministerconferenz des Wiener Congresses? Diese übermäßige Anzahl von Regierungen in Deutschland ist eine Folge der in allen Ländern überwundenen Feudalzeit. Man wird niemanden seine Besitzthümer rauben, man wird den Fürsten von Meiningen nicht zwingen, von Almosen zu leben, er wird ebenso sein Eigenthum behalten können, wie Fürst Leiningen es behielt, in Amorbach residirt und aus

seinen Herrschaften eine halbe Million Gulden zieht; aber seine Souverainetät ist überflüssig und kann mit der deutschen Nationalität von 1848 nicht mehr bestehen. So ungefähr schienen die Hintergedanken jenes Mannes, den der Reichsverweser zu seinem ersten Minister wählte. Leider unterlag er zu früh dem altösterreichischen, die Maske nonchalanter Gemüthlichkeit vornehmenden Systeme des Herrn von Schmerling und den Grillen jenes Dr. Heckscher, dessen mürrische, eigensinnige, brummige, polternde Advocatensuperiorität seit Jahren in Hamburg so verhätschelt worden ist, daß er in Frankfurt zu Allem, nur nicht zu einem Widerspruch ertragenden Minister taugte. Die Solidarität der constitutionellen Ministerien ist ein großes Unglück. Sie nutzt mehr Charaktere und Talente ab, als der Himmel wachsen läßt. Um den Fürsten Leiningen thut es uns leid.

Man setze gewisse Schicksalsfälle und für jeden läßt sich beweisen, daß den deutschen Souverainetäten bald die letzte Stunde geschlagen hat und nur noch etwa fünf oder sechs Machtcomplexe im Vaterlande verbleiben dürften. Gesetzt, Frankreich erobert uns; es würde seine Politik da fortsetzen, wo sie der Rheinbund verlassen hat. Es würde Süddeutschland so zu heben und zu stärken suchen, daß es jeden Wettkampf mit Preußen und Oesterreich bestehen könnte und durch seine zersplitterten Höfe, durch Heirathen und geheime Bündnisse keine Gelegenheit mehr zu Intriguen gegen Frankreich böte. Man würde dies starke Süddeutschland nur erreichen können durch die Bildung eines einzigen großen süddeutschen Reiches oder höchstens zweier Herrschaften, Bayern und Würtemberg, die man so erkräftigte, daß sie gegen Preußen und Oesterreich ihre eigene, d. h. französische Politik haben dürften. Für Baden, Hessen, Nassau u. s. w. hätte die letzte Stunde geschlagen. Oder, wir setzen den andern Fall, Rußland erobert uns. Das Cabinet von St. Petersburg hat große Scheu vor Legitimität, aber noch größere vor Neuerungen und dem ewigen Rütteln an der schwachen Vertretung des monarchischen Principes. Rußland würde die Garantie eines ihm hinlänglich sichern Deutschlands entweder nur in der Abhängigkeit der übrigen Staaten von Preußens Schirm-

herrschaft, d. h. eines factischen Aufgehens Deutschlands in Preußen, oder in der Bildung solcher Staaten finden, die für die Demagogie keine Schlupfwinkel bieten, solcher Staaten, die durch eine gewisse Kraft und einen größeren Umfang die Würde der stabilen Begriffe nicht mehr jeder kleinen Markttagsemeute, jedem Auflaufe der Landleute preisgeben. Und gesetzt, Deutschland würde nicht erobert, wir wagten den Krieg, wir versuchten unsere Kraft. Was geschähe im Kampfe gegen Frankreich? Haben die süddeutschen Fürsten Rheinbundideen und springen, um sich zu erhalten, vom Vaterlande ab, so verfallen sie der Mißachtung ihres eigenen Volkes, der Rache des deutschen Nordens. Was geschähe im Kampfe gegen Rußland? Würfen sich die norddeutschen Dynastieen in die Arme des Absolutismus, so würde die Verzweiflung der deutschen Nation keine Grenzen mehr kennen. Greise, Männer, Jünglinge würden zum Schwerte greifen, der unreife Knabe, jede schlagfertige Hand würde sich waffnen, es käme zum Vernichtungskampf nicht nur gegen den äußern Feind, sondern auch gegen den innern, gegen die Vielstaaterei, deren fernere Existenz man beseitigen würde.

Alles nun, was in Folge eines Völkerzusammenstoßes, ob gen Ost oder gen West, kommen, und zum Heile des Vaterlandes kommen würde, warum wollen wir es nicht durch friedliche Erörterung vorbereiten? Deutschland wächst von Tage zu Tage in seinen Ansprüchen; es verwirft Krieg und Frieden, es erhebt sich durch parlamentarische Abstimmungen in einer kleinen Kirche, im Schatten einer immer stolzeren Denkungsart, riesenhoch über seine vielleicht nur erträumte Kraft und muß sich besinnen: Wie führst du das aus? Wie willst du das wahr machen, was du hier drohst, dort zusicherst? England, Frankreich theilweise sind uns abgeneigt, Rußland hat nur für einige unserer Fürstenhäuser Sympathie. Das slavische Volkselement, das sich die nächste Zukunft der Geschichte erringen zu wollen scheint, haßt uns. Es verbrüdert sich mit den romanischen Völkern, denen es den oberflächlichen Firniß seiner Bildung verdankt, denen es an Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Unstetigkeit ähnlich ist. Wie uns erhalten gegen diese Stürme? Wie noch einmal, simsonstark,

die letzte germanische Volkskraft zusammenraffen und der Geschichte das zeigen, was sie am deutschen Volke noch nicht kennt, die großartigste Entfaltung unserer eigenen absoluten Volkseinigkeit? Glaubt ihr, Thoren, daß eine solche Entfaltung mit unsern dreißig Thronen möglich ist? Glaubt ihr, daß Leben und Bewegung in unser Thun und Lassen kommen wird, wenn die Mobilisirung jedes Truppentheils erst von der Zustimmung eines Landesherrn abhängig wird, desselben Landesherrn, der die ganze Bewegung des Volkes als eine demokratische, halb und halb republikanische, haßt und vielleicht nichts mehr in seinem Zorne wünscht, als den Zusammenbruch dieses neuen Einigkeitsgebäudes? O, Vaterland, erkenne dein wahres Wohl! Staatsmänner, „greift" „kühner" zu, als nach dem schützenden Deckschatten der Fürstlichkeit! Vollendet die Revolution des Jahres 1848! Reichsverweser, sprich ein großes Wort aus und stelle als Bedingung deines längern Bleibens am Ruder der Centralgewalt die Vollendung der Mediatisirung, das Einziehen der Ueberzahl unserer Souverainetäten!

Dem zerbröckelten Deutschland gegenüber wird Preußen immer schwanken, wie es sich mit seinen 16 Millionen gegen diese kleinen Kronen verhalten soll. Der Begriff des großen gemeinsamen Vaterlandes kann ihm nicht klar werden, wenn es sich am Mantel seiner Größe ewig von diesen kleinen Dynastieen gezerrt und gezupft sieht. Wahrlich, es ist eine ungeheure Forderung, daß sich dieser Staat, der sich durch eigene Kraft so mächtig aufschwang, dem Spott und der ewigen Reibung kleiner Souveraine hergeben soll, die sich über seine Demüthigung freuen und dem „deutschen Volk zu Liebe" mit ihm ein gleiches Stimmrecht beanspruchen! Der Sachse, der Bayer, der Hannoveraner spottet über den Riesen, der sich zu den Zwergen ducken muß. Weil er es muß, seines Volkes, der Geschichte wegen muß, weil wir sicher sein wollen, daß er es gern, daß er es wirklich thut, so ist es unsere Pflicht, ihm entgegen zu kommen und den Zwergen Unterlagen zu geben, damit sie ihm ebenbürtiger stehen. Wenn in Deutschland außer Preußen etwa noch fünf Dynastieen wirk-

lich regieren (die übrigen werden mit Belassung des größeren Theiles ihrer Einkünfte mediatisirt, unter der Bedingung, daß sie in ihren alten Residenzen wohnen bleiben), so kann Preußen keine andere Politik mehr haben, als eine rein deutsche, und seine ganze Kraft wird dem Vaterland gehören. In dieser Reduction behalte man die Throne von Sachsen, Bayern, Würtemberg und Hannover im Auge, und theile jedem die ihm zunächstliegenden kleinen Herrschaften als vorläufig für sich bestehende, für sich zu verwaltende Provinzen zu, sei aber dabei bedacht, den Begriff der S t ä m m e nicht zu sehr aufkommen zu lassen. Die Idee der Stämme ist deshalb nicht gut, weil der Deutsche sie sogleich in seinem alten Sondergeiste auffassen würde. Er überträgt gemüthliche Erinnerungen hinein, will immer noch Franke, Schwabe, Sachse, Hesse neben dem Deutschen sein, und zerrisse dann wieder in die alte Mittelalterlichkeit, was im Bürgergeist der neuen Zeit geeinigt werden soll. Bei der folgenden Uebersicht der Neugestaltung versteht es sich von selbst, daß die wegfallenden Dynastieen entschädigt werden. Ich weiß, wer gegen das Vermessene eines solchen Planes sich erheben wird; die Dynastieen erstens selbst im Rückblick auf ihre Ahnen, ihre deutsche, noch mehr ihre überspannt gedachte europäische Geltung, dann die Beamten, dann die Bewohner der Residenzen, dann die servile Gemüthlichkeit, die über das Ewig-Mecklenburgische in der Geschichte, das Ewig-Weimar'sche, das Ewig-Coburgische viel Schönes und Herzstärkendes singen und sagen werden; zuletzt kommen wol noch die Politiker aus der Raumer'schen Schule und werden uns vorreiten die alte Collegienhefts- und Schulexamen-Weisheit von der „schönen Mannigfaltigkeit" und der „reichen Besonderheit" des Vaterlandes, von Schiller, der in Jena hungerte, von Goethe, dem sich im Weimar'schen Parkteich das Universum spiegelte, von der Bibliothek und Sternwarte in Gotha, den Künsten und den Wissenschaften u. s. w. Allein diesen letzteren ist zu erwidern, daß das wirklich Bedeutsame dieser Mannigfaltigkeit nicht aufgehoben, nicht von einer einzigen Centralstadt absorbirt werden soll; jenen erstern aber gegenüber ist zu schweigen und

der Wille des Volkes geltend zu machen, in Güte oder Gewalt.*) — — — — — — — — — — — — — —

Ich kenne alles das, was zunächst die deutsche Gemüthlichkeit gegen diese demokratische Heptarchie, diese sechs Könige unter einem volksthümlichen Oberhaupte, einwenden wird. In Weimar spricht man von einem einigen Thüringen, aber Weimar müsse das Haupt sein! In Gotha spricht man von einem einigen Thüringen, aber Gotha müsse das Haupt sein! In Darmstadt spricht man von einem einigen Hessen, aber Darmstadt müsse das Haupr sein! In Kassel ebenso von einem einigen Hessen, aber Kassel müsse das Haupt sein! Wer darauf hören will, auf die Proteste der Bürgerschaften von Strelitz, Schwerin, Oldenburg, Kassel, Darmstadt, Wiesbaden, Gotha, Weimar, Carlsruhe, der muß es aufgeben, Deutschland auf diesem Wege zu reformiren. Auch die Demokraten werden theilweise Einspruch thun; denn allerdings sind sechs Könige eine gewaltige Kräftigung des monarchischen Prinzips, und eine deutsche Republik dürfte allerdings nach solcher Einigung in entferntere Aussicht kommen. Aber ich denke, die Form der Centralisation und des Parlaments würde einer auf diesem Wege allerdings erstarkenden Monarchie schon die Spitze bieten, wenn jene etwas Anderes ausdrücken wollte, als die Garantie der wahren inneren Beruhigung Deutschlands und der gerüsteten Kraft nach außen, die Garantie eines Deutschlands, das sich selbst vertreten kann uud nicht mehr nöthig hat, die von Residenz zu Residenz schleichende Intrigue der Reaction zu fürchten.

Wo sind die Fürsten, die für des Vaterlandes Wohl zu einem solchen Opfer bereit wären? Ich sehe wenige, und diese wenigen haben vielleicht ehrgeizige — Frauen. Ich sagte schon, daß wir dem aristokratischen Stolz unserer Prinzessinnen in diesen Zeiten viel Unglück verdanken und noch verdanken werden.**)

---

*) Hier folgte früher der Entwurf einer Heptarchie: Preußen, Sachsen, Bayern, Würtemberg, Hannover und trotz früherer Ablehnungen Oesterreichs Oesterreich, aber nur als Königreich. Die siebente Gewalt ist das Präsidium. Die übrigen Staaten waren den genannten zugetheilt.

**) Spätere Anmerkung. Ich hatte die vier Schwestern des Königs Ludwig von Bayern im Auge und dachte dabei noch nicht einmal an die kirchlichen Rückhalte.

Wo sind die Staatsmänner, die solche Opfer für Deutschlands Größe verlangen werden? Wiederum würden sich wol nur wenige finden, die, jetzt am Ruder sitzend, zu solchen Expropriationen den Muth hätten.

Sieht man weder Fürsten noch Staatsmänner, die für diese Neugestaltung reif sind, so erblicke ich doch eine Menge von Umständen, die dafür reif sind, und diese liegen in dem, was in Deutschland jetzt versucht nicht nur, sondern verlangt wird. Der mögliche Bruch mit Preußen ist es, der diese Gestaltung nothwendig machen wird. Preußen wird sie verlangen, nicht vielleicht sein Königshaus, dem mit fünf mächtigen Rivalen wenig gedient sein dürfte, aber das preußische Volk. Das preußische Volk fühlt den deutschen Einigungstrieb so gut, wie irgend Sigmaringen oder Liechtenstein; aber es wird seinen Werth nicht wegwerfen an Verkrüppeltes und Zwergenhaftes. Die Berliner Reichsversammlung wird sagen: „Wolan, hier ist die starke Rechte der preußischen Nation! Gebt uns eine eben so starke Hand zum Einschlag! Reformirt Deutschland und, gleichberechtigt und gleichverpflichtet, wollen wir dem gemeinsamen Vaterlande dienen!" Und kann das Frankfurter Parlament anders sprechen? Muß es nicht verlangen, daß Preußen dadurch, daß man ihm bedeutende Rivale gegenüberstellt, zum ehrlichen Aufgehen in Deutschland gezwungen wird? Noch sind wir in der Zeit der Neubildung, noch in der Zeit der Gährungen. Die Formen sind flüssig, das Erz ist im Sieden. Und wahrlich, noch hängen die Glocken da nicht schon wieder, wo sie bis zum März 1848 gehangen haben.

Treten wir in das Chaos der preußischen Wirren ein! Die Aussicht ist dunkel, der Weg, der zu ihr führt, hell und licht. Die Geschichte hat nie deutlicher gesprochen, als die preußische seit 1815. Man hat Preußen einen Begriff genannt, einen Begriff, der, wenn er nicht vorhanden wäre, für Deutschland erfunden werden müßte. Der Träger dieses Begriffes war in diesem Falle seither die Persönlichkeit der preußischen Fürsten. Wer anders sollte ihn tragen bei einem deutschen Volksstamme, der an Naturwüchsigkeit hinter den Franken, Schwaben, Sachsen zurückblieb, bei einem wechseln=

den Schwerpunkt der Länder, die allmälig zur Mark Brandenburg und zum Kurhut kamen? Die zersplitterten, am Rhein und im fernen Preußen liegenden Lande dieses Hauses, unterbrochen von andern Gebieten, die weder zu gewinnen noch zu schwächen waren, zwangen diese Herrschaft frühe, sich durch Gedanken zusammenzuhalten. Schon im Mittelalter, unter übermüthigen, händelsüchtigen Vasallen, war dies zuvörderst die Souverainetät des Herrschers, in deren Ausbildung Brandenburg allen andern Fürstenhöfen voranging. Merkwürdig ist die Reihenfolge dieser Herrscher, die Familienähnlichkeit dieser brandenburgischen Fürsten. Die Gothaer Kunstkammer bewahrt ein altes Miniatürenbuch von künstlerischem Werth. Es sind darin nach der Natur gemalt enthalten die brandenburgischen Fürsten und deren Verschwägerungen und Verwandtschaften durch eine Reihe von Jahren aus der Zeit der Reformation. Man erstaunt über die Aehnlichkeit der Köpfe, über den gleichmäßigen Typus eines gewissen phlegmatischen Trotzes, einer es „drauf ankommen lassenden" nüchternen Keckheit und bequemen Sicherheit. Eine solche Natur ist vorzugsweise die des gelernten, ständigen Kriegers, und mit wenigen Ausnahmen, wo gelehrte Grübelei oder Prunksucht auf dem brandenburgischen Throne ihre Vertretung fand, waren die Fürsten dieses Hauses kriegerisch. Hervorgegangen aus einem Grafenhause, das in Nürnberg die stehende Stadt- und Schutzwache besorgte und den Krieg als Profession trieb, mußten diese Fürsten schon nach frühster Bestimmung auf Sold-Heere hinauskommen, deren Pflege sie sich denn auch bis auf die neueste Zeit mit leidenschaftlicher Sorgfalt angelegen sein ließen. Es ging damit ein gut Theil der Rauf- und Händelsucht des nicht eben begüterten märkischen Adels Hand in Hand.

Die militairisch-autokratische Souverainetät, in der Person des Herrschers vertreten, ist bis auf den heutigen Tag der Charakter dieses Staates geblieben und wird es, trotz der großen Umwälzungen dieses Jahres, bleiben, wenn nicht die Prinzenerziehung in diesem Hause die militairische Färbung verliert. Ehe nicht einige der nachgebornen jungen Prinzen dieser Dynastie für die Möglichkeit erzogen werden,

sich **n i e** mit dem Waffenrock zu bekleiden, sondern immer im Frack zu gehen, eher schwindet auch der unserm Jahrhundert so widersprechende Charakter derselben nicht. Die Zeit der vorzugsweise kriegerischen Bestimmung Preußens ist vorüber. Es hat sich aufgeschwungen vor den andern Bestandtheilen Deutschlands und diese an Macht, Stellung, Umfang weit hinter sich gelassen; aber es kann auf kriegerische Weise auf diesem Pfade nicht mehr weiter. Hat es doch schon Mühe genug, sich auf seinem Standpunkte, den es durch die Gunst der Zeiten eroberte, zu behaupten. Längst schon hätte es sich gezwungen fühlen sollen, seine Begründung und Befestigung in andern Stützen, als in den Bajonetten, zu suchen. Der große Kurfürst legte durch persönliche Tüchtigkeit und das Zusammentreffen glücklicher Umstände die Grundlage der Monarchie. Sein Nachfolger, hochmüthig und eitel, erhob sie über das, was die Monarchie zu leisten im Stande war. Friedrich Wilhelm I. half sich durch persönliche Entsagung. Er zeigte dem Staate, was strenge Zucht in der Familie thut. Man macht die Menschen und die Verhältnisse pünktlich und accurat. Aber wenn bei aller Strenge kein persönliches Genie zu Hülfe kommt, wird aus den geschultesten Verhältnissen nichts. Der ganze „Rocher von Bronze", den der „gekrönte Corporal" als seine Souverainetät „stabiliren" wollte, hätte leicht zusammenbrechen können, wenn nicht Friedrich II. in die starren Formen Leben und Geist gehaucht hätte. Dieser Fürst, der das Glück der Monarchie entschied, hat vielleicht auch ihr Unglück begründet. Er stellte die Souverainetät des Genies hin, das alle Jahrhunderte einmal kommt, und seine Nachfolger verstanden diese als ein Erbtheil ihrer angebornen Würde und einer sich für Preußens Herrscherthron von selbst verstehenden Thatsache. Friedrich, der ein Kind seiner Zeit war und, da er sich als Franzose geberdete, eine völlige Ausnahme vom deutschen Wesen war, Friedrich konnte nur durch den Zauber seines Namens zusammenhalten, was er errungen. Als er die Augen schloß, stand jener abstracte Begriff, Preußen genannt, schon wieder in Frage. In einer Person von Geist und Thatkraft, die der vollste Ausdruck seines Jahrhunderts zu sein strebte, und

auf den äußersten Vorposten seiner Zeit, wo ein Voltaire stand, stehen wollte, in einer solchen Person hatte der Begriff Preußen seine Blüthe, seinen Gipfelpunkt erreicht, und es war das Werk weniger Jahre, daß der Begriff Preußen, ohne einen solchen Halt, mit der Schlacht bei Jena, in das Kurfürstenthum Brandenburg und Herzogthum Pommern und Preußen wieder zurückfiel. Man sage nicht, daß die Napoleons seltene und unberechenbare Kometen sind! Die Politik soll, wenn sie eine geistvolle ist, immer nur auf die Ausnahmen, nie auf die Regel vorbereitet sein. Für die Regel reicht die Volkskraft, Ehrlichkeit, guter Wille, die Gerechtigkeit und ähnliche schöne Segnungen einer guten Regierung aus. Für die Ausnahme aber kann nur Intelligenz und Phantasie vorarbeiten. Preußen war unter Friedrich II. ein Staat der Phantasie. Alle Herzen hatte er erobert in Deutschland, Spanien, Italien, bis nach der Türkei und China, wovon Reisende merkwürdige Beispiele erzählen. Aber mit Friedrich's Augen erlosch die Phantasie, und 1806 starb Preußen vollends. Schon unter Friedrich Wilhelm II. hätte es sich durch eine richtige Stellung zur französischen Revolution gegen Napoleon rüsten können. Die Wiederherstellung Preußens 1813 war wieder ein Werk der Phantasie. Besaß diese Gabe des Himmels Friedrich Wilhelm III. nicht, so besaß sie damals sein Volk, besaßen sie Stein, Scharnhorst, die Männer des Tugendbundes. Mächtig und groß ging Preußen aus dem Völkerkampf hervor, aber schon 1830 verrieth, wie die Phantasie ernüchtert war, und die Phantasie von 1840 war zwar auch — Phantasie, aber diese zeigte sich als eine mondscheinnächtige, wolkenumflorte, bei der das deutsche Volk die Laterne anzünden mußte. 1848 hat Preußen aus der offenen Urne der Staatsweisheit seine Loose zu ziehen. Wird es hineingreifen und welche Loose wird es wählen?

Die Regierungsperiode von 1815 bis 1840 war Preußens zweite, geistige Schlacht von Jena. Die Streitkräfte wurden allerdings gepflegt und aufrecht erhalten. In einer Zeit, wo die Völker müde und matt waren vom Blutvergießen, wo höchstens einige Gefahren im Innern aufzogen, zu deren Beseitigung Gensdarmen genügten, in einer Zeit, wo die

Segnungen des Friedens von aller Welt gewünscht, vom Himmel erfleht, vom Himmel auch gewährt wurden, in einer solchen Zeit verwandte Preußen Millionen auf seine Wehrhaftigkeit. Das war ein Hämmern in den Werkstätten von Suhl und Solingen, ein Klingenschmieden, ein Kanonenbohren, ein Erfinden neuer Reitsättel, ein Exerciren und Manövriren! Das Militair allein, nicht das Volk, schien die Siege von 1813, 1814, 1815 erobert zu haben. Die Uniform war der Rock des eigentlich werthvollen Mannes. Nach Uniformen schmachteten selbst die bürgerlichen Beamten. Und die Ordensbänder rauschten und die Kreuzlein und die Sternlein funkelten in der Sonne, wenn sich die Höfe von Berlin und Petersburg Visite machten und öffentlich umarmten und sich in ihrem Glanze zeigten. Dazwischen blühte etwas bescheidenes Volksschulwesen, viel classische Philologie und sogar ein Stück glanzvoller Philosophie, als diese nämlich, ganz abweichend von weiland Kant'scher und Fichte'scher Zeit, ihre Systeme, wie gothische Dome, in Kreuzesform aufbaute und die kleinen Kapellen des Pietismus neben sich als Dependenzen duldete. Geräusch machen durften aber nur die Regimenter, wenn sie des Morgens unter Trompetengeschmetter auf die Exercirplätze zogen, oder des Abends die sieben Mädchen in Uniform auf der Bühne; sonst mußte Alles wie mit Teppichen belegt sein, die Straße wie Sonntags während der Kirche mit Ketten gesperrt. Die Theologen durften ein bischen laut reden und stritten sich denn auch, wie einst in Alexandria und Byzanz über den Gottmenschen oder den Menschengott. Sonst Kirchhofstille. Die Censur waltete ihres Amtes mit kaltblütiger Strenge und eine durch ihren Dünkel, ihre Beschränktheit und naive Verachtung der Zeit unerträgliche Bureaukratie, größtentheils aus pensionirten Militairs bestehend, entfremdete sich daheim, und vollends, wenn sie Badereisen machte, jedes deutsche Gefühl, das sich noch zu Preußen hingezogen fühlte. Die schleichende Hermandad der geheimen Angeberei und Demagogenverfolgung schleppte die Opfer einer geheimen, von beförderungssüchtigen Richtern vertretenen Justiz nächtlich in die Gefängnisse. Zwei oder drei Stunden, nachdem von Spontini's Kanonadenopern

der letzte Donnerton verklungen war und die Tänzerinnen erschöpft von ihren Sprüngen sich schon auf weichen Daunen streckten, rasselte das Thor der Hausvogtei auf und Wagen voll Demagogen wurden von Gensdarmen mit gespanntem Hahn nach Spandau oder Magdeburg geführt. Die Kamptz, die Tzschoppe, die Rochow besorgten dem König diese Ruhe und den patriarchalischen Frieden.

Daß dieser innere und äußere Frieden den materiellen Bedürfnissen und der Befestigung der irdischen Wohlfahrt günstig war, wird niemand leugnen. Der Staat hatte so nöthig, für seine ungeheuren Bedürfnisse zu sorgen, daß er auch den Boden, von dem er ernten wollte, ackern und düngen mußte. Preußen besaß die Mittel, sich die Erfindungen anderer Nationen anzueignen. Was politisch und religiös unverdächtig war, was in keiner Verbindung mit dem gefürchteten constitutionellen Zeitgeiste stand, wurde zugelassen und befördert. Aber schon die schwierige Einführung des Zollvereins zeigte, wie gewaltig Preußen in den Sympathieen des deutschen Volkes zurückgeblieben war. Letzteres sträubte sich sogar gegen offenbare Vortheile, nur um von der Berührung mit einem immer verhaßter werdenden Systeme frei zu bleiben. Das ist das Unglück einer rein monarchischen Regierungsform, daß in ihr der Volksgeist nicht einmal eine moralische Vertretung findet. Das preußische Volk insgesammt wurde mit seinen Offizieren und Geheimeräthen verwechselt. Das ist so eingerissen, daß man noch jetzt in Deutschland bei Preußens Zukunft immer nur an die Dynastie, die Soldaten, die Beamten, und noch nicht durchgreifend an die Vertreter auch des bürgerlichen Geistes denkt. Aber, gewiß, es wird die Zeit kommen, wo man sich, an Preußen denkend, sogleich nur seiner freisinnigen Vertreter bewußt wird, während die Elemente, die Preußen bisher vom deutschen Vaterlande trennten, abwelken und sterben.

Die Politik der Cabinette beruhte seit 1815 auf der Ueberzeugung, daß diese lediglich nur einen einzigen Gegner zu bekämpfen hätten, die Demokratie. In diesem Sinne boten sie sich einander die Hand. Jede Macht hatte daheim denselben Gegner, wie der Nachbar. Metternich lenkte die Fäden

des Ganzen. Wer nicht daran glauben wollte, daß geheime Verschwörungen auch bei ihm wühlten, den wußte man bald zu überzeugen. So wurden Nesselrode und Hardenberg in das System des Staatskanzlers und seines kaiserlichen Herrn hineingezogen. Das in der Uebereilung gegebene Versprechen landständischer Verfassungen, ja die Errichtung von Reichsständen, die Preußen in Aussicht gestellt hatte, wurde zurückgezogen oder durch Scheinbewilligungen umgangen. Oesterreich war so klug, all' die Kastanien, an denen es sich in der öffentlichen Meinung die Finger verbrannt hätte, von Preußen aus dem Feuer holen zu lassen, so daß Preußen vorzugsweise alle Unpopularität jener Unterdrückungen sammelte, die in Wien beschlossen und dort nur vom Gewühl der genußbietenden, muntern Hauptstadt überrauscht wurden. Von Oesterreich erwartete man nichts Anderes, man hielt die Finsterniß seiner Natur gemäß; aber von Preußen, dem Lande der Aufklärung, nahm die Unterdrückung des Lichtes Wunder, und man haßte diese nun doppelt. Was man auch beginnen mag jetzt in Berlin, was der König dort auch verspräche, es wird lange währen, ehe diese Kluft zwischen Preußen und dem verletzten Herzen und dem beleidigten Verstande Deutschlands ausgefüllt ist. Es war darum so beispiellos tragikomisch, naiv und des Standes der Dinge unkundig, als man, nach der letzten Consequenz dieses Systems der Volksfeindlichkeit, dem Blutbade vom 18. März, in einer Proclamation vom 20. sagte: „Preußen wolle sich an die Spitze der Bewegung in Deutschland stellen!" Der Gährungsproceß, durch den sich Preußen erst dem übrigen Deutschland zu assimiliren hat, kann noch Jahre dauern. Die preußische Dynastie wird gut thun, dabei die Rolle fortzuspielen, die sie übernommen zu haben scheint, nämlich die, sich selbst zu beherrschen und mit entsagender Ruhe, ohne persönliches Urtheil, ohne persönliche Entscheidung im Hintergrunde die Dinge abzuwarten.

Es ist merkwürdig, wie die Revolution von 1830 an Preußen so hat vorübergehen können, ohne dasselbe auch nur anders, als in einer allmälig vorbereiteten Aenderung des öffentlichen Geistes, zu erschüttern. Ohne Zweifel kam dies von der Unmöglichkeit her, daß man fünfzehn Jahre nach

dem grimmigsten Franzosenhasse schon wieder von Frankreich eine lebensfähige Befruchtung erhielt. Es bedurfte aber damals schon der äußersten Anstrengung aller nur zu Gebote stehenden Mittel, um Preußen vor der Ansteckung zu bewahren, die unter den andern deutschen Volksstämmen um sich griff. Damals ein aufgeklärter, geschichtskundiger, auf sich als Herrscher bescheidner preußischer Monarch! Damals ein Staatsmann, der gewagt hätte, der Zeit einen Schritt voranzugehen, mehr zu geben, als man verlangte, mehr zu sehen, als sich zeigte, einen Damm, wie Herr von Arnim schöner sagte, als auszuführen verstand, weit ab von den Fluthen zu bauen! Preußen hätte damals die Hegemonie begründen können, die es 1848 ansprach, ohne Gehör zu finden. Dem deutschen Bunde, statt diesen durch Untersuchungs- und Militaircommissionen zu kräftigen, hätte, selbst wenn man zur demokratischen Schöpfung eines Parlamentes noch nicht reif war, eine Form gegeben werden können, die zum Zollverein eine staatsrechtliche Parallele gewesen wäre. Aber wie erfüllte Preußen seinen Beruf? Der Verfasser dieser Blätter schrieb 1832 für Rotteck's Annalen einen bescheidenen und schüchternen Aufsatz: „Die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung“. Unmittelbar darauf wurde die Zeitschrift in Preußen verboten.

Wenn Preußen ein Begriff ist, so darf es nicht schlummern. Einen Begriff giebt es nur, während er gedacht wird. Ein Fürst, der Preußen wie etwas Ruhiges und Stabiles nähme, vernichtet Preußen. Die eigenthümliche Zusammensetzung dieses geographisch zersplitterten Staates, seine nur durch Lebendigkeit und drohende Rührsamkeit zu behauptende Stellung als europäische Großmacht bedingt eine Politik des Handelns. Friedrich Wilhelm III. wies jede Gelegenheit zu einem handelnden Entweder-Oder zurück. Er hatte eine solche Furcht vor dem Dämonischen des Geschicks, eingeimpft durch die früheren traurigen Erlebnisse, daß er zitterte, das Geschick zu beschwören, die Geschichte herauszufordern. Er wollte Ruhe um jeden Preis. Sein Volk hatte lange Zeit ein gleiches Bedürfniß. Aber mit dem Ende seiner Regierung fing es schon an sich zu regen und zu bewegen, und

mit dem Jahre 1840 erstaunte man, woher plötzlich in diesem stillen, sich aus den Banden der Pietät erhebenden Preußen der Geist der Unruhe und Gährung kam. Das wogte, murmelte, wallte und gohr, und was nicht von selbst den Kopf erhob, nicht von selbst reden wollte, dem löste der neue Fürst das Zungenband durch seine eigene Unruhe und Gesprächigkeit. Die Form dieses neuen Regimentes hätte gefallen können, wenn nur plötzlich mit der in den Vordergrund tretenden Persönlichkeit des Herrschers nicht auch sogleich ein fixes System gekommen wäre, eine Theorie, die dasjenige definiren, geschichtlich, philosophisch beweisen wollte, was man vom vorigen Herrscher stillschweigend, entweder als Grille oder aus Mißverständniß, hingenommen hatte. Der neue Fürst forderte den Zeitgeist zum offenen Kampf heraus mit Schild und Speer. Er wollte dem Zeitgeist nach Regeln des Turniers beweisen, daß dieser ein Bastard wäre, halb Teufel, halb nachahmender Affe. Die Herrschaft der Paladine und der mittelalterlichen Tafelrunde erhob sich in stolzer Verachtung über die beschränkte liberale Philisterei, deren böswilligen Anfällen man im Nothfall außer einem Witz auch die Festung entgegenstellen könnte. Das Heer, äußerlich etwas mehr idealisirt, wurde im Uebrigen im alten Sinne des Vaters beibehalten. Die Erinnerungen von 1813, 1814 und 1815 blieben die Grundlagen des Staates mit aller nur möglichen patriotischen Sentimentalität. An die starke, für unüberwindlich gehaltene Mauer der Kriegsverfassung lehnte sich die Theorie von einem frommen christlichen Staate, der gleichsam wieder gut machen müsse, was der atheistische Thron Friedrich's II. an Preußen und Deutschland verschuldet hätte. Die Schriftgelehrten vollendeten das, was die Pharisäer übrig gelassen. Der unglückliche Umstand, daß die Ueberbleibsel der früheren, glänzend gewesenen speculativen und classischen Periode unseres Geistes, unserer Kunst, unserer Sprache, aus Egoismus, Selbstvergötterung und abnehmender Kraft mit der Zeit nicht mehr mitgingen und neue Entwicklungen abzuwarten einem sich abgeschlossen dünkenden Geiste unbequem, ja wenn solche Entwicklungen libe=

raler Färbung sind, sie zu pflegen gefährlich scheint, verblendete vollends die Sehkraft dieser zur höchsten Wachsamkeit und Ueberschau der Zeit berufenen Augen des neuen Fürsten. Man wußte sich, geistig, in einer imposanten und sich selbst genügenden Minorität, materiell, in dem Schutze einer kraftvollen Armee und einer geordnet scheinenden Staatsverwaltung. Welche Stürme hätten da hereinbrechen, welche Gefahren drohen können!

Aber Friedrich Wilhelm IV. ist eigener Art. Sein Genie konnte sich nicht damit beruhigen, in Sanssouci nur die Zeichnungen zu Gebäuden, die auf dem Papiere stehen geblieben sind, die Skizzen zu Gemälden, die bestellt wurden, zu mustern, die neuen Gedichte von Geibel, Kopisch und der Gräfin Stollberg-Stollberg, die Vorreden von Göschel sich vorlesen zu lassen, er hatte einen gewaltigen Drang zum Geschichtemachen und bedurfte, wie jedes Künstlergemüth, des Einverständnisses, der Uebereinstimmung, des Applauses und, wie jeder Monarch von Gewissenhaftigkeit, des tröstenden Gefühls, doch die Majorität seines Volkes für sich zu haben. Die geistreiche Minorität von Sanssouci genügte ihm nicht. Er mußte immer wieder hinaus in die Welt, von der er vollkommen wußte, daß diese sehr unruhig war, sehr unzufrieden lärmte. Er mußte sich immer wieder in die Gefahren von Breslau, Königsberg, Köln stürzen, mußte immer wieder seine furchtbaren Worte: „Wehe dem, der meine Krone antastet!“ und ähnliche souveraine Machtsprüche, wie die Könige bei Shakespeare, selbst ausrufen und ausrufen lassen. Er liebte im großen Styl zu regieren und wollte nun seinen Unterthanen zeigen, daß man auf einem Umwege zu denselben Freiheiten gelangen könne, wie die schlechte französische und süddeutsche „papierne“ Weisheit gewähre. Er hoffte das „liberale Judenthum“ und die rationalistischen Elemente aus der Gesinnung seiner Unterthanen ausschmelzen zu können durch freisinnige Institutionen, die er aber nur aus fürstlicher Machtvollkommenheit begründete. Der Vereinigte Landtag wird eine Frucht dieses Bedürfnisses der Verständigung gewesen sein. Herr von Radowitz hat uns neuerdings verrathen, daß der König noch auf andere Art versucht haben

würde, die Kluft zwischen sich und seiner Zeit auszufüllen. Man würde wenig Edelmuth verrathen, wenn man dabei die guten Absichten des Monarchen verkennen, ja selbst in gewissem Betracht hier nicht eine rührende Schwäche beim Bedürfniß der Stärke herausfühlen wollte. Jedenfalls war der Fürst reinerer Absicht als jene Camarilla, die ihn zu ihren egoistischen und durch persönliche Reizung und Verfeindung gehässig geleiteten Schritten benutzte. Es gehört viel Zähigkeit für einen Fürsten dazu, sich aufrecht zu erhalten unter schleichenden religiösen Fanatikern, vornehm über die Zeit absprechenden Doctrinairen, Offizieren, die, nicht ohne Bildung und Weltkenntniß, nur die Unüberwindlichkeit der Armee im Munde führen, sachkundigen Beamten, welche die Schwächen fremder Staatsverwaltungen gegen die wirklichen oder erträumten Vorzüge der eigenen immer in ein glänzendes Licht stellen konnten, unter Hofschranzen, die ihren Adelsdünkel lediglich im Schatten des Thrones gesichert sahen, weiblichen Umgebungen, die über den Untergang der Etikette, Zulassung des Bürgerthumes, in solche Ausbrüche von Tobsucht gerathen können, wie sie bei aller Liebenswürdigkeit des schönen und schön gewesenen Geschlechtes doch nur diesem eigen sind, und endlich bei jener wuchernden Fülle von Servilismus, die sich um die Schleppe der Majestät, ihren äußersten Saum küssend, drängt und sich den Vorrang in angeborner Erniedrigung abzulaufen sucht.

Wenn man nun jetzt die plötzliche Aenderung des Systems, wie man versichert, sogar eine in Sanssouci wohnende constitutionelle Demuth, mit dem Vorangegangenen vergleicht, so erheben sich die gerechtesten Zweifel über das, was hier Wahrheit oder Verstellung ist. Wir wollen versuchen, zum Licht zu dringen, und uns aus einer genauen selbsterlebten Schilderung der Vorgänge in Berlin und Preußen eine Fernsicht gewinnen in das künftige Verhältniß sowohl des preußischen Staates an sich wie in Bezug auf die große Sache Deutschlands.*)

*) Meine Schilderung der Berliner Märztage habe ich in meine Rückblicke auf mein Leben, (Berlin, Hofmann) S. 332 ff. übertragen.

Wiederherstellung der Ordnung, Ruhe, eines gesicherten Rechtszustandes war, sich von selbst verstehend, die vorzüglichste Aufgabe der neuen constitutionellen Regierung. Aber alle Mittel, die dazu gewählt wurden, waren, wenn sie den Ausbau der neuen Freiheit beeinträchtigten, unpassend. Diese war nicht nur zu organisiren, sondern selbst in ihrem Geiste erst zu begründen, und die Minister mußten Anwalte des Volkes bei der Krone, nicht Anwalte der Krone beim Volke sein. Hierin hat Camphausen durchaus seine Aufgabe verfehlt und jenen verworrenen Zustand der Dinge herbeigeführt, der noch jetzt in Berlin kein Ende findet und den Staat in Zuckungen tödtlicher Art versetzt.

Man muß es beobachtet haben, wie zaghaft, unschlüssig, begeisterungslos Camphausen an seine Aufgabe ging. „Wie können Sie mir Glück wünschen?" antwortete er mit sentimentaler Bescheidenheit Denen, die überrascht von seiner Ernennung ihm die Hand drückten. Ein wirklicher Staatsmann, ein leidenschaftlicher Freund der Freiheit hätte das Ruder des Staats mit Enthusiasmus ergriffen, aber auch keinen Augenblick Anstand genommen, dem König zu erklären, daß er hoffen würde, jede Schwierigkeit durch die Vertretung der Revolution zu beseitigen. Allein diese Revolution wollten die Herren des Vereinigten Landtags, zu denen Camphausen gehörte, nicht anerkennen. Sie wollten die neue Freiheit nur aus den Reden herleiten, die sie im weißen Saale gehalten hatten. Da hätte Preußen lange auf Freiheit warten müssen, wenn die kleine Minorität des Vereinigten Landtags, die Herren von Vincke, Beckerath, Camphausen, Hansemann, Saucken, Mevissen, Milde sie ihm erst hätte erreden sollen! Fühlten diese Herren denn nicht, daß die Folgerungen des 24. Februar weit über ihre eigenen Häupter hinweggerauscht waren? Zu dieser wichtigen Miene, die man in den Vereinigungen des Hotel de Russie annahm, als wenn die Emeute des 19. März etwas völlig Ueberflüssiges gewesen wäre, kam die Einbildung des rheinischen Provinzialgeistes, der sich überredete, der preußischen Bewegung die Bahn vorgezeichnet zu haben. Eine Berechtigung Berlins, sich irgend einen Antheil an dem Geschehenen zuzuschreiben, wurde zurückgewiesen. Mit

ihr die Thatsache, daß seit dem 19. März, seit Errichtung der Bürgerwehr, seit der Zerstörung des Militairstaates, seit der Proclamation einer unbedingten Preßfreiheit und einer unbeschränkten, nur durch die in der Berliner Revolution bewiesene Würde und Kraft des Proletariats eroberten Wahlfreiheit, der Geist, der sich vor einigen Wochen zum Zusammenberufen des Vereinigten Landtags verstanden hatte, als ein nun nicht mehr ausreichender beseitigt sein müsse. Die Petitionen um Nichtberufung desselben waren ja von allen Provinzen da. Man brauchte sie nur zu bewilligen. Man brauchte nur auf dem Wege fortzuwandeln, den Herr von Beckerath als den richtigen erkannt, als er sagte: „Immer selbst schon einen Schritt voraus."

Camphausen ging an sein Ministerium wie an den Marterblock. Da war keine frische, freudige Begeisterung, seinem Vaterlande beim Ausbau und der Vollendung der Revolution zu helfen, da war nur Zaghaftigkeit und jener Mangel an Phantasie, ohne die es keine preußische Politik giebt. Langsam und feierlich wurde zuvörderst Graf Arnim, der allgemein mißliebige, beseitigt. Dies geschah, nicht weil es Berlin oder Camphausen, sondern weil es — Köln verlangte. Auch Schwerin, der sich schon emsig rührte und in der Staatszeitung in halbofficiellen Artikeln so viel neue schöne Religions-, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten versprach, wurde vorläufig schon zur Beseitigung notirt, weil es gleichfalls Köln verlangte. Es bildete sich dann fest und geschlossen das Ministerium Camphausen-Hansemann. Platz war gemacht, Gelegenheit zum Regieren war da, das Papier sauber zurechtgelegt, die Feder fein zugeschnitten, alles, wie die umständlichste Staatsweisheit nur wünschen konnte. Und nun sagten die Aristokraten, sagte der Hof: „Jetzt, Herr Camphausen, jetzt, Herr Hansemann, zeigen Sie uns, ob Sie regieren können! Wir sind doch neugierig, wie Sie Ruhe schaffen werden!"

Diese Forderung der „Ruhe" war der Alp, der das neue Ministerium nicht schlafen ließ. Wir sind Bürgerliche, sind Roturiers, Liberale, wir sollen zeigen, daß wir auch Kraft haben, daß wir verstehen, was Polizei ist, und so hatte das schüchterne Ministerium der Emporkömmlinge keinen an-

dern Gedanken, als den, die günstigste Gelegenheit zu ergreifen, einmal plötzlich auch Kraft zu zeigen. Kraft! Das war der große Beweis, den man in Sanssouci führen sollte, um zu zeigen, daß man nie Landrath, nie Regierungspräsident gewesen zu sein brauchte und doch regieren könne. Da ergriff man die erste Gelegenheit, die sich darbot. Am grünen Donnerstage wollten gewisse Clubs und Versammlungen am hellen Mittag zu Herrn Camphausen in feierlicher Procession ziehen und ihn ersuchen, die directen Wahlen einzuführen. Statt sich einfach zu rüsten, der Deputation eines solchen Aufzuges eine schöne, warme Erwiderungsrede zu halten, worin Alles, was für und gegen das directe Wahlsystem vorgebracht werden konnte, zusammengefaßt gewesen wäre, statt froh zu sein, sich einmal dem Volke von Angesicht zu Angesicht zu zeigen und eine gemüthliche Verständigung herbeiführen zu helfen, hieß es: Hier ist nun die erste Gelegenheit, zu zeigen, daß auch Kaufleute Minister sein können! Wir verbieten diese Procession, wir sagen: Die Regierung darf nicht eingeschüchtert werden! Und so geschah es. Die Bürgerwehr, welcher man Feste der Freiheit hätte gestatten sollen zu veranstalten, damit sie sich in ihrer Bedeutung fühlte, wurde sogleich zum Polizeidienst verwandt. Alarm wird getrommelt. General Aschoff zu Pferde. Die Studenten voraus mit ihren Dragonersäbeln. Der Alexanderplatz cernirt. Die Studenten, hier vortrefflicke Polizisten, treiben die Arbeiter auseinander. Alles ruhig, Alles still. Ein großer Sieg war gelungen. Camphausen hatte seine erste große Probe bestanden. Der Hof war mit ihm zufrieden. Man sagte vielleicht in Potsdam: Auch die Kaufleute geben manchmal gute Minister!

In dieser verkehrten Weise regierte Camphausen fort. Er konnte natürlich das, was zu gewaltig und groß war und seine kleinen Dämme überfluthete, nicht hemmen. Er konnte nicht hindern, daß diese unschuldigen Hautausschläge einer Revolution, Processionen beim hellsten Mittagssonnenschein, in den Körper zurückschlugen und bösartig wurden. Er vertuschte und verpinselte die Verhältnisse so, daß er, als die constituirende Versammlung zusammentrat, es wagen zu können

glaubte, zu erklären, das Vergangene sei vergessen, die Revolution sei eine Episode gewesen und diese constituirende Versammlung könne man immerhin in gewissem Sinne als die Fortsetzung des Vereinigten Landtags betrachten. Dieser Verrath am Volk, diese Beleidigung der Geschichte! Camphausen schuf die Reaction, er erschuf sie dadurch, daß er an den Thron nicht als Hüter und Ausbauer einer vollendeten Revolution des preußischen Staates trat. Die Reaction, mächtig, drohend ihr Haupt in den Provinzen erhebend, schuf von selbst das plötzliche Wiederkehren des demokratischen Bewußtseins im Volke und Camphausen mußte diesem zum Opfer fallen. Es kann für Preußen keine politische Persönlichkeit geben, die abgenutzter, gespenstischer dastünde als Camphausen. Daß er noch in Frankfurt wirkt, ist wie das Spuken eines Revenant.

Die Reaction, dieses furchtbare Ungethüm, das sich in den Provinzen erhob, ist ein Werk Camphausen's. Der weichliche, bürgerliche Politiker hatte dem Adel in die Hände gearbeitet. Der 19. März war vergessen, ausgestrichen aus dem Kalender des Staats. Die Erhebung des Volkes war wieder eine „Empörung" geworden, die Barrikadenkämpfer hießen Taugenichtse, die letzten Bewilligungen des Thrones, Bürgerwehr und allgemeines Wahlrecht, wurden dargestellt als erzwungene, nur dem Berliner Pöbel gemachte Zugeständnisse. Als nun gar, viel zu früh, in diese Gährung das scheidende Reagens, die Rückberufung des Prinzen von Preußen, geworfen wurde, da zersetzte sich die Masse der streitenden Elemente und Alle diejenigen, die gewonnen werden mußten oder die durch eine entschiedene revolutionaire Politik hätten für immer zum Schweigen gebracht werden sollen, schieden sich offen und blank von dem, was die Regierung vertreten sollte. Wie Pilze nach einer Regennacht schossen zahllose Adressen aus der Erde, alle die constitutionellste Gesinnung versichernd, weil diese einmal vom König selbst vorausgesetzt wurde, aber an diese Constitutionalität die ganz alte servile Logik der früheren Zeit knüpfend, spielend mit patriotischen Erinnerungen, die seither als Lenkseil des Absolutismus benutzt waren, pochend und drohend sogar mit einer offenen Empö-

rung gegen das, was in Berlin die Oberhand gewonnen. Die geheimen Veranstalter dieser Adressen waren die Adeligen, die Beamten, die Militairs. Wo sich eine, wie z. B. die Cösliner, durch besondere Schamlosigkeit und wahrhaft dumme altpreußische Motivirung auszeichnete, wurde sie von Landräthen und Regierungsbehörden an die Ortsschulzen, kleinen Bürgermeister, Gensdarmen geschickt und ihnen als specieller geheimer Auftrag der Regierung die Betreibung derselben und Unterstützung durch erpreßte Unterschriften zur Pflicht gemacht. Das Militair, um seine in Berlin „vom Könige selbst verrathene Ehre wieder herzustellen", schloß sich diesem Gewühl an. Die Phraseologie des alten freiwillig sich für incompetent erklärenden Verstandes der „preußischen Unterthanen" machte sich in allen ihren Anknüpfungen an die gemüthliche Bornirtheit der Bauern und Landwehrmänner so breit, daß freisinnige rheinländische Köpfe, wie Hansemann und Camphausen, einen physischen Ekel davor hätten empfinden sollen. Aber so hatten sich die Dinge schon gewandt! Sie mußten sich hier durch solche Adressen in ihren Regierungsmaßregeln unterstützt fühlen; galt es doch nur Eines zu bekämpfen, die „Anarchie"! Die Anarchisten waren aber gerade nur die Beamten, die man abzusetzen nicht den Muth hatte, die Rittergutsbesitzer, die sich vor dem neuen Steuersystem fürchteten, die militairischen Pensionairs, die, zum sogenannten Fahnenadel gehörend, mit Vater, Kind, Kindeskind schon seit hundert Jahren von den Revenüen des Staates und wie oft aus der Chatoulle des Königs allein lebten, diejenigen Gewerbleute, die das Stocken ihrer Geschäfte der Revolution und dem sich „gekränkt fühlenden Adel" zuschrieben. Die Folge dieses Gegendrucks gegen die Hauptstadt des Landes und die freisinnigen Hauptstädte der Provinzen war die nimmer endende Unruhe, das geschlossene Zusammenwirken der Vereine, die Katzenmusiken, die kleinen Straßentumulte, in Berlin vollends die sich wie auf einem hohlen Krater vorkommende, ewig au qui vive lebende Stimmung der Bürger, die nur noch Verrath, nur plötzliche Ueberfälle, schimpfliche Bloßstellungen ihrer Ehre träumten. Ein solcher Zustand war nicht zu ertragen. Er war überreizt. Er mußte einmal springen.

Das geschah beim Zeughaussturm, wo nur die allgemeine Rathlosigkeit, die Furcht und Angst des Einen vor dem Andern die Menschen durcheinander hetzte und die Thür für Excesse offen ließ, wie sie unter solchen Umständen bei allen Bevölkerungen großer Städte vorgekommen wären. Die Bewegung, sowol in ihren fortschreitenden als reactionären Elementen, wuchs einem solchen Ministerium über den Kopf. Herr Camphausen nahm Abschied von Preußen; ihn tröstete das Bewußtsein, ein „Schild der Dynastie" gewesen zu sein. Er war wie ein zweiter Barnave, der über die weinenden Augen seiner Königin das Vaterland, die Freiheit, seine eigene Ehre vergessen hatte.

Die einzige bedeutende Persönlichkeit, die durch die Revolution in die Nähe des Thrones gekommen, ist ohne Zweifel vorläufig nur Hansemann. Zu bedauern wäre es, wenn das, was Rühmenswerthes ist an diesem vieljährigen Opponenten gegen bisherige preußische Finanzgebahrung, durch seine Betheiligung an den Ministerien Camphausen und dem phrasenreichen des Herrn von Auerswald nicht zur Ausführung käme. Von allen denen, die seit dem März an's Ruder des Staates kamen, hat Hansemann noch das Meiste von dem bezweckt, was wirklich Ausbau und Vollendung der Revolution genannt werden kann. Der Kampf gegen die Kornligue des Herrn von Bülow-Cummerow ist der ehrenvollste. Hier zeigte sich die einzige entschiedene Principfrage, worin das Ministerium auf die Unterstützung des Landes und der Opposition hatte rechnen können. Freilich hat die Reaction schon so viel Terrain gewonnen, daß man in Potsdam froh sein wird, nun vielleicht dieses Conflictes mit den illüstren Standesherren überhoben zu sein. Hansemann fehlte nur darin, daß er seine eigene, nüchterne, prosaische Kaufmannsnatur auch auf dem idealeren Gebiete der Revolution geltend machen und den energischen Minister zeigen wollte, der sich im Hotel der Finanzen eingebürgert hatte und nicht gern wieder ausziehen wollte. Diese unglückliche Zähigkeit der Menschen, wenn sie einmal etwas vom süßen Most der Gewalt gekostet haben! Sie können nicht fort von dem betäubenden Duft. Er lockt immer nach mehr Genuß, will immer mehr des Rausches,

man erzürnt sich über die leisesten Widersprüche, wird reizbar, hat vollends noch solidarisch für die Fehler der Collegen einzustehen, traut sich, weil heute ein Wagniß gelungen, morgen die Ausführung des andern zu und geräth dadurch in eine von den Umständen geborgte Natur und Person hinein, in welcher man sich selbst nicht wieder erkennen würde, sähe man sich im Spiegel der Wahrheit von Angesicht zu Angesicht.

Ueber das Ministerium Auerswald, das sich ein „Ministerium der That" nannte und nur eines der Phrase war, hat gleichfalls der Erfolg gerichtet. Vielleicht wußte Herr von Auerswald selbst nicht, wofür er seinen Namen hergab. Mit seinen gefälligen Grundsätzen schlug er den Mantel der Harmlosigkeit um die immer mächtiger werdende militairische und schwarzweiße Reaction. Unter ihm kam die geheime Verschwörung der Prätorianer fast schon zum Ausbruch und entlud sich zuweilen in einzelnen Zeichen des Geistes, der hier im Geheimen wühlte und gern für Preußen einen Coup à la Cavaignac ausgeführt hätte. Ein Kriegsminister, den sein Name schon, als eine Beleidigung des Ohrs und Geistes im neunzehnten Jahrhundert, im Jahre 1848 und vollends für Berlin hätte unmöglich machen sollen, Herr General Roth von Schreckenstein, verrieth in allen seinen Handlungen das Gelüst, sich dem Bunde der Cavaignac, Radetzky, Jellachich, Windischgrätz als Fünfter zuzugesellen. Er hat auch jetzt noch nicht seinen Traum einer großen Berliner Septembriade aufgegeben. Man hat ihn zum Gouverneur der Residenz gemacht. Berlin in Belagerungszustand! Ob sich so etwas ausführen läßt? Seitdem die Nationalversammlung zu einer gewissen Kraft und Haltung gekommen, glaube ich nicht. Frankreich mag immerhin die politischen Discussionen, die vielen Verfassungsbauten herzlich satt haben. Seit 1789 ist es damit so reich gesegnet gewesen. Paris hat so viel Solone, Drakone, Lykurgusse erlebt, daß auch die jetzige Herstellung der Republik daselbst mehr eine formelle Aufgabe, als eine alle Gemüther durchzuckende Lebensfrage ist. Weit anders in Berlin. Preußen wird sich weit weniger rasch mit einer nur ungefähren Feststellung seines öffentlichen Rechtszustandes begnügen. Die Formeln, für deren Erör=

terung man die Erfahrungen aller anderen Staaten zu Hülfe nehmen kann, werden dort ernster genommen werden, als irgendwo. Das lebhafte Temperament der Bevölkerung, die unruhige, wenig autoritätsscheue Art des Berliners nimmt an diesen Fragen ein noch unabgenutztes, frisches Interesse. Der Kampf der Reaction mit der constituirenden Versammlung wird voraussichtlich ein langer werden, und die Principienfragen, die bei Herstellung der Verfassung noch in Erörterung kommen dürften, werden hundertmal Gelegenheit bieten, immer wieder das Land daran Theil nehmen zu lassen und sein politisches Urtheil zu bilden und zu befestigen.

Erwägt man nun den widerspruchssüchtigen Geist der Preußen und vorzugsweise Berlins, erwägt man die Unmöglichkeit, gegenüber dem Verfassungs- und Beruhigungswerke dieses ohnehin in den deutschen Angelegenheiten so tief verwickelten Staates halbe Maßregeln, halbe Systeme wirksam zu machen, so bleibt kein Ausweg übrig, als da wieder anzuknüpfen, wo die Revolution am 20. März stehen blieb. Waldeck und Temme, abgenutzt in einem Coalitionsministerium, machen sich für die Zukunft unmöglich. Beide aber, im Bunde mit den charakterfesten, ehrgeizlosen Fähigkeiten der Linken, würden das Werk der neuen Constituirung Preußens zu Ende bringen. Aber diese Minister müßten sich wie mit einer Dictatur bekleidet fühlen, sie müßten sich an den Thron als Volksvertreter stellen, sie müßten dem Ehrgeiz unzugänglich sein, Titel, Würden, Zukunftsaussichten verachten, müßten sogar die Ministerhotels meiden und eher in Dachstuben wohnen, als sich durch die Luft verderben lassen, die in jenen die Menschen vervornehmenden Gemächern weht. Ihre Aufgabe wäre die, von der Vergangenheit nichts mehr übrig zu lassen, was im Widerspruch mit Preußens Mission steht. Diese ist, auf der Bahn der demokratischen Freiheit der erste und beste Staat zu werden. Es müssen Commissäre dieser Minister in den Provinzen an Ort und Stelle die alten Regierungen überwachen. Die Armee ist mit Entschlossenheit in die neue Sphäre hinüberzuleiten, die Offiziere, die nicht im Dienste sind, werden sich der Civilkleidung bedienen dürfen. Es würde aussöhnende Wirkung

schon in dieser, das ganze System von früher umwerfenden Bedingung liegen. Die Institutionen müssen nicht nur beschlossen und leidlich ausgeführt, sondern auch nach ihrem Geiste mit der Masse vermittelt werden. Jeder andere Staat beruhigte sich vielleicht mit einem vermittelnden Ministerium, Preußen kann und wird dies nie. Es ist seiner Natur zuwider. Hat hier einst auf dem absoluten Thron das freieste, vorurtheilsloseste Staats-, Denk- und Glaubensprincip damaliger Zeit in der Person Friedrich's II. gesessen, so muß auch die demokratische Form dieser Regierung der vollste Ausdruck dessen werden, was die Zeit unter Demokratie versteht. Nur dann kann Preußen seinen innern Frieden und seine äußere Größe wiederfinden, es sei denn, daß man diese durch Kanonen wiederherzustellen glaubt oder auf einen Krieg vertraut, der dem Absolutismus eine Wiederherstellung im Sinne Rußlands brächte.

Wie jetzt die Verhältnisse offen daliegen, sollten wir allerdings glauben, daß weder die Kanonen Roth's von Schreckenstein noch die Russen zu fürchten sind. Wir haben bei allen Intriguen der Preußenvereine, bei allen Drohungen der Kornligue, allen Anwandelungen militairischer Abneigung gegen die Zeitrichtung noch keinen Grund, zu glauben, daß in Potsdam conspirirt wird. Der König lebt noch in der Nachwirkung jener Erleuchtung vom 22. März: er scheint sich, nun einmal constitutionell geworden, in den Bedingungen eines solchen Versprechens zu überwachen. Er befleißigt sich einer Passivität, die wir seine „constitutionelle Demuth", im Gegensatz zu den Thronreden des weißen Saales, nannten. Er wird kein Gelüst mehr haben, Schwierigkeiten dadurch zu lösen, daß er mit eigener Person hervorträte. Er wird nicht in die Kammern gehen und „gemüthliche Ansprachen" an die Liebe oder monarchische Drohungen an die Furcht versuchen. Er wird der Majorität folgen und die Ministerien, die abdanken müssen, nicht halten wollen, wären sie ihm auch noch so theuer und werth geworden. Der Prinz von Preußen liebt die künftige Krone. Er wird sie nicht verscherzen, indem er seine persönliche Verstimmung geltend macht. Diese mag sehr erbittert und grollend sein,

aber er besitzt eine gewisse Offenheit, die ihm verbietet, sich in die Fäden einer Intrigue verwickeln zu lassen, würden sie auch von weiblichen ihm nahestehenden Händen sein geschlungen. Für seinen Sohn fordert hoffentlich bald ein freisinniges Ministerium oder die Nationalversammlung pädagogische Garantieen.

Die Stellung Preußens zur großen Einigungsfrage Deutschlands bedingt sich durch die preußische Entwicklung selbst. Siegt die altpreußische Reaction, so lockert sie das Band zwischen Preußen und Deutschland immer mehr. Siegt die Demokratie, so zieht es sich fester, wie nie, vorausgesetzt, daß die Centralgewalt kein maskirter Bundestag ist. Ein eigenhändiges Zertrümmern und Zerschlagen Preußens in seine Bestandtheile, um sich provinzenweise in Deutschland aufzulösen, ist ein unbesonnener Ausweg. Denn wollte Gott, das übrige Deutschland besäße so feste Schwerpunkte der Einigung und der Kraft wie Preußen. Zertrümmert und zerschlagen soll nur Altpreußen, als überlebte Idee werden. Einigung und Kraft wird auch ein Neupreußen nöthig haben. Die Centralgewalt hat von den preußischen Soldaten eine Huldigung verlangt. Der Ausdruck konnte nicht unpassender gewählt sein. Ein anderer König von Preußen hätte ihn vielleicht richtig verstanden, vielleicht auch dieser; aber wenn die schwarzweiße Parthei den Ausdruck so auffaßte, als wenn es eine Schande und ein Hochverrath wäre, ihn in Vollzug zu bringen, so war es nicht möglich, ihm zu willfahren. Man sah die erste Folge der auf das Fürstengebiet hinübergespielten Frankfurter Frage. Man sah die erste Folge dieser unglücklichen Wahl eines Fürsten überhaupt und dann eines österreichischen insbesondere. Für den Präsidenten der Centralregierung, Heinrich von Gagern, hätte Herr von Peucker nicht die Huldigung verlangt, und hätte er sie verlangt, ganz Preußen hätte sie geleistet, denn es wäre eine dem deutschen Volke gebrachte Huldigung gewesen. Unverantwortliche, unselige Verblendung, die auf unsern Ueberfluß an Fürstenwesen noch eine neue Fürstlichkeit pfropfte und vollends eine solche, die förmlich den alten Reichsprincipat des österreichischen Hauses wieder herzustellen schien! Wozu

haben denn in Deutschland drei Jahrhunderte daran gerüttelt und gearbeitet, es frei zu machen von Habsburgs Herrschaft! Wozu hat Preußen seine Schlachten geliefert, als für eine kräftige Selbstständigkeit und die Freiheit vom Reiche bei dessen Ohnmacht! Diese Selbstständigkeit mußte, nach dem Geiste der vorangegangenen Zeiten, durch die Souverainetät der Fürsten hindurchgehen. Aber nach 1789 fing der Umschwung an, daß das, was die Fürsten sich selbst genützt zu haben glaubten, den Völkern zu Gute kam. Dem preußischen Volke gehörte schon 1815 seine ihm durch Friedrich eroberte Unabhängigkeit von Oesterreich und seit 1848 gehörte sie dem deutschen Volke. Dann konnten wir preußischen Demokraten und deutschen Vaterlandsfreunde im Norden euch zurufen: „Laßt uns gewähren, wir werden Denen, die ihr bei uns haßt, das Schwert der Macht schon entwinden und es auf dem Altar des gemeinsamen Vaterlandes niederlegen!" Aber an diesem Altar darf kein neuer Fürst stehen und am wenigsten ein österreichischer. Verlacht uns nicht, daß wir dem weißen Rock gegenüber Preußen sind! Ihr sagt, wir können uns nicht von unsern preußischen Anschauungen befreien, aber ihr könnt es nicht einmal von euren Hessen-Homburgischen!

Auch die Staatsmänner Preußens können nicht daran arbeiten, Preußen zu zerstören. Wie wollten sie das mit ihrem Gewissen verantworten! Es ist traurig, daß die preußische Politik seit 1815 schon allein das Wort Preußen in Deutschland so unbeliebt gemacht hat. Man sollte in Sanssouci Alles von sich werfen, was diesen Haß genährt und gefördert hat. Aber Preußen kann sich darum selbst nicht aufgeben. Das hieße den Görres, Phillips, Sepp, allen Ultramontanen, denen das Wort Preußen gleichbedeutend mit einer Incarnation des Teufels ist, Alles einräumen. Diese Adepten des Görres'schen Hasses lehren seit Jahren, daß die deutsche Geschichte durch Preußen verrathen und das alte katholische österreichische Principat wiederherzustellen sei. Und weil alles Preußische seit Jahren gleichbedeutend mit Anmaßung wurde, deshalb sollten sich auch die freisinnigen Söhne dieses Landes, die diesen Geist der Anmaßung selbst

haßten, aufgeben? Die Formen zerspringen, der Kern bleibt wer sich immer am Nächsten ist, ist der Mensch. Die Sonderbündelei der Bayern ist größer, als die der Preußen. Im Gegentheil kann Preußen alle diejenigen Sonderbündler nennen, die sich von ihm abwenden.

Preußen soll in Deutschland aufgehen! lautete der Ruf, der Vieles bedeuten konnte. Er kann heißen: Preußen ist der offene Schlund, der Deutschland zu verschlingen hofft. Er kann heißen: Preußen ist eine Form, deren ganzer Inhalt einmal Deutschland werden dürfte. Selbst um diesen Preis würde doch Herr von Griesheim gern die fernere Nichtexistenz eines Preußen anerkennen? Oder ist Preußen diesen Herren wirklich nur Preußen? Es kann endlich heißen: Preußens Politik wird hinfort nur noch eine solche sein, daß es keine Anlehnung mehr an Oesterreich oder Rußland, sondern nur noch eine an das ganze Deutschland suchen wird! In diesem letzten Falle wäre das Wort des Königs mindestens ebensoviel werth, als das des Erzherzogs: „Kein Preußen! Kein Oesterreich! Ein einiges Deutschland!

Ein Frankfurter Parlament freilich, das durfte man sich nicht verschweigen, schrieb diesem Aufgehen Preußens in Deutschland bestimmte Bedingungen vor. Sind die Beschlüsse der Frankfurter Majorität für Preußen bindend, so hat Preußen keine eigene Politik mehr. Es ist nicht genug zu schätzen, daß gerade die dänische Frage die Veranlassung geboten hat, an der Schwelle des Eintritts in ein Pangermanikon diese Conflicte vorauszusehen und darüber einen Entschluß zu fassen.

Die Frankfurter Abstimmung, die den Waffenstillstand guthieß, hat dem Vaterlande eine große Gefahr und dem Berliner Hofe eine Verlegenheit ersparen wollen, hat aber das Ministerium Auerswald tief beschämt. Der Waffenstillstand ist nicht etwa von Denen, die ihn guthießen, gebilligt worden. Es früge sich fast, ob es nicht besser gewesen wäre, gerade wegen Preußens ihn zu verwerfen. Man hätte dann ohne Weiteres vom Berliner Cabinet offenes Visir gehabt und Preußen hätte sich entscheiden müssen: Entweder — oder. Die Demüthigung des Altpreußenthums wäre nicht aus-

geblieben. Denn im ersten Augenblicke hätte freilich alle Welt in Preußen wol die Nothwendigkeit des Berliner Cabinets, seine Ehre zu retten, eingesehen, die Berliner Vereinbarer hätten den Frankfurter Beschluß nicht gutheißen können, aber der magnetische Zug zur deutschen Sache hin hätte sich doch so bald in Preußens Bevölkerung wieder geltend gemacht, daß die Nation, als solche, Pommern vielleicht ausgenommen, sich hier wieder von der Sache seines Königs getrennt hätte und entweder factisch oder moralisch zu Deutschland hinübergetreten wäre. So schlimm steht es mit einer Politik, die gegen den Strom angehen will! Beherzige das Berliner Cabinet diese Warnung! Ergreife es die Gelegenheit, nicht zum zweiten Male eine solche Gefahr herauf zu beschwören! Rüste es sich, wenn im Frühjahr das Eis der Belte aufgegangen sein wird, mit der erdenklichsten Anstrengung, die Scharte dieses Waffenstillstandes auszuwetzen und nichts gut zu heißen, was nicht die Genehmigung der deutschen Nation entweder gewiß hat oder wenigstens eine offen gehaltene Zustimmung des Parlaments voraussetzt!

Die in diesen Tagen erfolgte Ernennung Wrangel's zum Ruhestifter zwischen Elbe und Oder, dessen im altpreußischen Styl verfaßter Armeebefehl sind bedenkliche Zeichen einer Krisis, die unsere guten Hoffnungen von der consequenten Selbstbeherrschung, die in Potsdam herrsche, widerlegen sollten. Man umgeht bei Bildung des Ministeriums die Kammer. Man versuchte eine Zusammenstellung parlamentarischer Elemente. Dann plötzlich kehrte man die rauhe Seite heraus und drohte mit einer militairischen Diktatur. Daß zwischen Oder und Elbe die Ordnung gelöst ist, die Achtung vor dem Gesetz geschwunden, ist eine Voraussetzung, die nur aus Köpfen kommen kann, die unter Ordnung und Achtung vor dem Gesetz die Herrschaft der absolutistischen Zuchtruthe verstehen. Man hatte in Wrangel einen Offizier zu entdecken geglaubt, der sich über die engherzigen Vorstellungen des preußischen Garnisondienstes einen geschichtlichen, allgemein deutschen Blick gewonnen hätte. Allein dieser Armeebefehl und seine unablässige Berufung auf die Disciplin verrathen wenig vom Anhauch des neuen Geistes. Es ist der alte Gamaschenstand=

punkt. „Preußen nichts ohne sein Heer", „das Heer nichts ohne Disciplin", daran kann man nur die letzten verzweifelnden Zuckungen einer absterbenden Periode erkennen. Die Offiziere des Fahnenadels schaaren sich zusammen. Sie glauben den Fehdehandschuh, den ihnen der Geist der Zeit hinwirft, schon aufnehmen zu können. Sie können den Augenblick nicht erwarten, in Berlin das Martialgesetz proclamirt zu hören. Sie brennen vor Begierde, dem General Cavaignac, dessen Republikanismus sie dabei ignoriren, es gleich zu thun. Aber sie irren. Sie begehen ein Verbrechen, wenn sie die Gefahr, die Preußen und Berlin droht, mit der des 14. Juni in Paris vergleichen. In Paris handelte es sich um ein Extrem der Revolution, um ein Umwerfen der bisherigen gesellschaftlichen Ordnung. Es war ein Kampf des Princips der Familie gegen das Princip der Individualität. Cavaignac wußte, daß er in Paris nicht die Ordnung und Ruhe, nicht, wie Wrangel sagt, „die Achtung vor dem Gesetze" herzustellen, sondern eine welthistorische Schlacht zu liefern hatte. Die Schlachten der Bauernkriege führte man auf freiem Felde: die Schlachten der Arbeiterkriege muß man in den Städten liefern. Von einer Veranlassung zu einer solchen Principienschlacht zwischen alter und neuer Sitte, alter und neuer welthistorischer Ordnung, ist in Berlin nicht die geringste Spur.*) Man würde, wollte man in Berlin à la Cavaignac auftreten, immer nur das unterdrücken, was jetzt die legalste Entwicklung freien Bürgerthums ist. Man würde nicht für dieses friedliche, freisinnige Bürgerthum siegen, sondern nur für eine, jedenfalls vorübergehende, Wiederherstellung der alten Herrlichkeit. Man würde den Kampf vielleicht für den Augenblick gewinnen, aber ihn für alle Zukunft verlieren. Ein Volk, das sich in seinen Schicksalen nicht sicher weiß, ist des Aeußersten fähig. Verrathen in seinen Hoffnungen, schwankend in seiner Anlehnung an das Vertrauen auf gegebenes Wort und heilige Versicherung, hilft es sich zuletzt in seiner Verzweiflung durch jedes Mittel, das nur zu ergreifen ist.

---

*) Spätere Anmerkung. Wie haben sich seitdem die Zeiten zum Schlimmen geändert!

Wie ein, bei ehrlicher constitutioneller Voraussetzung würdiges Aufgehen Preußens in Deutschland denkbar ist, das habe ich bei den Grundzügen einer demokratischen Heptarchie besprochen. Daß sie von den Staatsmännern wird aufgenommen werden, ist kaum zu erwarten.*) Aber die Geschichte wird sie aufnehmen, sie, der beste aller Staatsmänner, die noch je am Ruder saßen, sie, die noch niemals abgetreten ist, selbst wenn ihre geheimsten und tiefsten Ideen momentan der Majorität erlagen.

Es bliebe nun noch übrig, von den Aussichten über Krieg und Frieden, von den republikanischen Ideen und von der socialen Bewegung zu sprechen. Einige Worte darüber mögen genügen.

Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten die Alten, und wir Neuen sagen dasselbe, wenn wir lehren: Der Friede ist die Mutter aller Dinge. Der Vater zeugt, die Mutter gebärt. Napoleon hat die Welt befruchtet, im Frieden reifte die Frucht. Erst waren die Hebärzte die Diplomaten, jetzt sind es die Völker selbst. Unsere Zustände von heute, wir selbst, sind Kinder dieser Zeugung. Aber die Kinder wachsen heran und werden den Entwicklungsproceß der Ideen fortsetzen. An eine noch lange Dauer des Friedens ist kaum zu glauben. Die Interessen sind zu hoch auf die Spitze getrieben. Die Völker sind zu streng gesondert. Die Macht der Ideen reicht lange noch nicht aus, die Leidenschaften zu läutern und die Begriffe von irdischer Bestimmung in den ewigen Frieden zu setzen. Die Erde ist ein Naturkörper, der seinen innern, wilden Gesetzen gehorcht. Wir Menschen sind abhängig von den tellurischen Kräften, die uns zurückziehen in das glühende Centralfeuer der Erde, selbst wenn wir noch so sehnsüchtig den Blick zu den Sternen aufschlagen. Als Einzelner sind wir weise, in der Masse werden wir Gattung und als Gattung sind wir thierisch.

Aber was als Anstoß zum Kriege nicht der Zug unserer

---

*) Späterhin geschah es theilweise doch. Ein unpartheiischer Geschichtschreiber darf die Bestrebungen von der Pfordten's und Beust's nicht verwerfen.

eigenen Leidenschaft thun wird, das müssen unsere politischen Formen thun. Sie werden nicht frei, wenn wir nicht in die Lage kommen, unser Aeußerstes an das zu setzen, was wir erstreben und als besser gewählt haben. Daß sich freie Völker, wenn es Krieg gäbe, den Despotismus gefallen ließen, weil dieser sie regle und im Kampf zusammenhalte, glaube ich nicht. Ich glaube an keinen Krieg, der nur das Militair als solches verherrlicht. Die Zeiten, wo man Kriege nur mit dem vorhandenen Quantum seiner stehenden Heeresmacht führte, sind vorüber. Radetzky kann heute von Mailand nach Wien kommen, und seine Offiziere werden, wie sie gedroht haben, die Stadt nicht züchtigen können. General Wrangel könnte Kopenhagen erobert haben, und die rückkehrenden Garderegimenter würden darum noch keine Dictaturgesetze in Berlin vorschreiben können. Wenigstens nicht auf lange. Ist aber die Gewaltherrschaft der vorhandenen stehenden Prätorianer nicht möglich, wie sollte erst die Freiheit in Gefahr kommen, wenn es Völkerkriege gäbe! Kann man ernstlich glauben, daß Rußland die Kraft besäße, Deutschland in absolutistische Fesseln zu schlagen? Kann man glauben, daß französische Marschälle dauernd wieder uns regieren werden, wie Davoust in Hamburg regierte? Die augenblicklichen Störungen der Wohlfahrt, des Friedens, der Freiheit wird niemand bei solchen Kriegen in Abrede stellen, aber an ein dauerndes Rückgehen unserer Zustände ist nicht zu glauben.

Die Fürsten wissen dies sehr wohl. Sie wissen, daß sie bei einem Kriege ihr kostbares Spielzeug, die sicheren Stützen ihrer Gewalt, die vorhandenen Militairkräfte zu opfern haben. Dieser erste Einsatz ist bei einem Volkskriege bald verspielt. Das Volk selbst würde sich erheben müssen. Alle Hülfsmittel des fortgesetzten Krieges würden von ihm so nur bedingungsweise dargeboten werden, daß man auch darin keine unglückliche Chance für die Freiheit erblicken kann. Deutschland aber vorzugsweise hat gradezu das Bedürfniß des Krieges. Es muß die Grenze und die Bedingung seiner Kraft kennen lernen. Es muß die wirkliche Nothwendigkeit der Einigung einmal in That und Wahrheit fühlen. Eine ein-

zige verlorne Schlacht deutscher Truppen würde uns ein zwanzigjähriges Parlament der Paulskirche ersparen. Die deutsche Nation würde wissen, wie sie sich zu helfen hat.

Die Republik ist in Deutschland ein Losungswort der Partheien geworden. Ich halte jede Republik bei einem Volke für unmöglich, das nicht sogleich weiß, wofür es die republikanische Form ausschließlich und allein benutzen würde. Karthago war eine Republik, weil Karthago nur Handel treiben wollte. Rom war eine Republik, weil es nur Krieg führen wollte. Genua, Venedig, Holland, Nordamerika, alle diese Republiken wußten, daß der Handel ihr einziger Zweck war. Die Schweiz weiß, daß sie außer Ackerbau und Viehzucht keine Mission hat. Die Lombardei würde nur eine Republik des Handels und der Industrie werden. Frankreich könnte wie Rom als Republik bestehen, wenn es eroberte oder das Socialproblem löste, sonst nicht. Jenes war in der Vergangenheit, dies wird nur in einer sehr entfernten Zukunft möglich sein und eine rein theoretische Republik hält sich schwerlich.

Der Zweck, für dessen Verherrlichung man in Deutschland an die Republik denkt, ist allerdings auch ein einiger und praktischer. Man scheint zu fühlen, daß unser nationales Verfassungswerk in Gemeinschaft mit den Fürsten nicht zu einem großen, kräftigen, einigen Deutschland führe. Hätten wir also eine Republik, wir würden wissen, wozu wir sie brauchten. Anders steht es um die weitern Folgerungen. Deutschland müßte erst einen Ludwig XIII. und XIV. oder die Guillotine gehabt haben, um den Boden für die Republik zu säubern. Die Macht des Adels ist zu groß. Wie es jetzt ist, kann und muß es eine Republik in seiner Gesammtverfassung werden, unbeschadet der monarchischen Formen, die im Einzelnen bleiben werden. Ist man im Stande, diese zu vereinfachen, sechs kräftige Königreiche zu bilden, so würde der Bestand der Republik, als die siebente Macht, allerdings schwierig werden und beweisen, daß die Republik, ausgerufen in großen Staaten, eine Uebergangsform, die Form einer Erlösung von einer unerquicklichen Gegenwart ist. Man versteht auch jetzt auf dem Lande,

wenn die Bauern von der Republik sprechen, allgemein darunter mehr das Aufhören des Bisherigen, als den Beginn von etwas Neuem. Republik ist tabula rasa, Aufhören aller Steuern an den Staat, aller Laudemien an die Gutsherren, die augenblickliche Quittirung aller unbezahlten Rechnungen. Man kann sich nicht verschweigen, die Zahl dieser Republikaner ist in Deutschland groß. Hecker's Einfall, als die lawinenartige Bewegung der Unruhe schon aufgehört hatte, war eben nur ein Einfall, eine abstracte Grille. Hätte Hecker die Republik im März ausgerufen, als die Bauern des Schwarz- und Odenwaldes bis hinauf nach Schlesien und Preußen die Schlösser der Gutsherren stürmten, da hätte man Mühe haben sollen, die Monarchie so bald wiederherzustellen. Indessen sie würde mit der Zeit, wenn auch in neuer Form gesiegt haben; die Republik der Furcht und die Republik der Ueberzeugung sind zweierlei.

Man kann die Monarchie hassen und braucht doch nicht für die Republik zu schwärmen. Man kann das republikanische Princip verehren und muß doch seine ganze Ausführung für unmöglich halten. Man kann die Republik herbeiwünschen, als ein Mittel zum Bessern, ohne ihm Dauer zu wünschen. Man kann auch die Republik theoretisch bekämpfen, ohne sich vor ihrem Eintreffen zu fürchten. Wäre sie nun plötzlich da, wie vom Himmel gefallen, wie sie in Paris vom Himmel fiel, was wolltet ihr thun? Würdet ihr sie von euch weisen oder es versuchen, mit ihr zu leben, wie Thiers, Odillon Barrot es versuchen? Hier entscheidet das Gefühl jedes Einzelnen. Bis dahin, daß wir noch keine Republik und unsere großen und kleinen Throne haben, kann man sagen: Die vollkommenste Staatsform des modernen Europa ist ohne Zweifel die constitutionelle Wahlmonarchie.

Die Republik mit ihren wandelbaren obersten Häuptern ist ein Tummelplatz des Ehrgeizes, die Monarchie hat vor ihr den Vorzug, daß man vom höchsten Stuhl der Macht wenigstens sagen kann: Der ist besetzt. Nur das erbliche Besetzen dieses Stuhles besteht vor einer idealen Politik nicht. Es ist so schlimm, daß die Völker jetzt einen Fürsten haben, den sie lieben, und morgen einen bekommen, den sie

hassen. Unsere Vorvordern gehorchten nur solchen Herzogen, die sie sich selbst gewählt hatten. Erst als das erwachende und sich ausbreitende Christenthum die Völker gegen die Händel der Welt gleichgültig stimmte und dann die Lebensgüter in die Bildung, zuletzt in materielle Glückseligkeit gesetzt wurden, ließ man die Wahl auf sich beruhen und nahm die Erblichkeit an. Aber die Erblichkeit ist nur Folge der Bequemlichkeit. Als Rechtsbegriff ist die Wahl im germanischen Staatsleben länger als irgendwo aufrecht gehalten worden. Alles, was an der Monarchie gut ist, wird durch die Erblichkeit verdorben. Die Wahl würde von vornherein den Gedanken zerstört haben, daß Völkerherrschaft ein Patrimonium ist. Nie wäre der Absolutismus angebahnt worden. Man hätte Graf, Herzog sein können auf dem Grundbesitz seiner Güter, nie aber König auf einem politischen Complex, wie im Grunde jetzt alle Staaten nur politische Complexe sind. Wol weiß ich, daß auch diese sich, wenigstens in Deutschland, feudalgeschichtlich entwickeln lassen, daß die Länder förmliches Eigenthum der Dynastieen sind, aber seit Rousseau den Contrat social geschrieben, hat der Mensch schon durch seine Geburt aufgehört, ein Leibeigner der Geschichte zu sein.

Die Wahlmonarchie ist durch Polen und seine Reichstage verrufen. Aber Frankreich machte auch die Republik durch die Guillotine verrufen und es gab und wird Republiken geben ohne Guillotine. Polen wird seinen Charakter nie verleugnen, auch wenn es dort wieder zu einer erblichen Monarchie oder zu einer demokratischen Republik käme. Die Erblichkeit ist beim Papstthum nicht möglich. Aber gesetzt, der Cölibat wäre nicht in der katholischen Kirche und eine römische Dynastie hätte sich erblich begründet, sie würde ihre Bedeutung für Europa bald verloren haben, wenn sie überhaupt noch existirte. Eine constitutionelle Wahlmonarchie dagegen dürfte vielleicht jetzt auch in Frankreich eingeführt werden. Man wird einen lebenslänglichen Präsidenten wählen, der constitutionell gebunden, sonst aber Regent des Landes ist. Beim Antritt seines Regimentes, nicht bei seinem Tode, wäre sein Nachfolger schon im Voraus zu bestimmen. Dies würde dem Chaos vorbauen, das in einer Zwischenregierung

entstünde. Sind dies Träume? Man wird sie in Schönbrunn und Potsdam belächeln. Aber was ist nicht Alles selbst schon in Rom, im Eskurial, in Versailles belächelt worden und kam dennoch!

Die sociale Revolution läßt sich nur durch den vollendeten Ausbau der politischen in ihren Gefahren hemmen. Irgendwo bricht die Menschheit mit ihren Bedürfnissen gewaltsam aus. Aber nimmermehr wird sie glauben, daß die Erde zu einer vollkommenen Glückseligkeit bestimmt ist. Sind die politischen Gestaltungen solche, daß sie einestheils dem öffentlichen Leben Frische, Regsamkeit und die moralische wohlthuende Erschütterung des Besten im Menschen sichern, anderntheils der Arbeit, Production, dem Verkehr erleichternd entgegen kommen, so wird man weder über ein sociales Eldorado grübeln, noch sich in seinem Hasse gegen die bestehenden Verhältnisse erbittern. Unter Louis Philippe war das politische Leben Frankreichs eingeschlafen. Der Constitutionalismus war langweilig geworden. Kein Wunder, daß sich eine chimärische Weltordnung in den Köpfen einnistete, deren Eier natürlich da, als die Republikerklärung Alles in Hitzegrad versetzte, ausgebrütet sein wollten. Bei einem frischen und gesunden politischen Volks- und Staatsleben können die ungleichen Bedingungen der Existenz sich nicht zum Schreckgespenste eines blos roh aufgefaßten Communismus aufthürmen.

Die Möglichkeit einer neuen Form unserer Vergesellschaftung ist an und für sich nicht abzuschneiden. Die Geschichte legt ihre Keime viele Jahrhunderte voraus. Der Keim des Christenthums wuchs neben dem Schierling, dessen Gift Sokrates trinken mußte. Luther's Ahnen waren Peter Waldus und Wiclef. Der französischen Declaration der Menschenrechte gingen die schwäbischen Bauernartikel und die Puritaner voraus. So werden auch die edleren Keime des Communismus in künftigen Gesellschaftsformen ihre Blüthen treiben. Der Staat, von den Pfingstzweigen der Liebe geschmückt, wird schon selbst den winterlichen Stubendunst des Egoismus verlieren. Wird das Unrecht auf den Thronen verfolgt, sollte es sich da in den Speichern der In-

dustrie, in den Comptoiren des Handels erhalten? Das Geld ist eine ungeheure Macht, aber zu einem großen Widerstande wird das Capital einer moralischen Anlehnung bedürfen. Diese giebt der Besitz des Geldes nicht. Der Reiche wird seine Rechte immer nur vom Zufall herzuleiten wagen und niemals ehrwürdig erscheinen, was selbst dem verjährten Despotismus der politischen Macht nicht selten möglich gewesen ist. Und wenn sich der Arme politisch nicht zurückgesetzt, der minder Gebildete durch sein Stimmrecht gehoben fühlt, wenn er mit den Besitzenden in Reih und Glied steht, wird es da dem Phantasten gelingen, ihn aus dem übertriebenen Gefühl gesellschaftlicher Erniedrigung nur durch ein vielleicht scheiterndes sociales Experiment aufzuschrecken? Ich glaube, daß es möglich ist, die communistische Tendenz unserer Zeit durch eine Pflege des Nationalstolzes, eine muthige und charakterfeste Anhänglichkeit an die demokratische Politik und die Umwandlung aller Entstellung der Religion in feierliche und ernste Hinblicke auf das Räthsel unseres Daseins zu zügeln.

Die Anarchie ist allerdings nicht ganz das bloße Schreckgespenst, zu dem es die Reaction zu machen pflegt. Oft genug tritt sie mit der Brandfackel, mit gezückten Waffen auf. Sie kann nicht geduldet werden, wenn sie überall das Princip der Selbsthülfe aufruft. Man vergesse aber nicht, daß im Charakter der Deutschen eine angeborne Tobsucht liegt. Die Fabrikarbeiter, die wandernden Gesellen, die Tagelöhner, die raufsüchtigen Bauern, die durch die allgemeine Militairpflicht eher verdorben, als gebildet werden, das sind, verbunden mit wirklicher Verbrecherhefe, wie sie sich in großen Städten findet, Elemente genug, um die friedliebenden Klassen zu erschrecken, Befürchtungen wegen der eigenen Sicherheit zu erregen, Maßregeln der Abwehr zu entschuldigen. Aber sehr bald ist hier erkenntlich, ob die Kraft, die der Staat gegen diese Gattung von Anarchie entwickelt, von aufrichtigen oder falschen Freunden der Freiheit ausgeht. Sehr bald verräth sich, ob die Staatsmänner Lust oder Schmerz ob dieser Strafe empfinden. Ein gewaltsames Verdrängen einer Staatsform durch die andere, die bewaffnete Intervention einzelner

Verschwörer, um dieser oder jener Thatsache den Sieg zu erringen, mag geschichtlich seinen Werth und seine moralische Berechtigung haben. Aber der gerade bestehende, für die Majorität sorgende Staat hat die gleiche Berechtigung, sich nicht ohne Weiteres von ihr wegschieben zu lassen. Doch auch hier erkennt man bald, ob die Staatsmänner weise, mäßig, gerecht, oder nur von ihrem verhaltenen Zorn, ihrer versteckten Intrigue geleitet werden. Die Art z. B., wie die Reichsministerien das Frankfurter Attentat ausbeuten wollen, wird jedem Vaterlandsfreunde verdächtig erscheinen müssen. Man sieht, daß sie den Regierungen durch argumenta ad hominem beweisen wollen, wie nützlich und nothwendig eine starke Centralgewalt sei. Man hatte gehofft, sie würden diesen Beweis durch die Politik führen, und sie führen ihn durch die Polizei. Da sind die Herren auf ihrem Terrain, da wissen sie rasch und entschieden aufzutreten, da haben sie den Regierungen Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben. Da geben sie sich sogar den lächerlichen Schein, als stünden sie durch Vorwürfe, die sie einzelnen Regierungsbezirken wegen unterlassener Vorsichtsmaßregeln machen, wunder wie hoch über den Häuptern derselben. Wenn die Centralgewalt keinen andern Weg weiß, der deutschen Nation ihre Kraft zu zeigen, so wird sie ihr nur noch als die Wiederholung des Bundestages erscheinen und dasselbe Schicksal gewärtigen müssen, das diesen richtete. Und das bald!

Der sicherste Weg, die Anarchie zu bekämpfen, den Geist der Unruhe aus den Städten, die Auflehnung gegen die Gesetze vom flachen Lande zu bannen, liegt nur in dem ehrlichen Bündniß der Regierungsgewalt mit der friedlichen Revolutionspartbei. Wer die Bewegung leugnet, ihre Ursachen verdächtigt, ihr Ziel zu frühe abstecken will, wird der unruhigen Elemente nie Herr werden. Die Staatsmänner, die an unsere deutschen Throne getreten sind, und höchstens nur sagen, wir conserviren das, was im März versprochen wurde, werden die Wogen nicht beschwichtigen. Denn es ist nicht mehr die bloße Erfüllung gewisser allgemeiner Freiheiten, um die es sich allein noch im deutschen Volksleben handelt, sondern unendlich mehr ist es der Trieb nach Organisation,

nach neuer und umfassender Staatsbildung, der befriedigt sein will. Diejenige Regierung, die nicht von diesem Triebe erfüllt ist und ihre Stellung am Throne nur als die Macht, dem deutschen Volke zu seiner wahren historischen Freiheit zu verhelfen, ansieht, wird den Schwierigkeiten ihrer Stellung erliegen. Denn nur dann ist Ruhe zu erwarten, jene Ruhe, welche die Gewerbtreibenden und Besitzenden als ihren höchsten und alleinigen Wunsch aussprechen und manche erbitterte Compagnieen der Residenz-Bürgerwehren mit Kolbenstößen gegen die Demokratie erzwingen möchten, wenn die organisirende Bewegungspartei auch ihrerseits der Ruhe bedarf und die Ruhe dann auch wirklich die Begleiterin der Freiheit ist. Warum war Berlin vom April bis September so unruhig, so ewig bedroht von Tumulten, beängstigt von Besorgnissen über Leben und irdische Wohlfahrt? Deshalb, weil die eben errichtete Bürgerwehr sogleich als Organ der Polizei benutzt wurde. Das Bewußtsein, eine Stütze der Freiheit, ja nur ein Kind der Freiheit zu sein, kam nirgends auf, wurde nirgends von Oben erweckt und gepflegt. Ein Staatsmann der friedlichen Revolution hätte das Bewußtsein der Bürgerwehr stärken, durch Feste erheben, durch Embleme und Symbole auf den Stolz hinführen sollen, Wächter der Erinnerung an die Tage des März zu sein. Eine Bürgerwehr, die sich vollkommen erwärmt hätte an dem Gefühl ihres ausschließlich nur liberalen Berufes, hätte die Anarchie zermalmt, statt daß sie, verdrießlich über einen ihr selbst nicht klaren Beruf, Indifferentismus zeigte und geschehen ließ, was geschah. Erst jetzt in der entschlossenen Miene, die sie dem Dictator zeigte, in dieser zum Kampf für die Freiheit gerüsteten Stellung, vor der sich die militairische Reaction hätte zurückziehen müssen, fühlt sie sich in ihrem wahren Wesen und man kann versichert sein, daß die Ruhe in Berlin weniger gefährdet ist, als wenn Wrangel die Häuser mit Shrapnells beschossen hätte. Wenn hier eine Lehre befolgt wurde, wer gab sie? Der Verstand derer, die täglich Vertrauen von uns verlangen? Nein, der Unverstand der offenen Gegner gab sie und der Zufall. Diesem wollen wir vertrauen. Vielleicht walten Genien über unsern Geschicken, schützende, rettende, segnende.

Die Größe oder der Untergang Deutschlands entscheidet sich durch das weitere Fortschreiten oder das Innehalten auf der Bahn, die jetzt in Frankfurt gewandelt wird. Wird man zurückkehren auf den Geist des Bundestages oder des Vorparlaments? Wird man die zahllosen Fehler, die gemacht wurden, zu verbessern suchen? Glücklicherweise ist noch Alles in Frankfurt provisorisch. Das Definitivum darf uns nichts Anderes bringen, als die Abdankung des Reichsverwesers, dessen nicht wieder vollzogene Wahl, die völlige Vermeidung einer fürstlichen Spitze für den Bau, den man aufzurichten den Muth haben muß. Die neuen Wahlen für das Parlament werden bewußter und besser ausfallen, als im Frühjahr. Zögerte man aber an dem endlichen Vollenden des Werkes, mißbraucht die provisorische Reichsgewalt die mittelmäßige, gesinnungslose Zusammensetzung dieses Parlaments zu immer weiter gehenden Rückschritten auf der Bahn unserer freien politischen Entwicklung, dämmt sie auch diejenigen Fluthen ab, die segnen und befruchten sollen, so muß das deutsche Volk das Mandat des Parlaments für erloschen erklären, die Deputirten zurückrufen und jenem heillosen Verrath die gesetzlich scheinende Anlehnung nehmen. Es ist die Pflicht der Linken in der Nationalversammlung, diesen Schritt jetzt schon vorzubereiten. Wenn sie sieht, daß ihre Bestrebungen nicht durchdringen, so erfordert ihre Ehre, daß sie auf ihre Stimmen verzichtet oder auf die Plätze zurückkehrt, wo ihre Wirksamkeit nothwendiger ist, als da, wo sie nur noch reden, nicht handeln kann. Wir haben noch keinen geordneten parlamentarischen und überhaupt constituirten Zustand. Die Deputirten, die in Frankfurt nichts wirken, haben kein Recht, sich in Frankfurt anzusiedeln, Zeitungen dort herauszugeben, aus dem Fleischtopf der Diätenkasse sich ernähren zu lassen und durch parlamentarische Praktiken, durch Coalitionen mit Rechts und Links, Halbrechts, Halblinks, mit dieser „Fraction" und mit jener „Nüance" u. s. w. es auf einen zufälligen oder plötzlichen kleinen Sieg ankommen zu lassen. Wir leben zur Zeit noch in einer Revolution. Wenn hundert Deputirte in Frankfurt austreten, ihren Wählern die Gründe dieses Schrittes auseinandersetzen, so müßten die

Fortschritte der politischen Bildung, die wir seither in Preußen, Sachsen, Oesterreich gemacht haben, gering sein, wenn man glauben könnte, die Committenten würden Reactionäre schicken. Ist nicht vielmehr vorauszusehen, daß ein solcher Schritt uns wieder in's Bewußtsein jener Thatsache zurückführen würde, daß wir zur Zeit noch im Unfertigen leben? Ist wol zu glauben, daß der einem solchen Schritte folgenden gewaltigen, aber gesetzlichen Agitation das übrigbleibende Rumpfparlament die Stirne würde bieten können? Ist selbst bei gemäßigten Ansprüchen dieses ganze Einigungsverfahren so beliebt, so populär geworden, daß man glauben könnte, das Rumpfparlament würde eine große Theilnahme finden und nicht vielmehr allgemein gewünscht werden, es hätte das ganze Parlament seinen Beruf rascher und tüchtiger erfüllt? Gesetzt, die Majorität des deutschen Volkes entschiede sich für ein neues souveraines Parlament in Nürnberg und es erhöbe sich die Parole Nürnberg oder Frankfurt, glaubt ihr, daß eure sogenannten „constitutionellen" und „deutschen" Vereine stark genug wären, die Fahne Nürnberg, die rauschend sich entfalten würde, gegen die aus hundert Gründen in Mißcredit gerathene Fahne Frankfurt in Schatten zu stellen? Die Frankfurter Deputirten, die sich sagen müssen, sie könnten nichts mehr für die Größe und Würde des deutschen Namens ausrichten, haben die Pflicht, nicht einzeln, sondern als Gesammttheil auszutreten und dem Volke die Möglichkeit zu retten, den Gang der Dinge, wie dieser jetzt in Frankfurt eingeschlagen ist, anders zu bestimmen, als er zur völligen Verkümmerung dessen, was wir hoffen durften, bestimmt scheint. Sich in Frankfurt an seinen Sitz kleben, nur die Ehre des Deputirten genießen wollen und uns nur auf die rhetorischen Vetos in den stenographischen Berichten verweisen, ist der großen Frankfurter Mission unwürdig. Sie ist eine geschichtliche, eine Mission des Handelns gewesen, keine des Redens und des parlamentarischen Abwartens und Versteckspielens.

Deutschlands gegenwärtige Lage gleicht der im Vorhof eines Tempels auf hohem Berge wachenden ungethümen Sphinx. Wer ihre Aufgabe nicht löst, den wird sie zerreißen.

Wer aber das rechte Wort ausspricht, vor dem wird sie sich in den Abgrund stürzen und die Pforten des Tempels werden aufrauschen und die Genien des Vaterlandes ihm den Kranz des Siegers reichen.

Dieser Oedipus aber wird — das sehen wir schon — kein Fürst und kein Staatsmann, sondern das deutsche Volk selbst sein.

---

## XIII.

## Vorläufer oder Nachzügler?

## 1850.

---

Die Reaction ist in vollem Zuge. Anzuerkennen sind alle Standpunkte, die von einem klaren, charakterfesten Urtheil über die Menschen und Dinge ausgehen; unbedingt verwerflich ist der Standpunkt der Erschöpfung und Blasirtheit, verwerflich für jede Meinung.

Ich lese irgendwo: „Die Badener Bluturtheile rühren niemanden, sie sind verdient, sie erregen nicht einmal Interesse, es sterben dort nur die Nachzügler der Bewegung, keine Vorläufer, ebenso wie die Wiedertäufer nur Nachzügler der Reformation waren; ihr Blut wird keine neuen Saaten düngen. Die Trauerbilder um Kinkel mögen in künftiger Zeit die elegische Literatur bereichern, in der politischen Atmosphäre von heute verhallen sie."

Ich gestehe, daß mir die Sprache des Blasé in der Politik die widerlichste ist. Das Individuum ist erschöpft, darum soll es auch die Geschichte sein? Ihm selbst schwinden seine Anknüpfungen, unsicher werden ihm seine Standpunkte, da ergreift er die Flucht und leugnet deshalb die Erscheinungen, weil er sie nicht mehr sehen will? Freilich wohl, die Erscheinungen fangen an, auf neue Wurzeln hinzuweisen! Von der Oberfläche wird man bald nichts mehr abschöpfen können, um täglich seinen Leitartikel für eine

Zeitung zu schreiben. Die Zeit fängt an eisern zu werden und erfordert Männer. Da soll sich ein solcher blasirter Publicist nicht mehr auf seine Ottomane werfen? Die Feder soll ihm in der schreckgelähmten Hand stocken? Er soll aufflammen mit neuen Rathschlägen, soll der hoffenden, zagenden, verzweifelnden Menschheit einen Lichtschimmer durch die dunkle Gegenwart in die Zukunft zeigen — der Trommelwirbel der Hinrichtungen dringt an sein Ohr und von Entsetzen ergriffen schreibt er: „Die Bewegung hat sich überlebt, kein Mitleid, keine Thräne, höchstens eine Bereicherung der künftigen elegischen Literatur"!*)

Ich glaube nicht, daß dieser Sprecher, der mit den Trauerweiden der Gegenwart wenigstens den Park der elegischen Literatur der Zukunft geziert sehen will, zu den Seelen gehört, die Schiller Lavendelseelen nannte. Unsere Zeit kann keine Lavendelseelen mehr haben. Unmöglich! Wir haben zu viel erlebt. Zu wild brauste der Sturm durch die große Windharfe der Zeit. Wer wird da entfliehen? Wer wird nicht sagen, daß mit dem Trommelwirbel der Hinrichtungen eine neue Melodie in unsere gegenwärtige Bewegung kommt? Es mag still werden, einsam, schauerlich, gespenstisch, wie es Morgens vier Uhr drüben in Rastatt gewesen sein mochte, als zwischen dem Knall der Büchsen nur die Hähne der Frühe krähten; aber diese Stille im deutschen politischen Leben scheint mir bedenklicher, als der frühere schwatzhafte Lärm der Berliner und Wiener Straßenbewegung. Es ist eine Stille, die jenen Blasé zum Nachdenken hätte auffordern sollen, wenigstens zur aufrichtigen Beantwortung der Frage: Ob wir jetzt in der rechten Erkenntniß sind, Deutschland zur Ruhe und zur Einheit gebracht zu haben?

Im höchsten Grade anerkennenswerth ist es, wenn sich ein ästhetisches Gemüth in diesen vergangenen Tagen der Irrung und Verwirrung nicht in eine souveraine Verachtung der Gegenwart zurückzog, nur noch den Tasso und Ariost lesend. Es haben sich leider Viele, die gewohnt sind, mehr in der Welt des Scheins als der Wirklichkeit zu leben, so

---

*) Augsburger Allgemeine Zeitung, 1849, Nr. 226.

zurückgezogen in ihre archimedischen Zirkel oder trophonischen Höhlen. Hat doch selbst Gervinus, gewiß ein Mitsprecher schärfster Zunge, als dieser nicht genug gehört wurde, der Paulskirche seinen „Shakspeare“ als Paroli geboten! Nein, Ehre Dem, der den Muth behielt, dem Zeitgeist Rede zu stehen und im Chor der hunderttausend Narren die Schellenkappe seiner Ueberzeugung, wenigstens nicht die Nachtmütze der Resignation, über das Ohr zu ziehen. Aber wenn der dumme Materialismus, der unsere Bewegung verdorben hat, müde würde zu hören, sollte da der Idealismus auch müde werden zu sprechen? Der wahre sollte es nicht. Dem Denker ist seine Wahrheit dieselbe, ob er sie vor Hunderten oder nur vor den Dreien ausspricht, die ein Collegium bilden. Die Form der Debatte kann sich ändern, wenn, wie jetzt, Belagerungszustände neben das Tintenfaß den Schlüssel der Gefängnisse legen oder gar die Kugeln des Standrechts sausen; aber auch nur die Form. Im Wesen, in dem Umfang der erstrebten Grundsätze muß sich der Anwalt der öffentlichen Meinung so lange gleichbleiben, bis der ihm anvertraute Proceß gewonnen ist.

Der blasirte Publicist erklärt die Demokratie für erschöpft, für erloschen und bewundert nur noch die schnelle, zauberhafte Entwicklung militairischer Kräfte, die uns so imposante kriegerische Schauspiele aufgeführt hat. Wer kann die Demokratie nach der Art, wie sie sich allerdings toll genug geberdete, als ein Dauerberechtigtes anerkennen? Wenn sich aber eine Idee von ihren Schlacken reinigt, ist sie darum erloschen? Wenn eine Flamme, deren Nahrung ein mit Wasser gemischtes Oel war, aufhört zu knistern, so hat das Oel das Wasser überwunden und die Flamme wird reiner brennen. Gerade jetzt, im Angesicht des Treubundes, im Angesicht des gedankenlosen Rückfalls in den alten beschränkten Unterthanenverstand und die alte soldatische und bürgerliche Sondereitelkeit der Stämme, beginnt die schöne Aufgabe eines freien und selbstständigen Publicisten. Wer jetzt ausruft: Alles ist vorbei, Alles ist eitel! und sich die Dinge gefallen läßt, wie sie sind, der war entweder nicht berufen, während des allgemeinen allerdings wüsten Lärms mitzu-

sprechen und der Nation eine Beachtung seiner Meinung zuzumuthen, oder er hat sich für immer eine zu schwere Aufgabe auf seine Schultern geladen.

Die Demokratie war leider fast überall eine in den Märztagen zu rasch aufgeschossene Wucherpflanze. Berlin war im März 1848 völlig unreif, Politik zu treiben. Die Beamten sogar wurden plötzlich demokratisch, weil ihnen der König es zu werden schien. Man gab von oben her Zugeständnisse an einen Geist, der nach unten hin mit solchen Forderungen nicht vorhanden war. Die Minister und Rathgeber des Königs verriethen, daß sie die französischen Ideen kannten, von geheimen Umtrieben auf Schulen und Universitäten wußten, die verbotenen Zeitungen gelesen hatten, und bewilligten Dinge, die man im Volke, in der Masse kaum dem Namen nach kannte. Da kam denn eine demokratische Gährung zu Stande, deren traurigen Niederschlag wir jetzt sehen: Entmuthigung, nach dem Schein des Charakters haschendes Grollen und Schmollen mit dem Staate, der wie der seine Kraft aus der Neubelebung und Modificirung der alten Elemente nothdürftig herstellen mußte. Man entzieht sich den Wahlen! Man läßt die Dinge mit Minoritätsansichten fortschreiten und bildet sich ein, die Geschichte nähme bei ihrem Gericht diese Proteste der schweigenden Majoritäten zu Protokoll! Als wir die Censur hatten, durften wir denn da die Feder aus der Hand legen? Konnten wir denn damals sagen: Wir schweigen, bis wir Preßfreiheit haben? Und wenn die Reaction die Preßfreiheit genommen haben wird, werden wir da wirklich verstummen und uns der Presse für unsere Meinungen nicht mehr bedienen?

Wir wissen nicht, bis wie weit die Reaction gehen wird. Eine Reaction giebt es, die gerechtfertigt und natürlich ist, die Reaction der im Kreise, aber aufwärts gehenden Spirale. Jedes ausgetretene Wasser kehrt naturgemäß in sein Bett zurück. Noch keine Idee hat die Welt im ersten Anlauf umgestalten können. Wer Staatsmann war in diesen letzten beiden Jahren, hatte unverkennbar die Pflicht, diese natürliche Reaction anzubahnen, die eben darin besteht, daß man mit

der Gesellschaft und ihrer nächsten Ordnung keinen andauernden Zustand des Experimentes dulden kann. Ob aber für die Reaction, die über dies natürliche Maß noch hinaus will und sich einbildet, die Februarrevolution und ihre Folgen seien das Werk eines Versehens, eines tollen unbegründeten Mißverständnisses gewesen, ob für diese Reaction die wilde geballte Faust des Jahres 1849 nur das ohnmächtige Höhnen der Nachzügler gewesen, muß die Zukunft lehren. Der Anwalt der großen Zeitfrage darf nicht furchtsam zusammenschrecken vor dem, was allerdings das Menschenherz erzittern läßt. Er muß das Schreckliche prüfen, nicht mit dem Riechfläschchen fliehen und in der eigenen Ohnmacht, die ihn wol beim Rückblick auf das schreckenvolle Jahr 1849 befallen kann, auch die Ohnmacht eines Princips sehen. Wir nennen die handelnden Personen des verflossenen Jahres keine Vorläufer und auch keine Nachzügler; wir wollten nur Einspruch thun gegen die blasirten Publicisten, die von einem Schicksale, wie z. B. das Gottfried Kinkel's, nichts Andres zu sagen wissen, als: „es gehöre der künftigen elegischen deutschen Literatur an".

---

## XIV.

## Ueber Innere Mission.

## 1851.

---

Es wäre betrübend, wenn wir das Heil der Welt von jener Seite her erwarten sollten, wo wir in diesem Augenblick den Markt am belebtesten, die Erörterung über die Zeit am lärmendsten geführt hören. Der Weltgeist geht seine eigenen Bahnen. Er steht, ein müßiger Zuhörer, da nicht still, wo wir unsere Tribünen, unsere Gaukelbuden, ja nicht einmal da, wo wir unsere Gerichtsschranken aufgeschlagen haben. Er wohnt im Walde wie ein Einsiedler, oder er schläft in einer Felsenspalte, wie jene greisen deutschen Könige, die auf ihre endliche Wiederkehr aus dem Kyffhäuser oder dem Untersberge in der That ein wenig gar zu lange warten lassen! Es wäre entmuthigend, wenn wir den Weltgeist und seine großen schöpferischen Gedanken von Paris, von Rom oder St. Petersburg aus erharren und erhoffen sollten.

Der Philosoph des Universums ist der Politiker der Dachkammer. Er beobachtet die Gestirne, hört das Rauschen der Winde, das Toben der Elemente; aber eine knarrende Wetterfahne ist seine Börse; Sternschnuppen sind seine telegraphischen Depeschen. Er liest den wahren Nostradamus aller geheimen Politik, die Geschichte, die echten, die unverfälschten Jahrbücher Klio's, vergleicht und erläutert sie sich durch die Geschichte der Religionen und der Philosophieen, und sein

Ohr hört in der kleinen Dachkammer, sein Auge sieht beim Schimmer der Lampe mehr vom Weltgeiste, als man in den Spalten eurer Zeitungen oder im Portefeuille eurer Minister ahnt.

Perikles, so groß er war, ist doch nur ein Metternich des Alterthums gewesen, der die Geschichte nach der Börse und den telegraphischen Depeschen beurtheilte; während Sokrates, Plato, Euripides in ihren Dachkämmerchen saßen und sogar schon Ahnungen vom Christenthum hatten. So ging es bei Vorahnern mit der Reformation, der Revolution. Die kleinen Feldwege, die der Weltgeist liebt, auch über die Sümpfe hinweg, wo die Irrlichter der Träume und Irrthümer als Avantgarde der Wahrheit tanzen, diese Nebenwege sahen wir in der neuesten Zeit in Fülle. Was ist nicht Alles überraschend, unerwartet gekommen! Wie viel Erscheinungen im sittlichen Völkerleben, im Gedankenleben tauchten Anfangs gering und fast versteckt auf, und nach wenig Jahren wurden die kleinen Saatspitzen Stämme und Wälder. Ein solcher etwas dunkler und unheimlicher Wald ist z. B. der Communismus, von dem man vor fünfzehn Jahren wie von einer kleinen Curiosität, einer Narrheit schweizerischer Schneider sprach, und der sich später als ein so gefährlicher Hebel der Ereignisse erwies, als ein Geheimniß, das plötzlich Alle kannten, eine Anekdote, die Geschichte geworden und noch mehr werden zu wollen scheint.

Ist es mit eurer „Innern Mission" auch so? Es wächst unter diesem Namen etwas unter uns auf, was sich noch bescheiden wie ein Veilchen am Bache giebt, mit Macht es aber darauf anlegt, eine Ceder am Libanon zu werden. Da werden Vereine gestiftet, Sendschreiben erlassen; die Netze, die fast nur wie in der Nacht ausgeworfen scheinen, werden immer größer und die Maschen immer kleiner; starke, kräftige Hände leisten Aposteldienste am Galiläischen Meer als Fischer, die sie anziehen, schon predigt man Wunder und hat die Großen der Erde für sich. Die Innere Mission ist seit den Concilien in Wittenberg, Stuttgart, Frankfurt am Main keine kleine Conventikelfrage mehr. Sie hat mit voller Offenheit einen Einblick geboten auf das große, erstaunlich angewachsene Feld

ihrer Thätigkeit, sie veröffentlicht fortdauernd eine Statistik ihrer scheinbaren oder wirklichen Erfolge, und ist so organisirt, daß wir bereits von einem in Berlin residirenden Centralausschusse über alle Gegenden deutscher Zunge, alle Abzweigungen deutscher Abstammung gegen einhundert und zwanzig Agenturen ausgegangen erblicken. Da ist es wol an der Zeit, die Erörterung über Ursprung, Zweck und Mittel der Innern Mission so allgemein wie möglich zu machen.

Man ist vollkommen berechtigt, die Innere Mission geradezu eine Parallele des Communismus zu nennen. Es ist die Kehrseite einer und derselben Aufgabe, nur geistlich, conservativ und reactionair aufgefaßt. Wie der Communismus anknüpft an die Leiden und Gebrechen der Gesellschaft, an die physischen und moralischen Krankheiten des Lebens, an Armuth, Uebervölkerung, Verbrechen, physisches und sittliches Elend, so auch die Innere Mission. Nur in der Abhülfe dieser Mißstände sind sich beide, Pole desselben moralischen Durchmessers der Erde, entgegengesetzt.

Der Communismus will die Menschheit verbessern, die Innere Mission den Menschen. Jener führt alles Elend auf die Verderbniß des Staates, diese zunächst auf die Verderbniß der Kirche zurück. Beide sind darin einverstanden, daß ihr einzelnes Heilen und Sorgen an einer einzelnen Stelle nicht mehr hilft. Jener hat offen die Nothwendigkeit einer radicalen neuen Organisation der Gesellschaft und der allgemeinen Gleichberechtigung an den Gütern der Erde ausgesprochen; diese drängt, unverkennbar, nach einer umfassenderen Form, als bisher in dem vereinzelten Wirken ihrer Vereine lag. Mit den Frauenvereinen, Krankenvereinen, Diakonen- und Diakonissenanstalten, den Bibelgesellschaften, den geistlichen Buchhandlungen, den Besserungsanstalten verwahrloster Kinder u. s. w. allein ist der Innern Mission noch nicht gedient. Sie strebt dahin, ein organisches Glied des Staates und der Kirche zu werden und alles das, was ihr am alten Staate und der alten Kirche widerspricht, wegzuschneiden oder nach ihrem Bedürfnisse umzumodeln und das ganze Leben in ihrer Art zu verjüngen und zu „erfrischen".

Zwei Heilmethoden einer und derselben Krankheit müssen

wol die Aufmerksamkeit des Denkers erregen, vor allen Dingen die Thatsache feststellen, daß wirklich ein großes Uebel, eine schwere Krankheit vorhanden sei. Die seither immer noch unglücklich ausgefallene Kur, die dieser Krankheit durch den Communismus wurde, kennen wir. Die neueste Geschichte hat uns mit genug Blut und Jammer das scheiternde Experiment dieser Kur in Paris vergegenwärtigt. Es ist wol der Mühe werth, zu untersuchen, ob die Innere Mission die wahre Heilung bringen wird, den Arzt, der das rechte Wort des Lebens spricht.

In dem Worte „Innere Mission" liegt zunächst eine Neubekehrung zum Christenthum. Nicht in die Heidenwelt jenseits der Meere hätte der christliche „Apostel" noch allein zu ziehen, sondern in unserer eigenen christlichen Welt gäbe es des Heidenthums genug; Unglaube, Abfall, Feindschaft gegen Christus; und diese schlimmen Mächte zu bekämpfen, wäre Predigt, Lehre, Liebeswerk bei uns selbst am nothwendigsten. Die Innere Mission sagt: Man müsse die Ungläubigen, Abgefallenen, Feindseligen gewinnen; man müsse sie bekämpfen, wo sie störrisch sind; man müsse sie aufsuchen, wenn sie nicht von selbst kämen. Man müsse sich Jedem zu nähern suchen, dem Gesunden, dem Kranken, dem Reichen, dem Armen; man müsse zwingen, wo man nicht gutwillig Gehör gäbe, man müsse im rechten Geiste geben und im rechten Geiste nehmen. Das sittliche Verderben, das Unglück, die Armuth, die Krankheit wären allerdings die nächsten Pforten, wo die Innere Mission anzuklopfen hätte: aber anzuklopfen wäre auch da, wo man des Arztes am wenigsten zu bedürfen glaubte; mit einem Worte, überall, in allen Verhältnissen, in allen Ständen müßte wieder für Christus allein geworben werden und mit der Rückkehr zu dem Quell des Lebens, von dem sich die heutige Welt abgewandt hätte, würde auch wieder ihr wahrer Trost, ihre Erquickung, ihr Friede einkehren. Die politische Frage ist damit völlig beseitigt.

Wenn diese Definition des innern Missionswerkes, wie ich glaube, die richtige ist, so kann die Frage entstehen, aus welchem Drange überhaupt ihr Wirken und Schaffen hervorging? Ist es der Drang der Liebe oder der Drang nur

des Glaubens? Entsprang die Innere Mission einem Herzen voll Mitleid, voll Schmerz über die Leiden der Menschheit, voll Liebe für die Armen und Kranken, oder entsprang sie nur einer glühenden religiösen Ueberzeugung, der Leidenschaft, der Andacht, dem Zorn der Gläubigen über die Irrenden und Zweifelnden dieser Welt? Ich glaube, daß diese Frage der Angelpunkt ist, um den sich der Werth oder Unwerth dieser neuen Cultur- und Zeitrichtung wendet und von dem aus man unser Volk zur Theilnahme an der Innern Mission entweder auffordern oder davor warnen muß.

Ein frommes Gemüth, es mag sich binden lassen durch welchen Glauben es will, verdient gewiß Verehrung. Barmherzige Samariter sollen uns gesegnet sein. Wen der Drang der Liebe treibt, an die Krankenbetten zu treten, sich die Gefängnisse erschließen zu lassen, verlorne Seelen auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, wer wollte da nicht die Krone der Heiligen geben? Anders aber ist es mit einer Wohlthätigkeit, die nicht um ihrer selbst willen zu den Hülfsbedürftigen kommt, sondern ihr Liebeswerk nur als die Veranlassung einer zweiten Absicht, der Bekehrung, nimmt. Der Gewinn für den Hülfsbedürftigen, der im gespendeten Beistand liegt, mag derselbe und immer dankenswerth bleiben, aber der Duft der Gabe ist verweht, die Blüthe dann abgestreift, wenn der innere Missionär in einer weiter hergeholten Absicht kommt. Gegen die „christlichen" Krankenhäuser ist schon lange dieser Einwand der Mißstimmung über ihre eigentliche tendenziöse Absicht erhoben worden; aber die Innere Mission hat diesen Makel auf sich haften, daß sie das Product einer zweideutigen Liebe ist, eher das Product des Zornes, jedenfalls einer polemischen, den Kranken und Elenden mehr drückenden als erhebenden Absichtlichkeit.

Man kann wol sagen, das gewöhnliche kirchliche Christenthum will sich durch die Innere Mission bei uns, in unserer protestantischen Welt, auf seine alten Tage einen Reiz geben, der ihm nur schön stehen würde, wenn es der Ausbruch jugendlicher Schwärmerei wäre. Was rührt uns denn an einer frommen, treuen, hingebenden Seele, die das Himmlische aus Entzückung liebt, und was stößt uns ab, wenn wir

eine ermattete Weltlichkeit am Ende ihrer Laufbahn, im Unvermögen ihrer abgestorbenen Kräfte, sich plötzlich dem Glauben und der Ascetik zuwenden sehen? Die Pflege der Armen und der Kranken war des Christenthums erster kindlicher Trieb. Dann kam eine lange Herrschaft der Weltlichkeit, des Genusses, der oberflächlichsten Aeußerlichkeit. Selbst die Reformation reformirte nicht jenen naiven Sinn der Liebe, sondern nur den streitsüchtigen, rechthaberischen, an sich edlen Zorn des Glaubens. Ja, durch Luther's Polemik gegen die guten Werke wurde sogar die helfende Werkthätigkeit der christlichen Liebe in einen gefährlichen Mißcredit gebracht und das kirchliche Leben immer trockener und ausgedörrter. Jetzt mit einem Male will das furchtbar gealterte protestantische Christenthum sich jene Naivetät seines Ursprungs wiedergeben, will lehren auf den Gassen (ich erinnere an Wichern's Verlangen nach „Straßenpredigern"), will die Armen speisen, die Nackten bekleiden, die verlornen Schafe zur Heerde zurückführen und das Leben, wie es nun einmal geworden ist, mit tausend Liebesarmen umfassen. Warum stehen wir ungerührt bei Seite und sehen zweifelnd und ungläubig diesen immer geräuschvoller werdenden und aufdringlicheren Mühen zu? Die katholische Kirche hat sich ihre Naivetät erhalten. Diese leistet ohne viel Mühe, ohne Agitation, freilich auch ohne polemische Absicht, in aller Stille schon den größten Theil dessen, was unsere Hamburger, Berliner, Baseler, Duisburger geistlichen Retter der Gesellschaft mit so sicherer Beflissenheit in's Werk zu richten suchen. Da sind bei den Katholiken seit Jahrhunderten Bruder- und Schwesterschaften, Klöster, die einen eigenen Zweig der innern Mission betreiben, neue Orden thun sich auf zu diesem oder jenem wohlthuenden Zwecke, eine unerschöpfte Triebkraft macht sich an dem alten, abgestorben scheinenden Stamme immer wieder auf's Neue geltend, aber es macht sich alle diese Pflege und Liebe natürlich, human, frei von Seitenblicken auf vergangenes und künftiges Leben, und innerhalb der Kirche selbst, von der sich in Zeiten der Noth niemand ausschließt. Die protestantische Kirche aber hat sich in einseitiger Pflege des Gedankens diese Wirkung auf die Gesellschaft entgehen lassen. Jetzt

wollen unsere grauen, düstern Ascetiker vom Rauhen Hause in Hamburg das nachholen, was seit Jahrhunderten bei uns versäumt worden ist?

Die Innere Mission betrachtet die leidende Menschheit wie einen anatomischen Körper zu einem religiösen Experiment. In der Doppelsinnigkeit ihrer Liebesdienste liegt ihre Ohnmacht, wenn auch Fürsten und Fürstinnen mit Leidenschaft für ihre Zwecke wirken. Einem Kranken, der da Heilung hofft, wird es gleich sein, ob man ihn z. B. in Berlin in eine Klinik oder nach Bethanien trägt, er will nur Rettung und dankt dem, der sie bringt, und wir wollen nicht minder jedem danken, der da rettet. Aber wie der Arzt über ein Mittel, selbst wenn es einmal geholfen hat, doch für alle andern Fälle den Stab zu brechen versucht sein kann, so soll auch das einzelne Gute, höchst Dankenswerthe, was uns die praktische Anwendung der Innern Mission schon gebracht hat, uns nicht hindern, ihr Princip, im Allgemeinen zu prüfen und die Gefahren zu erwägen, die ihre immer mehr geförderte Wirksamkeit begleiten dürften.

Die Gefahr der Innern Mission ist um so bedenklicher, als diese geistliche Reaction mit Geschenken in der Hand erscheint. Timeo Danaos... Sie knüpft an eine unermeßliche, die ganze Welt beunruhigende Aufgabe an und benutzt sie, um immer weiter für ihre polemische Tendenz Fuß zu fassen und die Massen wie die Auswahl für jene Kirchlichkeit zu gewinnen, die der wahre Stachel ihrer wohlthätigen Liebe ist. Sie bekennt es offen von sich selbst. Sie sagt nicht, ich komme um der Leidenden willen, sondern um des Unglaubens willen; sie will die „satanische" Richtung der Welt bekämpfen, den Abfall von dem Gott, der ihr der einzig wahre und lebendige scheint. Wie gefährlich ihre Geschenke sind, beweist der Dienst, den sie dem Staate und der Kirche zu leisten sich anheischig macht. Der Kirche schreibt sie zwar, was die Lehre und das Dienen am Worte anlangt, ihren bestimmt bezeichneten Kreis vor, macht auch, da die vorhandenen theologischen Bekenntnisse ihr zu vielseitig sind, nicht jedem Geistlichen die Zumuthung, in seiner Gemeinde Missionär zu sein; sie fürchtet eben, daß das theologische Bekenntniß, dessen Wiederherstellung

sie anstrebt, nicht immer von dem jeweiligen Geistlichen in seine Liebeswerke, in seine Pflege und Seelenzucht mit einfließe. Aber sie bietet darum doch der Kirche die ganze Unterstützung ihrer Einwurzelung in die Familie, in Schule und in Haus, in Leben und Sterben dar. Sie will das Auseinanderfallen der „Gemeinde", der sichtbaren Kirche, aufhalten, sie will die geistliche „Seelsorge" mit verlorengegangenen Rechten wieder ausstatten, sie will die Wiederherstellung alter hierarchischer Formen anbahnen. Noch größer, da ihr eine gewisse Beengung durch die vorhandene Kirche und die Scheu vor der von ihr veranlaßten praktischen Brachlegung des geistlichen Amtes wohl bewußt ist, sind die Dienste, die sie dem Staate anbietet. Nicht nur der Polizei entreißt sie große Sorgen, auch der höhern Politik bietet sie sich als Agent zur Bekämpfung des revolutionären Geistes an. Sie will durch ihren Tractaten-, Bücher-, Zeitschriftenverlag, der in Hamburg, Berlin, Westphalen, Franken, Württemberg, der Schweiz im blühendsten Flor ist, die Lectüre aller Stände regeln; will die politischen, nicht im christlichen, d. h. duldenden und sich fügenden Sinne geschlossenen Vereine durch Gegenvereine bekämpfen, wie sie deren unter Handwerkern und Fabrikanten schon manche begründet hat; ihre Sendboten, die sie „Colporteure" nennt, sind angewiesen, überall das „politische Verderben der Zeit" im Auge zu behalten und nach jener Richtung hin zu wirken, die man einfach mit der Thatsache kenntlich macht, wenn man an den General der innern Mission in Deutschland, den Oberregierungsrath von Bethmann-Hollweg in Berlin und jene Stuttgarter Kirchthüren erinnert, von denen dieser Herr eine Aufforderung, für Schleswig-Holstein zu wirken, in jeder Beziehung ein umgekehrter Luther, eigenhändig abriß!

Müssen wir nun wegen ihrer geistlichen und politischen Tendenz das eigentliche Wesen der Innern Mission verwerfen und unsere Zeit vor dieser immer mehr um sich greifenden wühlerischen Reaction warnen, so fühlt sich heraus, wie schwer hier der Widerspruch der Freiheit und Vernunft geltend zu machen ist. Der falsche Schein der „Liebeswerke", die Pflege der Armen, Kranken, die Besserung der Gefangenen, die Ver-

sorgung entlassener Sträflinge u. s. w., alles das sind an sich hochwichtige und dankenswerthe Leistungen, die, sie mögen fließen aus welcher Quelle sie wollen, einstweilen immerhin Thränen trocknen, Elend mildern mögen und manche treue und mildthätige Seele bewogen haben, Werke einer so nothwendigen Barmherzigkeit mitzuüben. Die eigentlichen Agitatoren des reactionären Zweckes stehen im Hintergrunde. Im Vordergrund steht in der That das unermeßliche menschliche Elend, und wer könnte die, die hier an Krankenbetten warten und pflegen wollen, die, welche die Jammerhöhlen der Entbehrung besuchen und nicht blos Wohlthaten vorübergehend spenden, sondern sich um die dauernde Abhülfe mühen, hinwegscheuchen wollen? Der Tellschuß der Kritik ist hier so schwierig, da derselbe mit dem Apfel des Landvogts das Auge des Kindes treffen könnte. Noch mehr: — Haben wir Freidenkenden einen Ersatz zu bieten? Können wir uns rühmen, zwischen dem chimärischen Schematismus einer neuen Gesellschaftsverfassung, wie sie der Communismus will, und den Schafskleidern der Innern Mission in der Mitte zu stehen mit einer lebenwirkenden, segenverbreitenden, in Liebe und Aufopferung starken Hülfe und einem Ersatz für das, was wir bestreiten müssen? Ist nicht im Gegentheil unsere kritische Vernunft kalt, bequem? Steht der Nüchterne nicht immer da, wo es zu handeln gilt, zurück hinter dem, den eine warme Ueberzeugung spornt, und wäre diese auch einem Irrthum entsprungen? Den Enthusiasmus, die Schwärmerei des Irrthums können wir, das macht unsern Widerspruch gegen die Innere Mission zaghaft, nicht künstlich ersetzen. Kein Weihrauch, kein Dreifuß macht den wahrsagenden Apollopriester, wenn der Schwung des Geistes nicht schon ursprünglich in ihm vorhanden war, und die Geschichte lehrt uns, daß keine volle Saat und Ernte schöpferischer und welthistorischer Gedanken vom Thau des nüchternen Verstandes allein befruchtet wurde.

Einen Ersatz für die alte Gläubigkeit, scheint es, hat unser Jahrhundert auf dem Gebiet des Staates in der politischen Märtyrerschaft gefunden. Auf dem Gebiete des Staates kämpft die schwärmerische Neuerung nur noch mit

dem nüchternen Verstande und der blinden unheiligen Leidenschaft des conservativen Interesses. Dagegen flogen unsere schwärmerischen Regungen auf dem kirchlichen Gebiete nur mit matten Flügeln. Es giebt eine enthusiastische Wahrheit in denen, die sich neuerdings zu den deutschkatholischen und freien Gemeinden bekannten; auch zweifeln wir nicht, daß der Ueberzeugungstrieb, der diese Gemeinden gebildet hat, bei einem größern religiösen Bedürfniß unserer Zeit und bei minderer Hartnäckigkeit der polizeilichen Verfolgung sich auch nach der Seite des Lebens im Allgemeinen hin schöpferisch und in Liebe thatkräftig wirkend würde entwickelt haben. Jetzt aber bei der kühlen Neutralität, die man bei den kleinen Kämpfen und Hetzjagden auf diesem Gebiete beobachtet, ist kein Surrogat vorhanden, das den schwärmerischen Drang der Innern Mission bei uns ersetzen könnte. Wir lassen sie walten, weil wir wol fühlen, daß uns der Trieb, die Kranken und die Armen aufzusuchen, fehlt und wir mit all' unsern Erwägungen über die Dinge, wie sie besser sein könnten, gegen Denjenigen zurückstehen, der selbst Hand anlegt. Wo ist die Kraft von gleicher Wirkung bei den Freien und Vorurtheilslosen, die es mit dem Drange der Innern Mission aufnehmen könnte?

Und dennoch frage ich: warum sollen wir nicht noch auf uns selbst hoffen? Ich denke, wenn, wie der Dichter sagt, „alle Blüthenträume reifen", wird auch jene Kraft nicht fehlen. Nur können wir sie nicht mehr von der religiösen Seite her erwarten. Sie muß von der politischen kommen. Verbunden mit jenem milden und weichen Sinne, den unser Zeitalter seinem Bildungsgrade, seiner Erziehung, seiner Literatur und Kunst und der geläuterten Religion des Herzens verdanken sollte, muß sich aus unserm Staatsleben doch zuletzt eine Tugend entwickeln, die sich der politischen Tugend der Alten in dem Grade nähern wird, je mehr der Staat die Widerspiegelung unserer Wünsche, die Erfüllung unserer politischen Bedürfnisse wird. Die gesteigerte öffentliche Tugend wird es in dem Falle mit den Motiven der Innern Mission aufnehmen können, daß der Staat zu jener Vollen-

dung gelangt, die es uns zur Freude macht, sein Glied zu sein. So lange wir, um nur zunächst Deutschland zu nehmen, ein zerrissenes Volk sind, hingegeben der Willkür der Fürsten, jetzt sogar abhängig von der Gnade der großen fremden Souveraine, so lange wir in den Fesseln der feudalen Ueberlieferungen schmachten und nicht am Gange der öffentlichen Angelegenheiten unsere vollste Genüge finden, so lange wird uns auch die Lust und das Behagen fehlen, unsere nachbarlichen Sittenzustände mit uns auf eine gleiche Stufe des Behagens zu bringen. Nur in einem von Beamten-, Adels- und Militairdruck freien Bürgerstaate wird die warme Liebe zum Gemeindewohl erstarken, wie man sich schon allein an unserer nationalen Zersplitterung überzeugen kann, daß diese allein die Schuld trägt, wenn nicht sogleich ein Stamm des Südens die Leiden eines Stammes im Norden wie seine eigenen nachfühlt. Die öffentliche Tugend wußte es bei den Alten, warum sie bereit war zu allen Opfern, zu allen Tributen der sogenannten Liturgieen, der Gemeinwohlsdienste; sie wußte, sie war an dem Bestehenden innerlichst und persönlich interessirt. Man entferne auch jetzt bei uns den Zorn aus unserm Blute, den Mißmuth aus unsern Stimmungen, die Verzweiflung aus unsern Hoffnungen, und wir werden Auge und Ohr für das Kleinste in der Gesellschaft gewinnen und jedes fremde Leid um des uns liebgewordenen Staates willen wie unser eigenes betrachten. Jetzt ziehen wir uns vom Allgemeinen zurück, müssen es thun, um uns zu schützen in den Schwierigkeiten, die mit einer freien Ueberzeugung verbunden sind. Wo bleiben da bei aller Milde unsers Herzens die Kranken und die Armen? Man überläßt sie dem Polizeistaate, wie er einmal ist, und denen, die es sich zur Ehre rechnen, diesem Polizeistaate gleichgestimmt oder aus andern Motiven zu dienen.

Aber das ist ewig wahr, der freigewordene, vollendete, auf Menschenrecht begründete Staat wird auch den Menschen selbst veredeln. Das Menschenrecht wird das stärkere Gefühl der Menschenpflicht erwecken. Der Haß wird schwinden, die Liebe seinen Platz einnehmen. Dem Nächsten Gutes zu thun, wird die gemeinsame Bürgerpflicht werden. Man wird

mit Freuden Aemter der Pflege und Sorge annehmen, wenn diese uns auch nichts eintragen, als das Bewußtsein, dem Bestande des Allgemeinen genützt zu haben. Mit Freuden wird man zu den Armen und den Kranken gehen, wenn es unsere politische Ehre, die Nothwendigkeit, einen Beweis für unsere öffentliche Tugend zu führen, erfordert. Diakonissen-, Blinden-, Taubstummen-, Kinderbewahranstalten, die jetzt nur unter der Protection der Prinzessinnen und der exclusiven Gesellschaft stehen, würden, der Bürgschaft eines glücklichen, nach allen Richtungen erlösten Staates anheimgestellt, tausendfache Gelegenheit bieten, Milde des Herzens, noch wache christliche Liebe und Aufopferung zu zeigen, auch ohne Innere Mission. Das Motiv der öffentlichen Tugend würde viel reifere Früchte zeitigen, als jene schleichende Polemik eines religiösen Zornes, der die Maske der Liebe vornimmt, um seinen Haß zu verbergen.

Schon jetzt tritt in Amerika und England, auf dessen Wohlthätigkeitsanstalten sich die deutsche Innere Mission so oft beruft, das Liebeswerk der Rettung und der Heilung unserer Gesellschaftsschäden harmloser, viel mehr als Ausfluß eines nationalen Ehrgefühls und einer mildgestimmten Humanität auf, als bei uns. Der christliche Stempel fehlt natürlich auch dort nicht; allein weit mehr als bei uns wird das innere Behagen Derer sichtbar, die das Gute thun, um sich selbst zu genügen. Die werbende, wühlende, zelotische Absichtlichkeit fehlt. Man giebt und straft mit dem Geben nicht. Man hat zunächst den Himmel vor Augen, dann aber auch die Ehre eines großen Volks, die Consequenzen freier Institutionen, deren Mißstände man auszugleichen sucht. Man will dort mit diesen Werken der Liebe nicht mehr sagen, als daß man die Unzulänglichkeit des Staates ergänzt und eine Lücke des Weltplans ausfüllt. Man gebe England eine neue Verfassung und stürze die Verhältnisse um, auf welche sich dort das Uebermaß der ungleichen Vertheilung der Güter gründet, und man würde jenem antiken Motive der Staatstugend, das schon allein ausreicht, das Elend und die Verbrechen der Gesellschaft zu überwachen, jenseit des Kanals fast völlig gleichkommen. Und von Amerika zu sprechen, so er-

innern wir nur beispielsweise für die dortige Auffassung der Innern Mission an die klare, ruhige, humane Art, wie die von dorther entsandten Friedensapostel in der Frankfurter Paulskirche sich als wirkliche Boten der Liebe zu erkennen gegeben haben.

Möge ein guter Genius über Europa walten, um uns vor dem Uebersturz in einen blind experimentirenden Communismus und dem Rückfall in die unheimliche Dämmerung der Innern Mission zugleich zu bewahren! Zwischen zwei Extremen liegt die Wahrheit meist in einem über sie hinausragenden Dritten. Ein solches Drittes ist hier der entfesselte Staat. Aufforderung genug, stark zu bleiben im Kampfe für politische und nationale Freiheit! Ein großes freies Volk, das sich in seinen Institutionen selbst liebt, wird sich seinen Stolz und sein Behagen nicht trüben wollen durch die Noth und das Elend, das etwa auf dem Tummelplatze seiner Freude noch Raum hätte. Wer einen schönen Palast baut, ruht nicht, bis eine baufällige Hütte, die der Eigenthümer desselben neben sich nicht niederreißen darf, mindestens ein gefälligeres Aussehen erhält und die Symmetrie seines eigenen Besitzes nicht stört. Das eigene Behagen kommt dem Nachbar zu Gute. Wenn Christus sagte: Den Armen wird das Evangelium gepredigt! so sollte dieser Trost nicht heißen, die Armen sollten mit dem Evangelium für das, was ihnen sonst entging, schadlos gehalten werden, sondern es hieß: Daß das Evangelium Allen gepredigt wird und die Reichen zu ihren Menschenpflichten auffordert, das eben wird auch den Armen zu Gute kommen! Erginge bald an uns die Botschaft von einem Staate, an dem unser ganzer intellectueller und sittlicher Mensch sein Genüge fände, wie sollte auch diese Botschaft wieder den Armen zu Gute kommen! Erfüllt von der Harmonie des Lebens, die dann unser Ohr mit Wohllaut zu erquicken hätte, würden wir von selbst keine Dissonanz mehr dulden, während es uns jetzt bei der Zumuthung, rüstig Hand an die Schäden und Leiden der Gesellschaft zu legen, fast ist, als sollten wir nur Andern eine Harmonie des Lebens, die uns selbst noch wenig berührt, zum schmeichlerischen Kitzel ihres Ohrs und zum sybaritischen Selbstbelügen ihres Gewissens herstellen. Ob die Innere Mission stark genug sein wird, Denen, die auf dem

Rosenbette der Selbstzufriedenheit schlummern wollen, alle störenden Träume auf immer zu verjagen, wollen wir abwarten. Die beflissene Dienerin der Sultane wird ermüden und die wahren Schrecken, die unsere gegenwärtigen Staaten beängstigen, doch nicht beseitigen. Hier können auf die Länge keine Palliative, sondern nur neue Schöpfungen helfen.

---

## XV.

## Die geistige Bewegung.

### 1856.

Zu allen Zeiten gab es in der Geschichte neben den großen Begebenheiten des Zufalls und den Bestrebungen des persönlichen Ehrgeizes noch eine große Strömung der Gemüther, die neben den geschichtlichen Thatsachen den Epochen ihren wahren Ausdruck verlieh.

Unabhängig von der Politik, regelte diese Strömung die Politik.

Von Moses an, der ein Gesetzgeber für Zustände war, die sich factisch fast von selbst machten, von allen den mythischen Namen an, die als Gesetzgeber nur zusammenfaßten, was sich durch die Sitte schon als nothwendig gebildet hatte, bis zur neuesten Zeit, immer gab es neben den großen Thaten und Ereignissen, die von Personen oder dem Zusammenstoße der Völker herrührten, geistige Strömungen des Universalgeistes der Menschheit.

Wenn man sagen wollte, daß jede Periode der Geschichte ihren Zeitgeist hatte, so würde dies Wort noch nicht vollkommen ausreichen. Der Zeitgeist ist sehr oft nur ein Schleppenträger der großen Begebenheiten gewesen. Wenn Goethe den Geist der Zeiten „der Herren eigenen Geist, der in den Zeiten sich bespiegelt", nannte, so weiß man, daß sich an diesem wie an ähnlichen Sprüchen nur eine unver-

besserliche Kaste des geistigen Hochmuths erfreut, deren Reihe von Tag zu Tag sich in Deutschland lichtet; aber daß der Zeitgeist der Mode huldigt, daß er nach der Sonne des Glücks, nach der Kraft der Erfolge geht, werden wir durch die tägliche Erfahrung belehrt. Dem Zeitgeiste sind die größten Märtyrer geopfert worden, der Zeitgeist war in Irrthümern befangen, die späterer Erkenntniß weichen mußten; man gedenke nur der Begriffe, die das Mittelalter als sich von selbst verstehend hinnahm und selbst in Sachen der willkürlichen Gewalt und des Blutes in der Ordnung fand. Der Zeitgeist brachte Vieles mit sich, was die vorhin angedeutete große Geistesströmung verwerfen mußte. Diese Geistesströmung ist vielleicht noch etwas Höheres, als was Tacitus im Gegensatz zur leidenschaftlichen Willkür und zum täglichen Rechtsbruche seiner Zeit „Säculum", das Jahrhundert, nannte. Sein Säculum opferte mit voller Zustimmung der „öffentlichen Meinung" die ersten christlichen Märtyrer, während doch das Christenthum oder, was fast gleich bedeutend, die damalige, fast möchte man sagen pietistische Anklammerung an das Heidenthum eben die tiefe, geheime, immer mächtiger umsichgreifende Geistesströmung seiner Zeit wurde.

In den Zeiten der Reformation unterscheidet man ganz besonders deutlich die doppelte Strömung der Geschichte. Die eine ganz auf die Außenseite gerichtet und ganz dem Zeitgeiste angehörend; es war die kirchliche Reformation selbst. Die tiefere, geheimere aber war die Wiedererweckung des Alterthums und die Sehnsucht nach Kunst und Natur.

Die Reformation war schon eine historische Trübung. Leidenschaften und Einseitigkeiten aller Art gingen in ihrem Gefolge. Die große gemeinsame geistige Bewegung jener Zeit und das eigentliche Förderniß der Reformation war jener religiöse Indifferentismus, jene antike Lebenssehnsucht, jener sinnliche Schönheitsdrang, dessen großartigster Ausdruck gerade in den Häuptern der alten Welt, die man stürzen wollte, in den Päpsten jener Zeit, selbst lag. Italien, wo Pietro Bembo von den Pergamenten der Klöster die Gebete löschte, daß unter dem Ave und Confiteor Lucrez, Virgil und Ovid er=

standen; Italien, wo Raphael malte, Tasso dichtete, feine Lebenssitte von den Höfen mildernd auf die Sitten des Volkes überging, Italien war die Sehnsucht der Zeit. Antike Erinnerung und philosophischer Drang zur Erkenntniß der allgemeinen Menschennatur und der Denkgesetze wurde damals jenes Dritte, in dem sich zwei Gegensätze wenn nicht vereinten, doch abmilderten; jenes Dritte, das sicher die Geschichte unseres Erdtheils vor einem großen Ummwege zu dem Ziele, das sie dennoch erreichen wird, behütet haben würde, wenn nicht Ignaz Loyola damals der römischen Kirche gegen einen ihr so gefährlichen Indifferentismus zu Hülfe gekommen wäre.

Im Zeitalter der Revolution ging es nicht anders. Die Heere der Verbündeten, die mit dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig nach Frankreich kamen, waren selbst von einem Geiste beherrscht, der erst sämmtlicher nationaler Demüthigungen, die Napoleon später über die Völker verhängte, bedurfte, um von der Bewunderung des französischen Aufschwungs zur Besinnung zu kommen. Auch hier gab es ein gemeinsames Drittes, eine Strömung der Geschichte, die Alles mit fort raffte, eine Zeitlang wol einen scheinbaren Widerspruch im Interesse Einzelner ordnungsmäßig herstellte, aber nach kurzer Zeit die Siegenden selbst besiegte, die Befehlenden selbst gehorchen ließ.

Es früge sich nun, was wol in diesem Augenblick durch alle Lande als ein Gemeinsames geht und über der so künstlichen und mißlichen Gestaltung der ersichtlichen Thatbestände als wahrer Ausdruck unserer Epoche genommen werden kann?

Legt man sein Ohr an die Erde und wollte horchen, wo der alte Maulwurf des Weltgeistes sein Schwöre! ruft, man wird etwas lange irre geführt werden, bis man ihn dicht unter sich fühlt.

Man wird bald bei schon moosbedeckten Trümmern kaum angefangener Neubauten stehen, bald im Kriegslager unter jubelnden Soldaten, bald in Wahlstuben, wo man Den wählt, dessen Wort dem herrschenden Augenblick entspricht; bald bei Kathedern, wo eine stoffgläubige Jugend „nachzuschreiben sich befleißt, als dictir' ihr der heilige Geist"; bald in Versamm-

lungen, wo man für die protestantische Kirche die Privatbeichte verlangt; bald auf staubigen Landstraßen, wo entzückte Hörer jesuitischen Wanderpredigern folgen; bald in den Räumen der großen Industrieausstellung, wo unter Blumen und Springbrunnen die Erzeugnisse mühevollen Fleißes fernster Zonen sich begegnen; bald auf jenem Dampfboot, das den elektrischen Draht in die Tiefen des Weltmeers auswirft ... tausend auffallende Erscheinungen unsers großen Culturlebens ... und wo ist ihre Deutung, welches ihr Ziel, welches ihr geheimer innerster Zusammenhang?

Ich will die Meinung Derer nicht bestreiten, die von Monarchie oder Republik, von Kirche und Glauben, von Besinnung nach langem Schwindel, von Rückkehr zur Ordnung, von der Herrschaft der materiellen Interessen, vom Wohl der arbeitenden Klassen, von Frieden oder Krieg, von Barbarei oder Cultur, von Hereinbrechen gewaltsamer Katastrophen, von der Möglichkeit verbrecherischer Geltendmachung internationaler Leidenschaften und einer Wiederanknüpfung unserer Tage an die verlorene Schlacht von Waterloo denken.

Aber wäre es widersinnig, wenn man das geistige Band aller vereinzelten Thatsachen, die der Augenblick darbietet, darin fände, daß die wahre Bewegung unserer Epoche die Disciplin des Massengeistes ist?

Die Geschichte hat ihre Heroenzeit gehabt, den Glanz und die Schrecken derselben; die Heroenzeit wird (ganz gegen Thomas Carlyle's Vergötterung der Menschengötter) nicht so bald wiederkehren.

Die Herrschaft des Massengeistes bezeichnet die neuere Geschichte. Wir haben bis jetzt nur die Schrecken des Massengeistes gehabt, die groben Schrecken schon seit den Bauernkriegen und der Reformation, die subtileren bis in die neuesten Tage; denn schreckhaft ist der Massengeist, wenn die Masse in sich wie Schiefer zerbröckelt, Ehrgeiz den Untersten treibt, sich womöglich oben geltend zu machen und sich, kaum sich fühlend, schon vor den Nebenmann vorzudrängen. Der undisciplinirte Massengeist ist das Chaos, und eine Schule der Anti-Isolirung scheint mir die Richtung dieser Tage.

Dieser Disciplin des Massengeistes dient, was ihr ge-

bieten will. Ihr nützt, wer sich ihr zu schaden einbildet. Die Berufung auf die Kriegsheere und die Berufung auf sieben Millionen fünfmalhundertkausend Stimmen haben im großen Rath der Weltgeschichte den gleichen Sinn. Die Geschichte muß lernen mit großen Zahlen rechnen.

Die Menschen, zurückgeführt auf die Natur, das Gegebene, das sie selbst Bindende, werden die Kraft der Uebereinstimmung kennen lernen, die sie bis jetzt an den Concentrirungen des Dampfes ohne Nutzen für sich selbst betrachtet zu haben scheinen. Es würde zu weit führen, für die Symptome dieser Zeitrichtung alle Beweise anzuführen, und nur noch den jetzt so außerordentlich betriebsamen Herren und Frauen von der „Innern Mission" möchten wir in Betreff Deutschlands zu erkennen geben, daß alle ihre Mühe etwas Anderes hervorbringen wird, als sie zunächst bezwecken.

Sie werden keine unduldsame Form des Christenthums, kein Phantom einer unmöglichen sichtbaren Kirche, keine „Zucht" der Gefangennahme seiner gesunden Vernunft befördern, sondern nur anbahnen, fördern den Organisationstrieb des Gemeinwirkens und die, wie es scheint, welthistorisch zu werden bestimmte Kunst der — Unterordnung.

---

## XVI.

# Zeitungsrandglossen.

## 1861.

---

### I.

Napoleon, der Sieger von Magenta und Solferino, scheint seinen alten Carbonaroschwur nicht vergessen zu haben. Schon von seinem Onkel sagte man, daß sein wahrer Genius die glücklichere Verwirklichung der Gedanken Robespierre's war. Auch der jetzige Kaiser der Franzosen hat etwas vom Jakobiner. Man wird nicht umsonst acht Jahre in eine einsame Festung eingesperrt und hat nicht umsonst den Ehrgeiz, als Schriftsteller neue Gedanken zu haben oder alte neu begründen zu können. Louis Napoleon ist ein sinnender Grübler. Wenn er handelt, zwingen ihn seine Umgebungen dazu.

Das Papstthum abzuschaffen, ist ein Familiengesetz der Bonaparte. Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden, für den Italiener keinen Heiligen. Der Legitimismus in Frankreich scheint noch nicht überwunden zu sein und sein Bundesgenosse ist die römische Hierarchie. Offen den Papst seiner Würde zu entkleiden, ist gewagt; Napoleon III. erdrückt ihn durch Zärtlichkeiten. Für diesen Gedankengang in des schweigsamen gekrönten Jakobiners Seele spricht die große Abneigung des Papstes gegen all' diese Zärtlichkeiten und die Spannung des Kaisers mit seiner Gemahlin.

Sollte Louis Napoleon wirklich glauben, für diesen der Unsterblichkeit würdigen Gedanken (beweisen zu wollen, daß die katholische Kirche ohne einen Statthalter Christi bestehen kann) Organe der Ausführung oder auch nur Organe der Zustimmung in seiner Legislative zu finden, so dürfte er sich leider verrechnen. Schon Schiller's bekanntes Wort läßt das Beste vom Einzelnen, nichts vom Plenum erwarten.

Zu einer Unterstützung antipapistischer Regierungshandlungen würde in Frankreich eine Gesetzgebung nöthig sein, die, wie der Convent, aus der Revolution in ihren dictatorischen Nothwendigkeiten oder aus den noch mit erster Schwärmerei ergriffenen Theorieen Rousseau's und Raynal's entstanden wäre. Wenn die gegenwärtige französische Legislative nicht durchgängig aus Bedienten der Tuilerieen besteht, so ist ihre Unterstützung dieser geheimsten Gedanken des in welthistorischen Anschauungen ziemlich vorgeschrittenen Kaisers ganz unmöglich.

Gewisse große Gedanken werden immer nur erfüllt werden, wenn die Initiative einem Einzelnen überlassen bleibt.

Es ist eine traurige, aber unwiderlegliche Wahrheit, daß in großen Krisen die Discussion schwächt.

Frankreich besaß unter Louis Philippe die Discussion in weitester Ausdehnung und ging zurück.

Wir können und wir müssen als Deutsche die gegenwärtige politische Stellung Frankreichs verwerfen, aber der Franzose kann immerhin mit ihr zufrieden sein. Was sie geworden, wurde sie durch die Zertrümmerung der Tribüne.

Läßt Napoleon III. die Franzosen wieder discutiren und sprechen, so bezweifeln wir, ob er hören wird, was er zu hören wünscht.

Sind es nicht sämmtlich Laguéronnières, die in Livreen, vom Luxus, von den Vergnügungen, den Bestechungen des Kaiserreichs gewonnen, vor ihm sitzen, so wird die Freiheit des Urtheils gewisse gefahrlose Stellen suchen, wo sie sich unerschrocken ergehen kann.

Das wird dann auf alle Fälle der Glaube der Väter und nicht unmöglich der Zauber des Ewigen Rom sein! Trau=

rig! Montalembert und Veuillot werden erstaunen über die Bundesgenossen, die ihnen in dieser Frage die Hand reichen.

Der Widerspruch, der langangesammelte Groll gegen den Zweiten December kommt endlich durch die Bigotterie, den Schein derselben, zu Worte. Die Kaiserin wird die Genugthuung haben, daß die Frauen und die Töchter der liberalsten Deputirten ebenso denken wie sie — der wichtigste Mann in Athen war ja des Themistokles kleiner Sohn; wenigstens sagte Themistokles: „Ich regiere Athen, mich regiert meine Frau und die wieder regiert unser Söhnchen!" Frankreich steht in Religionssachen unter dem Einfluß der Familie und die französische Familie ist ungebildet und bigott.*)

Sollte der brütende Lucubrant vom Schlosse Ham nicht längst diese Witterung haben und vollkommen wissen, wie weit er selbst, der alte Carbonaro von 1831, der Bildung seines Volkes voraus ist? Gewiß! Steigen ihm zu viel der Phrasen und Blasen aus dem kochenden parlamentarischen Topfe, mit dem er's jetzt versuchen will, so rückt er ihn wol vom Feuer wieder ab.

Und wie die Weltbegebenheiten sich im Ganzen und Großen anlassen, würden wir auch für's Erste darin kein Unglück finden.

## II.

Am Mincio also sind die verbündeten Franzosen und Italiener stehen geblieben, und nun spricht man, „Oesterreich solle den Rest verkaufen".

Warum nicht?

In der That doch besser, als mit dem Frühjahr von Caprera aus wieder einen Aufstand organisirt zu sehen, den sich der dortige Einsiedler leicht denkt. Die Karten des Adriatischen Meeres und der Alpen liegen vor ihm ausgebreitet. Fünfzigtausend Mann werden die Uniform Sardiniens wieder aus-, die rothe Blouse der Freischaaren anziehen; zwanzigtausend rücken ihnen nach, und der Kampf entbrennt zur See, zu

*) Spätere Anmerkung. Zehn Jahre später zeigte sich diese Unbildung Frankreichs.

Lande, in den Scheren der Lagunen, an den Buchten Dalmatiens. Die Fackel der Empörung schleudert ein Angriff, der um die Rechtlichkeit der Mittel nicht in Verlegenheit sein wird, in jene lockere Südslawenwelt, in Völker und Gegenden, wo die Lust am Aufstand die Regel, die Ruhe nur ihre Ausnahme ist. Die Welschtiroler lockt der gemeinschaftliche Sprachenreiz; konnten demselben doch selbst die Republikaner Tessins, die freien Schweizer, nicht widerstehen! Deutschland, das Frankfurter Bundestags-Deutschland, besitzt seine Grenzmarkzeichen von den kahlen Alpen herab in die Karte Italiens hinein so seltsam verzackt und verlaufen; wer bürgt für jedes Pünktchen, das die auf den Felsenpfaden um den Gardasee hinaufgewundenen Kanonen, die Rosse und die Bersaglieri vermeiden sollen? Deutschland kann da den Krieg haben, es weiß nicht wie.

Ein schöner Theil Italiens ist es nun immer, der da vor uns ausgebreitet liegt!

Venedig, die stolze Lagunenstadt mit ihren Wunderbauten, mit dem Mastenwald ihres Hafens, ihren Befestigungen, welche Millionen verschlungen haben!

Die Brenta mit ihren palastbesäeten freundlichen Ufern!

Padua, der Sitz der Wissenschaften!

Vicenza, das marmorreiche, ein einziges Denkmal Palladio's die ganze vom großen, dort gebornen Baumeister geschmückte Stadt!

Verona, das sagenreiche! Ein trotziges Bollwerk, das nur den Nachkommen Dietrich's von Bern gehören zu müssen scheint! Verona, von dessen Zinnen herab der Blick in die fruchtbaren Ufer der Etsch bis zu den Krümmungen des Po hinabschweift, zur Rechten den Gardasee bestreift! Verona, das den Anfang einer Gruppe von Befestigungen bildet, die nach unbegreiflichem Rathschluß des Schicksals in Villafranca vollständig vergessen gewesen schien!

Aber ebenso wie dieser Besitz das Hochgefühl des Deutschen schwellen darf, erregt er das fanatische Verlangen des Italieners, der Einheit und Auferstehung seines Vaterlandes diese Blüthe hesperischen Lebens nicht entzogen zu sehen. Die Bewohner dieses üppigen, von der Natur gesegneten, hoch-

gebildeten Strichs zwischen Meer und Alpen tragen jene Ideen, die jetzt in Italien den Sieg errungen haben, seit Decennien lebendiger in der Brust als irgend ein anderer Bevölkerungstheil auf der Halbinsel.

Warum nicht verkaufen? Spielt das Geld in den großen Begebenheiten der Geschichte eine so unwürdige Rolle, daß selbst eine Abtretung gegen Uebernahme eines Theils der Nationalschuld kein Wort wäre, das im Rath der Cabinette, auf einem Congreß, gehört werden könnte?

Dann stünden die Staaten wirklich wie im Mittelalter auf dem Standpunkt des Duells. Im Duell verlangt der Begriff der Ehre, daß selbst der Beleidigte zur verletzten Ehre noch sein Leben hinzuverlieren kann. Was im Leben des Einzelnen tragisch und schön wirken mag, ist es nicht immer im Leben der Völker; die Lehre der Neuzeit verwirft die feudalromantischen Standpunkte und bringt nicht mehr Dynastieen, sondern Nationen in Conflicte, nicht Standesvorurtheile, sondern Wohlfahrtsexistenzen der Menschheit. Wo ist in Oesterreich die allgemein verbreitete Gesinnung, die Gut und Blut an die Nothwendigkeit der Erhaltung Venetiens setzen möchte? Sie ist nicht einmal in Wien vorhanden, geschweige in den entferntern Theilen der Monarchie. Und Länderverkauf gegen den Willen der Betheiligten, wie Franz I., um sich aus Karl's V. Gefangenschaft loszukaufen, Burgund hingab, wie Dänemark zur Zeit Napoleon's Norwegen an Schweden abtrat, rief wol Burgund und Norwegen, um eine solche Preisgebung zu hintertreiben, in Waffen; anders aber, wo der Verkauf die Wünsche der Verkauften erfüllt.

Ströme Blutes sind der Menschheit erspart worden durch den Kauf und Verkauf der Völker in Asien und Amerika.

Die Engländer machten sich in Madras zu scheinbaren Vasallen des Großen Moguls, indem sie vorzogen, sich lieber die Länder zu erkaufen, als sie mit den höchsten Anstrengungen zu erobern.

Louisiana und Florida standen zur Zeit der Erhebung Nordamerikas zur jungen amerikanischen Republik im Zustand derselben Halbheit; sie gehörten Frankreich und Spanien, aber ihre ganze Sehnsucht war auf die Theilnahme an der

unter dem Sternenbanner sich schaarenden Union gerichtet. Ein Soldat wie Napoleon verkaufte 1803 Louisiana.

Spanien verkaufte 1819 Florida. Der Stolz Spaniens auf seine Besitzungen jenseit des Oceans war von je so groß, wie nur irgend der des Hauses Habsburg auf seine Erb- und Kronlande sein kann. Die Republiken Südamerikas gestalteten sich auch meist durch die Entscheidung der Waffen; aber Cuba, das sich noch in den Händen der Spanier befindet, wird ohne Zweifel binnen Kurzem freigegeben werden — gegen eine Entschädigung an Geld. Die Macht der Ideen ist stärker als dynastische Romantik.

Es mag erhebend sein, in unsern Geschichtsbüchern zu lesen, wie die deutschen Reichsstände 1395 Kaiser Wenzel absetzten, weil dieser die Lombardei an die Visconti von Mailand verkaufte. Die Lombardei war 1395 eine Waare, die dem gehörte, der die eiserne Faust darauf hielt.

Das Halten der Völker mit eiserner Faust hat aber unser Jahrhundert herzlich satt bekommen, und nicht nur um derentwillen, die zunächst von den mächtigen Fingern einer solchen eisernen Faust ergriffen werden, sondern auch um jener übrigen Glieder willen, die noch zur eisernen Faust hinzugehören und den krampfhaften Druck mit nachfühlen — bis in ihr innerstes Lebensmark.

Man erwidert: Das ist Idealpolitik! Die Erfahrung lehrt, daß Alles, was heute Idealpolitik genannt wird, in zehn Jahren die Politik der Nothwendigkeit ist.

## III.

„Die Existenzfrage ist nicht protestantisch, nicht katholisch, nicht liberal und nicht reactionär, so wenig als mein Arm, mein Fuß, Haus, Kind, meine Hand, meine Katze protestantisch oder katholisch, liberal oder reactionär ist." Oder: „Sieh hin, ein Zuavenhund bohrt einem Tiroler das Bajonnet in die Brust! Hilf! — Antwort: Ja, lieber Gott, der Mensch dauert mich, aber er ist Pfaffenknecht und Reactionär, ich kann ihm nicht helfen."

Solche und ähnliche Sätze finden wir bei Friedrich Vischer, dem berühmten Aesthetiker in seinen „Kritischen Gängen".

Der Verfasser erzählt uns, er floh vor Bildern und Anschauungen, die für ihn daheim nicht länger zu ertragen waren. Einen doppelten Wahn sah er um sich her durch Menschen verkörpert, die sonst von ihm geachtet wurden, den Wahn des „Nationalvereins", der Deutschlands Geschicke nur noch an Preußen ketten wolle; den Wahn der Demokratie überhaupt, die Oesterreich eben so „zertrümmert" wünsche wie vielleicht die ganze Welt, um nur neue Ordnungen zu schaffen.

Aber, fährt der geistreiche Schriftsteller fort, auch in Oesterreich, wohin der Verfasser, um sich zu sammeln, entflieht, in Oesterreich, das ihm von je, auch seiner „alten Wohlfeilheit" wegen, so unendlich werth geblieben war — letztere „Wohlfeilheit" hätte ihn doch schon etwas aus seinen jugendlichen Träumen wecken oder die Erwähnung überhaupt nicht „stylvoll" erscheinen sollen — wird ihm nicht wohl. Auch dort hört er, daß etwaige Waffensiege des doppelten Adlers nur als schlimme Zeichen für die Sache des innern Fortschritts gedeutet würden. Außer sich über die Verblendung dieser Zeit, irrt sein deutsches Herz auf dem Schlachtfelde von Solferino, sein Vaterlandsgefühl kann nicht ertragen, daß Franzosen über eine Armee gesiegt haben, die, wenn auch nicht ganz, doch theilweise aus Deutschen bestand.

Aus dieser Stimmung heraus, einer lyrisch-politischen, sind die obigen und viele, viele ähnliche Sätze seines Buches entstanden. Der Reisende jubelt, wenn ein Bregenzer Stubenmädchen in Mailand über die Franzosen zu ihm sagt: „So en schmierige Kerle mächt i jo net mit me Steckele anrege, do sind die Oesterreicher andre Leut gewese." Jeder ihm zu Ohr gekommene einzelne Zug von deutscher im letzten Kriege bewiesener Tapferkeit wird von ihm mit Hoffnung auf bessere Zeit gebucht, und am liebsten möchte er, die Trommel würde gleich wieder gerührt und die Deutschen ließen die Erde unter ihrem Fußtritt erdröhnen. Keineswegs will er die Italiener geknechtet sehen, das nicht, Ungarn will er nicht ohne Freiheit, Deutschland nicht ohne

Einheit — nur soll Frankreich à tout prix fern gehalten bleiben, Frankreich nicht die Landkarten verändern — besonders aber nie ein Deutscher, und er mag vertreten was er wolle, besiegt aus einem Kampfe hervorgehen u. s. w. u. s. w.

Das sind wohlgemeinte Anschauungen von deutscher Macht und Herrlichkeit. Jakob Venedey, W. Orges in der Augsburger Zeitung, Gustav Fröbel theilen sie. Aber es sind die Meinungen einer Minorität. Die Majorität — nicht die der Indolenz können wir meinen, sondern der stimmfähigen Beurtheilung — sagt, die zufällig außerordentliche Größe Oesterreichs und des Hauses Habsburg sei für die Welt und für Oesterreich eine Sache für sich. Seit fünfzig Jahren hätten wir von so mächtiger Ausdehnung des deutschen Namens nach dieser Seite hin wenig Segen und viel Fluch gehabt, unterdrückte Völker nach Außen, verfolgte Patrioten nach Innen. Jene chinesische Mauer, die Kaiser Franz und Metternich zwischen Deutschland und Oesterreich von Bregenz bis Krakau gezogen, hätte beide Organismen in einem Grade getrennt, daß all' diese entrüsteten Worte ohne zu zünden in die Luft flögen. Deutschland würde überhaupt nur für dasjenige Oesterreich mitfühlen, das sich an den drei großen Aufgaben des engern Vaterlandes sichtlich und aufrichtig fördernd mitbetheiligte: Freiheit, Einheit, Aufklärung.

Es würde zu weit führen, wollten wir die historische Berechtigung dieser letztern Ansicht beweisen und zu gleicher Zeit ausführen, wie wir darum nicht im mindesten nöthig haben, eine so panische Furcht vor den Franzosen zu hegen, noch auch die Bildung eines einigen Italiens zu scheuen, noch auch einige Neugestaltungen der Karte Europas mit mißtrauischem Auge zu betrachten.

Das engere Deutschland von 1859 war nicht mehr das Deutschland der geistlichen Kurfürsten und der Reichsarmee, sondern war und ist ein Kern, der etwas mehr vertritt als nur Preußen, so betrübend uns auch die lockere Verbindung mit den acht Millionen Deutschen Oesterreichs erscheinen darf, die uns leider durch alles das, was sich sonst an historischen Annexen in Ungarn, Polen, Böhmen, Slavonien, Italien,

für unsere deutschen Brüder maßgebend, gebildet hat, nur noch geistig angehören.

Wir bedauern, diese Beweisführung hier unterlassen zu müssen, um so mehr, als wir gern jede Gelegenheit ergreifen, vor allzugrellen Einseitigkeiten und unmotivirten Präponderanzen, auch Preußens, zu warnen — die Politik der gelehrten Herren, die entweder bereits in Preußen Professoren geworden sind oder es erst werden wollen, ist nicht die unsrige.

Aber in Betreff Vischer's können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns seine Art der Beweisführung und die naturalistische Wallung seines Denkens und Fühlens durch ihre chaotische Unordnung erschreckt hat.

Aus einem Denkermund die subjectivsten Mondschein-Monologe! In seiner Darstellung verjagt das Bild den Gedanken, der Gedanke das Bild; jeder Eindruck verschlingt den vorangegangenen; das geringste Erlebniß wird zur großen Thatsache aufgetrieben, und die große Thatsache wieder zerbröckelt sich in Kleinigkeiten, in ihre Staffage, ihr Costüm, ihren äußern Effect. Vischer kann nicht an die Ungarn denken, ohne von „praller, sporenklingender" Rede zu sprechen — von Venedig nicht, ohne die alten Dogen zu sehen, von Franzosen nicht, ohne ihre rothen Hosen; es ist der reine Feuilleton-, ja der parlamentarische Tribünenstyl einer Jungfernrede, die vorher niedergeschrieben und auswendig gelernt ist. „Es giebt etwas, das in solchen Lagen alle Kunst der Reflexionen ersetzt, eine Naturkraft des Gemüths, ohne die kein Volk zu Macht und Größe gelangen kann. Man brauchte nicht viel zu denken, es durfte nur unter dem Brustlatz richtig bestellt sein". In diesem schwäbischen Dorfgeschichten-, Auerbach'schen Ton das ganze Buch! „Was anders ist der Patriotismus als das erhöhte, erweiterte Familiengefühl! Eine Familie, die nicht dem Zerfall nahe ist, läßt keins ihrer Glieder beschimpfen, berauben; was diese Glieder unter sich abzukarten haben, das geht den Fremden, den Feind nichts an; wie uneins im Innern, eins gegen Außen! Dieses Gefühl fragt nach keinen Gründen und ersetzt alle Gründe; es läßt sich nicht andemonstriren; wer es

nicht hat, gehört nicht zur Familie; wer es hat, der hält es rein und frei von fremden Beziehungen, die es zu durchkreuzen suchen." Aehnliche Sätze wie dieser, der denn doch auch beweisen muß, daß also Deutsche und Schweizer in Neapel die kräftigste Waffe des Despotismus sein dürfen und von unserm „Familiengefühl" bei jedem Kampfe gegen ein geknechtetes Volk für ihren Sieg zugejubelt bekommen müssen, charakterisiren die subjectiv-lyrische Denkmethode. „Tief bewegt, wie ich reiste, werde ich schreiben. Ich bin gereist, weil es mich nicht zu Hause ließ, weil ich wandern mußte. Eine wilde Jagd von Reise habe ich beschlossen wie Einer, der über Berg und Thal mit hastigen Schritten rennt, um innern Sturm durch äußern zu vertoben." Alles das, als läse man den bekannten Schwulst Berthold Auerbach's.

Das Grundwesen Vischer's, in der Aesthetik wie in der Politik ist also wirklich nur — wer hätte das gedacht! — romantische Anschauung. Ein Glück für ihn, daß Goethe einen „Tasso" und „Iphigenie" geschrieben hat. Sonst wäre sein Ideal die Arabeske. Er würde seine Kränze nur an die Manier austheilen. Wir wissen nicht, ob man verstehen wird, was wir damit ausdrücken wollen, wenn wir sagen, das Unglück einer solchen Denk-, Beobachtungs- und Gefühlsmethode ist die Reminiscenz. Sie beirrt Vischern auf Tritt und Schritt, und bei so excentrischem Subjectivismus begreift sich, wie der Autor seine hochberühmte „Aesthetik" nur zu einem Werk hat machen können, wodurch er sich vor Allem erst selbst klar wurde.

Vischer hat, hören wir, die „Tendenzpoesie" verworfen. Warum? Sie weckt die Reminiscenz deutschkatholischer Pfarrer, Freier Gemeinden und Freimaurer — für den Romantiker unpoetischer Begriffe. Wer aber die „Tendenzpoesie" verwirft, versteht nicht nur das Blut nicht, das durch die Adern seiner Zeitgenossen rollt, er hat auch den Lebensathem, der durch die alten Muster weht, nicht verstanden. In Homer, im Hohenliede, in Dante, im Straßburger Münster, in Palästrina's Messen, in Raphael's Transfiguration, in Calderon, Shakespeare, Schiller und Goethe ist Alles Tendenz. Nur daß die Tendenz älterer Zeiten Nationalität,

Glaube, Gesittung, Bildung hieß. Die Tendenz unserer Zeit ist die der Befreiung der Natur vom überlieferten Zwang, der Sieg der Gerechtigkeit, der Sieg der Geistesfreiheit über die Gewalt der Vorurtheile, auch über das Vorurtheil des oben geschilderten Patriotismus als „Familiengefühl". In der eines Denkers würdigen Politik weht heutiges Tages nur Tendenz. Oder sollte Vischer glauben, daß 1859 Preußen die Tendenz gemacht hat, die damals mit blutendem Herzen Oesterreichs Niederlagen sah, an sich hielt, dem Herzen Ruhe gebot und sich sagte: Die Zeiten müssen sich erfüllen!? Wenn Vischer in den obigen, selbst für einen „Belletristen" effecthaschenden Sätzen, die wir citirten, andeutet, daß Deutschland Oesterreich im Stich ließ um des Concordats willen, so hätte eine solche Wahrnehmung auf einen so bedeutenden und genialen Kopf niederschmetternd wirken sollen. Eine unsichtbare Stimme hätte ihm rufen müssen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, nicht die romantische Arabeske, nein, die Tendenz ist in dem Grade die allmächtige Gewalt unserer Zeit, daß sie die Weisesten verstummen macht!*)

Bei alledem ist Vischer angeweht von diesem neuen Geist und die großartige Schöpferkraft desselben imponirt ihm doch. Da ergreift ihn denn inmitten seiner zornigen Rede die „gebrochene Wehmuth" jener Reminiscenz. Er ahnt, daß es wol gar mit dem, was die Katheder lehren, plötzlich einen Zusammenbruch geben könnte, daß Homer, Sophokles, der Dom von Mailand, Händel und Mozart nicht mehr vollkommen ausreichen dürften. Wieder eine Uebertreibung! Er steht dann vor einem Eisenbahnstationshäuschen und abstrahirt sich mit schmerzlicher Resignation mögliche Schönheitsgesetze einer modernen Baukunst. — — Ach, des unfertigen, in sich ganz unklaren Anempfindens! Und das bei dem ewigen Schein des burschikos sichern Auftretens! Gleich „Kritische Gänge" —! Man sieht die Mensur, den geschliffenen Hieber! Das Lachen der Studenten über jeden nur irgend vom geziemenden Ernste

---

*) Spätere Anmerkung. Mein obiger Satz: Freiheit, Einheit, Aufklärung ist wahr geworden = Reichstag, Einheit des Heeres, Culturkampf.

abweichenden Ausdruck hat den trefflichen Mann herunter=gebracht bis zum „Schwebemayer".

Giebt es „in der Aesthetik einen Schmerz", den Vischer etwa dahin definirt, daß die Gesetze des Schönen, die man zu Hause eingebunden in seiner Bibliothek liegen hat, nicht in Einklang zu bringen sind mit dem, was draußen in der Welt die moderne Bildung durch sich selbst hervorbringt und ohne alle Beweisführung zum Maßstab ihres Werthes macht, so giebt es auch einen solchen in der Politik. Ueberwinde Vischer diesen, bekämpfe getrost die schwarzrothgoldenen Reminiscenzen und lerne dem Geist einer Zeit lauschen, welche die hochherrlichen Hohenstaufen mit unserer sich wild die Locken schüttelnden Primaner=Politik, trotz Uhland, nicht einmal auf der deutschen Bühne hat geltend machen können, wie viel weniger im deutschen Leben!

## IV.

Wäre Oesterreich ein Staat, dessen Erkranken man eine vorübergehende Erscheinung nennen müßte, so würden wir denen recht geben, die den Vorschlag eines „Verkaufs Venedigs" in der jetzt üblichen publicistischen Sprache „eine niederträchtige Schamlosigkeit", „bübische Schändung des deutschen Namens", „erbärmliche Feigheit" u. s. w. nennen. Doch bleiben wir bei der Behauptung, die Zusammensetzung und etwaige Lebenskraft Oesterreichs wird eher eine gänzliche Germanisirung seiner magyarischen, sarmatischen und czechischen Bestandtheile möglich machen, als daß es organisch mit seinem italienischen Besitz verschmilzt.

Wir können uns denken, daß der deutsche Doppeladler wieder in seine mächtigen Fänge selbst die Lombardei zurück=erhält. Dies würde aber jetzt eine Eroberung sein, die aus den traurigsten und unserer Zeit unwürdigsten Zuständen eine Schraube ohne Ende machte. Nein, „Verkauf Venedigs" hieß weder ein Rath noch eine That der Feigheit. „Verkauf Venedigs" heißt auch keine Geldspeculation. Der Name des Geldes oder einer Uebernahme von Staatsschulden oder ein Länderaustausch war hier nur der Ausdruck für friedliche, humanitäre Lösung. „Verkauf Venedigs" hieß ein Congreß

und auf diesem die Anerkennung einer tausendjährigen Erfahrung.

Es giebt in der Geschichte Zeiten des Beginns, Zeiten der Schwebe, Zeiten der Erfüllung. Für Italien sind diese letztern angebrochen. Auch für alle die sollten sie angebrochen sein, die an Italien betheiligt sind. Oesterreich kann Italien nur durch seinen eigenen Ruin beherrschen. Die Politik des Zwangs, der Unterdrückung ist auf einem fremden, eroberten Boden die einzig naturgemäße, die vernünftigerweise mögliche. Wohin aber ein solches an sich schon beklagenswerthes System dann auch noch rückwirkend führt, zeigen die jetzt aufgehenden Saaten der Metternich'schen Zeit. Oesterreich kann die ihm so nothwendige moralische innere Revolution nicht durchmachen, so lange es den italienischen Besitz behält. Sein Adler hat zwei Köpfe, nur Einen Magen. Der fabelhafte Vogel kann nicht zu gleicher Zeit im Süden die, wir sagen es ja, durch die Umstände ganz berechtigte Natur eines fleischfressenden Raubthiers und im Norden die jener körnerfressenden — Taube haben, die das Symbol des jetzt verheißenen Geistes ist.

Da bereits unser alter vaterländischer Seher E. M. Arndt gesagt hat: „Der Welsche und Deutsche vertragen sich nie! Deutschlands Grenze sind seine Alpen und nur da, wo Aquileja lag, müßte noch eine Festung gebaut werden!" so sollte man eigentlich des Streits um die Nothwendigkeit Venedigs für Deutschland überhoben sein. Lächerlich, zu behaupten, daß Venedig, an Italien abgetreten, doch nur — an die Franzosen käme. Triest wird niemand anzurühren wagen und Aquileja, das alte Bollwerk der römischen Kaiser, das Attila zerstörte, könnte ja Deutschland mitbauen und mithüten helfen, indem es eine Bundesfestung wie Mainz und Rastatt würde. Die Auseinandersetzungen: Wenn Venedig fällt, ist Triest verloren! Die adriatische Küste ist preisgegeben! Es giebt keine andern Matrosen und Schiffer in adriatischen Gewässern als Italiener! — alles das sind jene Behauptungen, die von publicistischen Federn mit hochwichtiger Miene vorgetragen werden und den Nebelbildern gleichen, Vergrößerungen kleiner Reflexe. Auch die militairischen De=

ductionen über Operationsbasen u. s. w. gehören hieher, wie Radowitzens berühmte Phrase von Italiens Norden als dem „Glacis Deutschlands". Arndt, der das Richtige sagte, war nur National-, nicht einmal Tendenzpolitiker. Eine besondere Sympathie für jenes fremde Volk, das unter allen Umständen frei und unabhängig sein will, würde ihm an und für sich ganz gefehlt haben.

„Venedig verkaufen" heißt: Die venetianische und italienische Frage zunächst an einen Congreß bringen. „Venedig verkaufen" heißt einen Congreß zusammentreten sehen, wo nicht etwa um den Grünen Tisch nur die verzweifelten Rechenkünstler Oesterreichs sitzen, die Minderer der Nationalschuld, die Retter der Valuta — sondern Staatsmänner. Mehr noch! Philosophen würden uns die Gesandten erscheinen — aus der Schule des Brutus, Cato, Arnold von Brescia, Washington, Benjamin Franklin — Staatsdenker, die über Mittel und Wege sinnen, das Glück der Völker anzubahnen, Staatsmänner aus der Schule des so oft citirten Jesus von Nazareth. Metternich schickte auf den Congreß von Verona nur Staatsmänner, die Sterne *auf* der Brust trugen, die Freiheit der Griechen sollte nicht existiren; die Staatskunst aber, die Sterne *in* der Brust trägt, die christliche *Verpflichtung* siegte. Italien ist in einer gleichen Lage. „Venedig verkaufen" heißt, die Lösung der italienischen Frage jenem Minister überlassen, der das mächtigste und riesigste Portefeuille trägt — die Tafeln der Geschichte. *)

## V.

Wäre Eugenie nicht, Napoleon würde sich besser entwickeln. Es ist wieder eine Broschüre erschienen. Natürlich muß man von ihr die romanisch-französische Form abziehen. Diese Methode der Beweisführung, diese Berufungen auf die Größe und Tapferkeit der Franzosen, diese einseitigen, oft komischen Entstellungen der Sachlage gehören zu den Dingen, die sich auf dortigem Gebiet von selbst verstehen. Ob Karl X. oder Louis Blanc ein solches Manifest oder Programm schreibt,

*) Statt Verkaufs trat bekanntlich Verschenken ein.

es wird, namentlich im Rhetorischen, immer dieselbe Komödianterei sein, die nun einmal vom französischen Wesen nicht zu trennen ist. Auch für Italien gilt dieselbe Bemerkung. Die Art, wie z. B. die Italiener den Deutschen ihre Sympathieen ausdrücken, muß man hinnehmen wie sie ist. Herrn von Vincke wünschen wir den ganzen Muth, die Phrasen und Demonstrationen zu ertragen, die ihm von dorther kommen und die ihm in ihrer Form, ja selbst theilweise in ihrem Inhalt eben so antipathisch sein mögen wie seinen Gegnern. Wir Deutsche drücken uns eben anders aus. Die Sache bleibt darum dieselbe und verändert nichts an ihrem Inhalt.

Auch die „Halbheit" oder, wie die Nationalzeitung sich ausdrückt, die am Schluß der Broschüre erst eröffnete „Colonnade zu einem Gebäude, das man nicht sieht", kann den großen von Paris angekündigten Act der Säcularisation des Kirchenstaats nicht verdächtigen. Man vergesse nicht, daß Napoleon III. über eine bigot katholische Bevölkerung herrscht. Seiner eigenen Ueberzeugung nach so gut wie wir Voltairianer und von den Cardinälen und dem Stuhl Petri nicht im mindesten bezaubert, hat er die Klugheit gehabt, das große Wagniß der Wiederherstellung der Bonapartes auf die Beseitigung der Gefahren zu bauen, die dem katholisch-kirchlichen Wesen sowol in der Republik wie unter dem entschieden antijesuitischen Louis Philippe (noch dessen bester Seite) drohten. Der Prätendent appellirte an die Masse des Landvolks, den französischen Mangel aller Schulbildung, die Vorsehung jedes französischen Dorfes, den Pfarrer. Seine Umgebung war, um uns mit einer genauern Definition derselben nicht aufzuhalten, unmoralisch. Diesen Spielern von Baden-Baden, Börsenflibustiern, militairischen Aventuriers, Cameliendamen niedern, höhern, höchsten Ranges hatte er ein Gegengewicht zu geben und beeiferte sich deshalb, der beste Sohn der Kirche zu scheinen. Diese Lage dauert noch fort. Die französische Armee ist nicht das aufgeklärte Paris, sondern die bigotte Provinz; die Offiziere sind nicht frei von jener modernen katholischen Sentimentalität, die sonst nur im Lager der Legitimisten zu Hause ist. Der Kaiser wird des-

halb ohne Zweifel mit eigener Hand in Laguéronnière's Broschüre die Zusätze hineingeschrieben haben, die ihm für die Rücksichten auf die französische Religion nothwendig erschienen. Er mußte den Papst unter dem Bilde zweier Personen auffassen; der einen küßt er demüthig den Pantoffel, während er der andern heimlich den Stuhl wegzieht; daß bei dieser Scene nur ein und derselbe Begriff zu Boden fällt, kümmert ihn nicht. All' diese „Halbheit" ist für seine Lage in der Ordnung.

Den Muth, den Katholicismus von Rom unabhängig zu machen, bekam Napoleon III. durch drei Thatsachen. Ein Priester, Vicar Berger, ersticht den Erzbischof von Paris in offener Kirche und muß die Guillotine besteigen; Orsini, ein italienischer Patriot von bisher unbescholtenem Lebenswandel, sucht ihn selbst durch sein Bombenattentat aus der Welt zu schaffen; das Haus Habsburg schließt mit den bourbonischen und habsburgischen Dynasten Italiens geheime Schutz- und Trutzbündnisse. An und für sich geht eine grübelnde und gedankenbrütende Natur, wie sie Napoleon III. besitzt, ungern in den Krieg; bei ihm lag außerdem noch die Besorgniß vor dem bedenklich wachsenden Ruhm der commandirenden Marschälle hindernd zwischen Drohung und Ausführung. Dennoch begann er den Krieg. Man schildert Napoleon III. als Eroberer und verweilt bei den Annexationen. Der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" zufolge hat Napoleon bei allen seinen Unternehmungen nichts als Ländergewinn im Auge. Wir halten diese Meinung für irrthümlich. Ohne im mindesten die äußerste Wachsamkeit auf unsere Rheinufer widerrathen zu wollen, können wir in den Erwerbungen von Nizza und Savoyen doch nur die sich von selbst verstehenden Hülfsmittel sehen, womit Napoleon einigermaßen das Material zu befriedigen suchte, mit dem er operiren muß. Die gegenwärtigen Franzosen bestehen aus zwei Hälften, aus einer ehrgeizigen Armee und aus — „Philistern". Letztere müssen zu allen Extravaganzen der kaiserlichen von der Börse bitter gehaßten Politik das Geld hergeben. Jene Erwerbungen, und sollten ähnliche folgen, waren und sind ostensible Antworten

auf die Frage: Wozu das Alles und was bringt es Frankreich ein?

Deutschland ist leider in zwei Hälften, eine protestantische und eine katholische, getheilt. Aber Schiller, Goethe, Kant, Humboldt gehören dem ganzen Vaterlande. In diesem Sinn ist auch ganz Deutschland protestantisch und kein Ort ist es mehr als Wien. Die Ausnahmen sind respectabel genug, um über diese Behauptung lachen, oder mächtig genug, um sie sich verbitten zu können; aber die Wahrheit bleibt darum dieselbe. Wenn die Aristokratie und die Jesuiten überall in Deutschland (überall, auf katholischem und protestantischem Gebiet) im Staatsleben ihre rechten Bändiger fänden, wenn wir überall Kammern voll Muth, Minister voll aufrichtigen Freiheitssinns besäßen, so stünde die Thatsache fest, daß der Untergang Roms als hierarchische Spitze des Katholicismus letztern selbst, soweit er Deutschland trifft, nicht im mindesten berührt. Der wahre Katholicismus deutscher Bildung ist einer geläuterten und schönen Zukunft fähig. Vollkommen kann er bestehen, auch wenn der Papst künftig nur noch ein Bischof von Rom, der erste Hofpfarrer des Königs von Italien ist.

So sehe man also ruhig diesem interessanten Schauspiel zu, das sich demnächst in Rom abwickeln muß. Hoffentlich mißlingt es den Jesuiten, Venedig zu einem Aufstand zu bewegen und dadurch die Vorgänge im Kirchenstaat, die Organisationen Cavour's, die ersten Decrete des „Parlaments von Italien", der „italienischen Paulskirche", zu paralysiren. Auf die „Doppelrolle", die Napoleon III. dabei spielen wird, kann Deutschland mit wahrem Vergnügen blicken; es ist das schönste Vaudeville, das je in Paris geschrieben worden ist, und es sollte sich einer finden, der es, mit einigen Localveränderungen, in's Deutsche übersetzt. Hat nicht Heinrich Leo neulich gesagt: Der dazu bestimmte Mann „lebt bereits unter uns"? Wir hätten zum Schluß nur noch zwei Wünsche. Der eine wäre: Kaulbach zeichnete die Säcularisation Roms; es ist ein Stoff des großartigsten Welthumors und seine humoristische Behandlung nicht im mindesten ungroßmüthig oder unedel; Cardinäle sind nicht ehrwürdig; sie würden es

sein, wenn ihr Unglück von Familien getheilt würde. Der zweite Wunsch wäre der: Wenn alles das noch Ulrich von Hutten erlebt hätte!

## VI.

Seit den Vorgängen in Warschau, seit des Prinzen Napoleon so rückhaltloser Rede darüber bringt jeder Tag neue Kunde von Bestrebungen und Versuchen, sei es in der Emigration oder im eigenen Lande, die polnische Nationalität wieder zu erwecken und sie auf's Neue staatlich herzustellen.

Bald sind es Adressen an den russischen Kaiser, bald an den Statthalter des Königreichs, bald Anträge im preußischen Abgeordnetenhause, Aufwallungen, die sich zweifelsohne im Laufe dieses Jahres höher steigern werden. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat dem Starosten seine hörigen Mannen entzogen, denen er sonst befehlen konnte, zu Roß zu steigen oder die Sense als Spieß aufzustecken. Aber auch ohne eine förmliche Revolutionserhebung wird es an progressiver Verstärkung der bisherigen Demonstrationen nicht fehlen.

Vom Standpunkte der „Realpolitik", d. h. einer Politik, die auf gegebene Interessen und augenblickliche Nothwendigkeiten fußt, dürfte vollkommen entschuldigt sein, wenn etwa der gegenwärtigen polnischen Regung so begegnet würde, wie im preußischen Abgeordnetenhause der „polnischen Fraction". Spricht diese, so lacht man. Man läßt ihre Rede nicht zu Ende kommen, verweist sie auf die mit dem preußischen Adler gezeichneten Kanonen.

Schon lange ist dies Schauspiel unerquicklich. Und nach und nach scheint man in Berlin selbst diesen Eindruck des Verhöhnens, des Niederzischens u. s. w. als einen unwürdigen zu fühlen. Wenigstens auf Seiten der demokratischen Parthei. Letztere ist in der Bildung eines Urtheils über die Polenfrage noch in einem Uebergang begriffen. Sie will nicht recht heran, für Polen zu fühlen wie für Italien und Ungarn; sie hat sich zu dem Ende die Warschauer Bewegung als eine angestiftete erklärt; die Sympathie, die ihr für Volksdemonstrationen unabweislich ist, hat sie sich durch die Annahme von allerlei geheimen Künsten ausreden wollen.

Ob nun den Polen ihre Wiederherstellung geschenkt wird oder ob sie sich dieselbe selbst erobern müssen, es bleibt sich im Grunde gleich. Unserm Jahrhundert würde es zur Ehre gereichen, wenn überall die bessere Ueberzeugung den Sieg über rohe Gewalt schon vor dem Kampfe davontrüge. Warum sprachen wir vom „Verkauf Venetiens"? Wenn die Russen, wie leicht möglich, bis zu einem gewissen Grade der Wiederherstellung Polens günstig sind, so mag es sein, weil sie zu sehr die Mislichkeit eingesehen haben, eine Stadt wie Warschau zu russificiren. Auch besitzt Rußland eine dichte, nicht gemischte polnische Bevölkerung von mehr als fünf Millionen. Die Stammverwandtschaft scheint außerdem manche Annäherung gefördert zu haben. Wenn Rußland die ihm gebührende europäische Türkei erhielte, so würde es in der That sein Königreich Polen entbehren können. Es würde die volle Wiederherstellung einer Nation, die uns den Gefallen nicht thun will, zu sterben und nicht mehr unser Gewissen zu belästigen, nicht zu fürchten brauchen.

Was man anführt, um die Unmöglichkeit der Wiederherstellung Polens zu beweisen, hat mir von je nicht stichhaltig geschienen. Man hat sich nur langsam daran gewöhnt, auch die Italiener nicht für eine Menschenklasse zu halten, der ein eisernes Joch und eine richtige Ladung Kartätschen besser thäte als Freiheit und Unabhängigkeit. Aber die Gewöhnung an ein freies Italien ist doch allmälig gekommen. Ist es unmöglich, daß sie auch noch für Polen kommt? Nach Privaturtheilen, die wir uns über die Völker bilden, dürfen wir ihre politische Lage nicht messen. Wäre die Verachtung, in der bei uns bisher der Italiener stand, für einen Denker maßgebend gewesen, so würden ja wir Deutsche, nach dem Urtheil aller Nationen, die erbärmlichste politische Lage verdienen. Dennoch werden wir uns selbst nicht aufgeben wollen.

Der Pole hat, sagt man, keinen Bürgerstand, keine Industrie, keine Städte, sein Adel sei verwahrlost, äffe nur den Franzosen nach u. s. w. Das sind die mehr oder weniger begründeten Privaturtheile der Deutschen über die Polen, die nicht alle von andern Nationen, am wenigsten von den Polen

selbst getheilt werden. Greift euch an eure eigene Nase! kann jedes christliche, mit einer eigenen Sprache begabte Volk zum andern sagen. Ob die Polen keine Bürgschaften bieten, einen Staat zu bilden, ist ihre Sache. Der Nachbar wird sich vor polnischer Anarchie zu hüten und zu schützen wissen. Die Sachen stehen auch nicht mehr so schlimm in Polen wie damals, als man aus solchen Gründen vorgab es theilen zu müssen. Die Polen werden ihre Nationalität in einer Menge Unarten beibehalten haben, das ist gewiß. Im Allgemeinen sind aber auch sie seit hundert Jahren nicht ohne Fortschritt geblieben. Eine ernste Prüfung, wie für die Italiener, so auch für die Polen, bot das Exil. Um ihren Protest gegen Rußland irgendwie mit erlaubter Berechtigung aussprechen zu dürfen, haben sich die Polen mit Innigkeit an ihr katholisches Glaubensbekenntniß gehalten. Mag man von Roms Hierarchie denken was man will und muß, diejenige katholische Lehre, daß die Kirche dem Menschen gegen die Unbill der Welt ein Asyl eröffne und ein nachhaltiger Freund bleibe, wenn ihn auch Alles verläßt, hat sich in Polen bewährt und dem frivolen Sinn, den Eingebungen eines leichten Blutes immer gesteuert. Die Polen haben eine Literatur, die anfängt, europäisches Aufsehen zu machen. Warum sollten sie nicht im Stande sein, ihre Ankläger zu beschämen und ein Staatsleben zu begründen, in welchem der Begriff vom „polnischen Reichstag" ein eben so verklungenes Märchen wäre wie in Deutschland unser heilig römisch-deutscher „Zopf," oder das „Reichskammergericht?"

Der wahre Grund, der uns bei den Parolen: Italien, Ungarn, Polen! sogleich auf die Wälle und an die Kanonen treibt, ist kein anderer als das tiefste Gefühl unserer Schwäche. Unsere Furcht macht aus uns Tyrannen — die Furcht vor dem Schwinden unserer germanischen Bedeutung. Wenn wir Königreiche wie Italien, Ungarn, Polen sich rund um uns erheben sehen, gähnt uns eine Lücke an und ergreift uns schmerzliche Vereinsamung, ja tiefste Verlassenheit. Schon durch die Vorstellung allein, in die Mitte genommen zu werden von muthersfüllten, lebensfrischen Völkern, erbeben wir, erbeben vor dem Gedanken, Söhne der Gothen und

auf Null reducirt zu sein. Lieber möchten wir dann rechts und links wie eine in die Reisfelder brechende wilde Elephantenhorde Alles zerstampfen, was uns im Wege steht, als unsere letzte Stunde schlagen hören.

Dies Gefühl ist gewiß edel und wenigstens wir theilen es aus innerstem Herzen ganz und gar. Aber die Hülfe, um jene uns plötzlich anwehende Lücke auszufüllen, kann nur an einer andern Stelle liegen. Machen wir ein Ende, eine Nation zu sein, auf welche neulich Prinz Napoleon in seiner bekannten Rede in einem so verächtlichen Tone anspielte, wie etwa sein Onkel vor der Schlacht bei Jena, als er die schlechten Stellungen des alten Möllendorf sah, die Worte sprach: „Ces perruques là se tromperont furieusement!" In diesem Augenblick giebt es für Deutschland, den Polen gegenüber, nur zwei Fragen: eine brennende augenblickliche und eine allgemeine zukünftige. Die brennende mag die von den Lunten der Kanonen auf den Festungswällen von Posen beantwortete sein. Kommt die Verhandlung über den Antrag des Herrn von Niegolewski an die Kammer, so möge sie ihm erwidern: Wie kommt gerade i h r dazu, einen so übermüthigen und undankbaren Gebrauch zu machen von einer größern Freiheit, die euch bisher Preußen und Deutschland gewährt haben? Warum wollt gerade ihr in Posen die Wiederherstellung eures Reichs auf seiner äußersten Peripherie beginnen, da, wo durch den Lauf der Zeiten allmälig neben 700000 Polen sich 600000 Deutsche angesiedelt haben? Gebt uns das Beispiel eurer Lebensfähigkeit im Centrum eurer Nationalität! Erringt euch in Warschau diejenige Freiheit, mit der ein billig denkendes Volk, wie wir es sind, sich bald verständigen wird, wenn es sich darum handelt, euerm Vaterlande und Volke auch euch zu erhalten! Welche größere Ungerechtigkeit begeht denn gegen euch die preußische Regierung als die russische? Oder soll wiederum jener Kampf von 1848 erneuert werden, wo die Freigebung eurer Gefangenen, die Freigebung eurer Sprache, alle Huldigungen, die ein entfesselter Freiheitsgeist euch darbrachte, damals, wirklich tückisch, nur zur Bewaffnung und zum Aufstand im Großherzogthum Posen führten, während im übrigen Königreich Alles mäuschenstill

blieb? Daß eure polnische Wiedergeburt gerade da anfängt, wo eure Nationalität die dünnste Position hat, da, wo in eurer Hand nur die Waffen zu schwingen sind, die euch die deutsche Bildung, die deutsche Großmuth, die deutsche größere Freiheit schmiedete, davon werden wir nimmermehr die Nothwendigkeit einsehen und vorläufig — gegen euch stimmen! Etwas Anderes ist dann die Frage im Allgemeinen. Da darf man nicht verstummen, sondern muß offen und frei bekennen: Läßt der doppelte russische Adler den polnischen frei, erhebt sich ein verjüngtes, selbstständiges Königreich Polen, so wollen wir Deutsche den Augenblick als eine Stunde begrüßen, wo noch ein Volk, das sich nicht gänzlich aus der Geschichte ausstreichen will, sich ebenfalls helfen muß und — vorläufig unsere Fürsten ihre Throne zusammenzurücken haben, um einen einzigen großen, den der germanischen Kraft und Würde, zu bauen.

## VII.

So sehr auch manchem stillen Beobachter der europäischen Wirren um Deutschlands künftiges Geschick bange werden darf, die Erörterung der Frage, wie wir uns Ehre, Freiheit und Selbstständigkeit erhalten sollen, ist leider eine jener Discussionen, welche an des Tacitus rara temporum felicitas erinnern, die seltene Zeit, wo erlaubt ist, zu sagen, was man sagen möchte.

Will man die einzige Auskunft, die sich für ein Abwenden unserer Todesstunde geben läßt, offen und ehrlich aussprechen, rein im Interesse des Vaterlandes, unbeschadet aller Achtung vor den mannigfachen Verdiensten unserer deutschen Fürstengeschlechter, ja mit aller Entfernung jener alten Beweisführungen, die z. B. in der Berechnung bestanden, was einem einzigen Volke die Erhaltung von dreißig regierenden Häusern koste, so hat man Mund und Hand gebunden. Man überwacht, verfolgt, verdächtigt die edelsten patriotischen Motive. Das gefährlichste Thema, das sich in Deutschland berühren läßt, ist das — unserer Rettung!

Die Agitation des „Nationalvereins" wäre gewiß eine höchst dankbare, wenn sie mehr Erfolg hätte. Da sie ihn

aber nicht hat, da die Theilnehmer derselben überwiegend nur jenen leicht erregbaren Elementen unserer Staaten und Städte angehören, welche bei jeder Frage, ob sie nun politisch oder kirchlich, national oder kosmopolitisch, künstlerisch oder literarisch ist, im Vordergrunde zu stehen pflegen, während die Massen ausbleiben, so sollte unseres Dafürhaltens schon lange die Hülfe völlig anderswie und anderswo gesucht werden als beim „Nationalverein". Die große Betonung, welche der Nationalverein im Norden auf Preußen, im Süden auf die „österreichischen Brüder" legt, hebt die Wirkung desselben an sich schon auf. Eine wunderliche Agitation, die kein festes Programm hat.

Darüber, daß, solange wir Frieden haben und im Frieden uns für die Entscheidungen des Kriegs stärken müssen, nichts von Preußen für eine bessere Gestaltung Deutschlands zu erwarten steht, sollten jetzt doch wol alle Vaterlandsfreunde übereinstimmen.

Eine hohe Person, deren Devise im täglichen Verkehr lauten soll: „Ich lasse mich nicht drängen!"; eine Regierung, welche die „Pietät" von Friedrich Wilhelm's IV. Testament in Erbe genommen zu haben scheint, kann nichts beginnen, was uns das immer näher vernehmbare Läuten der Todtenglocke unseres Vaterlandes zu einer leeren Sinnestäuschung und phantastischen Einbildung macht. In starrer, eisiger Kälte stehen sich die Bestandtheile Deutschlands in den Regionen unserer Dynastieen gegenüber; keine Annäherung, keine Verständigung; nur ein Zustand krampfhaften Festhaltens dessen, was ohne Tractatverletzung keinem genommen werden könne. In Oesterreich beginnt es indessen lebendig zu werden, und wie lange wird es dauern, so sind die Vorsprünge, die „Preußens Hegemonie" gewonnen hatte, verloren! Eine bedauernswerthe Bevölkerung von 17 Millionen muß inzwischen einen Kriegsstand aufrecht erhalten, dessen natürliche Basis, an Geld- und Jugendkraftopfern, nur eine Bevölkerung von 40 Millionen, die des gesammten Deutschland, bilden sollte.

Der Gedanke einer deutschen Kaiserkrone kann vielleicht in Momenten acuter Gefahr entstehen. Für jetzt, für Zeiten

des noch erhofften Friedens und der sozusagen nur reflectirenden Rüstung auf den Krieg hat die Kaiserkrone keine Popularität. Zu wohl befindet sich unsere bürgerliche Freiheit unter dem Schutz des föderalistischen Systems. Was uns in Bayern verboten ist, ist uns in Sachsen erlaubt. Gegen diese Hülfe, welche der Bürger Deutschlands, der Mensch, möchte man sagen, gegen einen centralen Einheitsstaat im sonderbündlerischen Organismus findet, geht kein Argument an. Wir verlieren mit Aufopferung unserer Mehrstaaterei an natürlich behaglicher Freiheit. Ließe dann vollends Preußen vermöge seiner „Pietät" die überlieferten Zustände unter seiner etwaigen Kaiserkrone wie sie sind, so würden wir eine doppelte Regierung statt der jetzt nur fühlbaren einfachen haben. Es ist gewiß nicht zu widerlegen, daß ein „pietätvolles" deutsch-preußisches Kaiserthum uns nur eine Reichsgensdarmerie größten Styls brächte.

Unter solchen Umständen ist es erlaubt und dringend geboten, immer wieder auf's Neue den Versuch zu machen, ob nicht eine bessere Form, eine Bürgschaft und Beruhigung gewährende, für Deutschland gefunden werden könnte. Die Wahl Preußens durch Acclamation ist 1848 mißglückt — der Nationalverein hat jetzt, wie man sieht, nichts Eifrigeres zu thun, als sich vom Verdacht freizumachen, daß er Deutschlands Aufgehen in Preußen befördern wolle. Solch ein Schicksal darf wol bedenklich erscheinen bei einem Staat, dessen Lenker sich nur mit großer Mühe in einer Bahn erhalten, die ihnen der öffentliche Geist zwangsweise vorschreibt. Hin- und herschwankend, unterbricht diese Politik unsere begründetsten Hoffnungen auf eine freie und große Richtung alle Augenblicke durch Plötzlichkeiten retograder Natur. Das gegenwärtige freisinnigere Staatsleben Preußens ist weit mehr nur ein von Außen in diesen Staat hineingetragenes; von Deutschland, von den Westprovinzen, den Resten der schleswig-holsteinischen Bewegung. Kann man Deutschland verdenken, wenn einer Gesetzgebung gegenüber, wie sie das Herrenhaus vertritt, einer Verwaltung gegenüber, wie die Stieber-Hinckeldey'sche, einem Militair gegenüber, das sich in den „Militairischen Blättern" ausspricht, seine Sympathie

zurückhaltend bleibt und das Heil auf anderm Wege erwartet, als durch Annectiren an solche ganz noch auf dem Standpunkt der Rehabilitationen von 1849 stehenden Zustände?

Im Jahre 1848 gab der Verfasser einen Vorschlag zur Einigung Deutschlands in Form einer Heptarchie. Sechs große Staatencomplexe und über ihnen eine ideale siebente als Centralgewalt. Wäre letztere durch eine nicht regierende Persönlichkeit bekleidet, wie eine solche schon der Reichsverweser Erzherzog Johann war, so würden die „Vereinigten Staaten Deutschlands" eine Republik sein, die aus monarchischen Theilen besteht. Ein Pseudonymus Diotmund giebt in einem fliegenden Blatt: „Auch ein Programm" (Dresden, Türk), eine gleiche Reduction unserer Vielstaaterei, und ein anderer Verfasser, der sich Berg nennt, stimmt ihm in einem Schriftchen: „Die elfte Stunde hat geschlagen" (Dresden, Hofbuchhandlung von Kuntze), mit Begeisterung bei.

Das besonders Erfreuliche an diesen beiden Broschüren ist der Geist, aus welchem sie hervorgehen. Wir können Diotmund's Stamm-Conglomerate mit ihren wunderlichen geographischen Sprüngen nicht billigen; wir halten auch die von ihm vorgeschlagene Bildung zweier Kreise, eines engern und eines weitern Verbandes aller Staaten (letzterer Oesterreich zu Liebe), für ein Uebermaß von Mechanismus; wir können auch die Bildung von zweierlei Soldaten, allgemeinen Reichssoldaten und einer Privatwachparade für die Fürsten, nicht billigen, aber der Geist, aus dem alle diese Vorschläge entspringen, ist ein achtbarer. Ist es auch zunächst, was dem Verfasser die Feder führte, nichts Anderes als mehr oder weniger die großdeutsche Sympathie, die wir unsererseits nicht theilen, so bezeichnet es doch die Dringlichkeit unserer Gefahren, wenn selbst aus solcher Sphäre so radicale Vorschläge gemacht werden. So ist denn auch die zweite Schrift mit Recht von dem warmen, lebendigen Willen Diotmund's auf's mächtigste ergriffen und stimmt, obgleich — und darin liegt die große Bedeutung solcher Symptome — der Autor katholisch zu sein scheint und durch und durch den Anschauungen angehört, die wir in jeder Form bekämpfen würden — doch den Diotmund'schen Vorschlägen bei. Trotz-

dem daß Herr „Berg" (Pseudonymus) an Venedig hält und Oesterreichs unverkümmerte Machtstellung will, sieht er doch, wenn wir nicht den deutschen Fürsten ihre Ueberzahl und selbst denen, die noch bleiben, ihre besondern Heere und besondern Diplomatieen nehmen, den Untergang des Vaterlandes unmittelbar vor Augen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Stimme dieser edeln Männer gehört werden möge und uns ein Retter komme von da, wo ihn die kleinliche Verfolgung nicht erreichen kann! Am guten Willen sogar mancher unserer „bestverleumdeten" Staatsmänner zweifeln wir nicht im mindesten — sie sind, weil die einen stemmen, eben nur deshalb Gegenstemmende — vielleicht lehrt sie die immer näher rückende Gefahr Politik im großen geschichtlichen Sinne treiben.

Von den Symptomen eines neuen „Vorparlaments", das sich in dem hie und da ausgesprochenen Wunsche einer „freundschaftlichen Begrüßung von Landtagsabgeordneten" regt, erwarten wir nur dann Heilsames, wenn jede Aehnlichkeit des Erstrebten mit den wüsten Erinnerungen an die Frankfurter Zeit von 1848 vermieden wird. Frankfurt zumal ist und bleibt für eine Centralisirung unserer Bestrebungen und Wünsche die allerungeeignetste Stadt.

## VIII.

Es sieht in diesem Augenblick friedlich in Europa aus.

Die Dinge haben nicht so rasch vorwärts gehen wollen, wie die aufgeregten, heftigen Leidenschaften, die offenen und geheimen Wünsche.

Es geht zum heißen Sommer. Der Umlauf der Säfte wird da immer gehemmt; Stockungen des entzündeten Blutes treten ein; kein Wunder, wenn die wahnsinnige Medicin der Südländer durch Aderlässe die Vergiftungen ersetzt. Cavour todt, Ricasoli, Garibaldi krank — selbst Pio Nono von Fieberschauern heimgesucht —! Selten ist ein Mann so auf der Höhe seines Ruhms, so unter der allseitigsten Theilnahme gestorben wie Cavour, der Patriot. Selbst die Feinde haben vor seinem Sarg die Fahnen geschwenkt.

Wo wir hinblicken, außer Amerika, überall Stillstand — nach so schneller Bewegung! Selbst England hat gebremst. Die ängstlichen Posten aus Nordamerika lassen einen Rückschlag auf Handel und Industrie erwarten. Geldklemme macht Jeden zahm, nicht blos die Söhne Albions. Auch sind die Jonischen Inseln die Achillesferse idealer Nationalitäten-Politik. Frankreich liegt wie ein elektrischer Aal zu Napoleon's Füßen. In der Frage wegen Rom brauchte der Kaiser den Beistand der öffentlichen Meinung und wir sagten schon: „Läßt Napoleon III. die Franzosen wieder discutiren und sprechen, so bezweifeln wir, ob er hören wird, was er zu hören wünscht." Die größere parlamentarische Freiheit, die gestattet wurde, um die Politik des Kaisers gegen Rom gutzuheißen, verwandelte sich in jene elektrischen Schläge, die keinen der Gymnoten, die Humboldt beschrieben hat, mit bloßen Händen angreifen lassen. Dazu der zunehmende Nimbus der Dynastie Orleans — für einen Kenner der Franzosen nur Verwesungsphosphorescenz — aber Napoleon III., eifersüchtig und neidisch auf — den bessern Styl Aumale's, grübelt und — kurz, es sieht schwerlich gut aus mit dem, was aus seinem dunkeln Combinationswinkel hervorkommen wird. Kann der „Erbe des Orsini'schen Testaments" die innerste Sehnsucht seines bonapartistischen Herzens, seine alten demokratischen, carbonaristischen Reminiscenzen, seine Lucubrationen vom Schlosse Ham wahr machen und den Papst säcularisiren? Er erlebt, wenn er seine Truppen von Rom abruft, eine Ablösung derselben — durch Oesterreich, das sich „ermannt". Wol gar durch Rußland! Was ist nicht möglich in dieser Zeit! Napoleon III. wird den Fall eines dann entstehenden Weltkriegs nicht gerade fürchten, aber große Dinge sind — erwägenswerth.

In dem Briefe, den Kaiser Napoleon an Teleki geschrieben und Kaiser Franz Joseph contrasignirt haben soll, stand vielleicht: „Der Aufstand der Polen ist mißglückt! Die Türkei fühlt so loyal wie nur irgend ein Grenz- und Zollwächter, der sich zu compromittiren und abgesetzt zu werden fürchtet; die Pforte war seit ihrer „Civilisation" von je Oesterreichs bester Nachbar! Venedig ist nicht so wie eine reife Kirsche vom Baume zu pflücken! Die Deutschen machen ein

gewaltiges Wesen von ihrer großen drohenden Völkerwanderung mit Wagen, Rossen, Eichenkränzen, Schlachtgesängen, und seit Teplitz und Warschau ist von Preußen die volle Geneigtheit anzunehmen, seine sehr respectabeln, noch paradefrischen Armeecorps nach Wunsch überall hinzusenden, nach Posen, Ungarn, Triest, selbst, wenn es verlangt und möglich wird, nach Rom!"

„So stehen die Sachen" — sagen Müller und Schulze. Und wenn zehnmal der Würtemberger Staatsanzeiger Recht hat, die „Daily News" Lügen zu strafen, die von einem neuen Rheinbund der deutschen Fürsten sprechen, in der Luft liegt allerlei von nicht eingetroffenen Erwartungen und veränderten Strömungen. Wer kennt die Depeschen und die Scenen, die den Schlagflüssen Cavour's vorangingen?

Jedenfalls ist die Hauptursache dieser Veränderung das neue kaiserlich königlich österreichische „Schmerling-Theater", wie der Wiener Volkswitz mit jener unendlichen Ahnungstiefe kindlich gläubiger Gemüther die neuen Organe des österreichischen Kaiserstaats nennt. Von Giskra haben sie auch schon eine flammende Rede in dem Sinne eingebracht, wie solcher in den stillsten Gemächern der Hofburg so sehnlich erwartet wird. Man halte das Bild nur immer recht fest: Oesterreich ein constitutioneller Staat! Freudenfeuer, Illuminationen, Nachtmusiken! Herrliche Reden an Fenstern, auf Balconen, auf Tribünen! Fahnen wehen, alle Farben leuchten, selbst Schwarzrothgold — warum nicht? Nichts ist mehr verpönt; selbst auf der kaiserlichen Post in Wien darf man nicht nur den Hut aufbehalten, sondern es steht jetzt wörtlich an den Bureaux zu lesen: „Das Publikum wird eingeladen, nach Belieben seine Kopfbedeckung aufzubehalten." Eine Freiheit, die sich zu nehmen die Regierung ausdrücklich einladet! Das ist ein berauschender Zustand. Und irgendwo giebt es dann in diesem Jubel, der mit der Zeit zur Zustimmung zu Vielem, wenn nicht zu Allem fähig werden wird — ein stilles Zimmerchen, wo drei Parzen Europas sitzen, drei namenlose Frauengestalten — sie weben und spinnen und warten auf die kommende Stunde — und die Stunde wird kommen, wo auch das constitutionelle Oesterreich ähnlich dem Tage Maria Theresia's und dem „Pro rege

nostro moriamur!" erstens das sich in Reden und Demonstrationen abnutzende Ungarn mit Einem Schlage über „Personalunion" belehren wird und zweitens den blutigen Waffentanz mit „König-Schnurrbart" zum zweiten Mal beginnt.

Ist letzteres zu wünschen? Die eine Parthei in Deutschland sagt ein donnerndes Ja! Die andere ein nicht minder mächtig schallendes Nein! Wir gehören zu letzterem, sehen jedoch, aufrichtig eingestanden, den Vorsprung, den unsere Meinung noch vor kurzer Zeit in äußeren Constellationen hatte, schwinden. Und zwar durch Preußens Haltung. Die an Oesterreich interessirten Mittelstaaten treiben schon selbstständige Politik mit einem Nachdruck, gegen den Preußen nicht mehr ankommt. Es scheint, als wenn der kluge P. Lamormain, der die „Schmerling-Theater" bauen ließ, auch in Berlin die Polizei- und Duellfarcen in Scene setzte, durch welche sich die Annectirungssehnsucht der Deutschen an Preußen bekanntlich so außerordentlich gesteigert hat.

Hoffentlich ist man kein „Franzosenfreund", wenn man gesteht, mit Spannung auf den Mann zu blicken, der armverschränkt in Paris als Parole für seine Rothhosen dumpf vor sich hin den Monolog murmelt: „In Rom bleiben oder — nicht! Das ist die Frage!"

## IX.

„Was uns noch retten kann". Dies ist der Titel der kleinen Schrift, deren aus innerstem Gemüth geflossene Wahrheit ihr Verfasser, Stadtgerichtsrath Twesten in Berlin, Sohn des berühmten Theologen, bekanntlich mit seinem Blut besiegelt hat.

Wäre vielleicht unter andern Umständen diese Streitschrift mit den mannigfachen Klagen, die aus Preußens Presse über die getäuschten Hoffnungen des Augenblicks ertönen, ohne besondern Widerhall vorübergegangen, so kann sie jetzt nicht verfehlen, mit geschärfter Aufmerksamkeit geprüft zu werden. Nach Inhalt, Darstellungsform, Gesinnung haben wir hier ein politisches Pamphlet von vorzüglicher Bedeutung.

Der Verfasser steht auf dem Standpunkt der liberalen Einsicht unserer Zeit. Die frische Begeisterung der frühern

akademischen Jugend ist es, die hier, genährt von den Erfahrungen des reifern Alters, unbefangen und sorglos ihre Ueberzeugung ausspricht. Kein gekniffenes Diplomatisiren, keine Rechenkünstelei finden wir, sondern ehrliche, gerade Geständnisse von der Höhe der Betrachtung unserer Zeit aus.

Nicht Hohn, sondern tiefer Schmerz läßt Twesten gestehen, daß ihm Preußen bei einem Conflict mit Frankreich so gut wie geschlagen erscheine! Der erste Anprall der Franzosen, sagt er, sei unwiderstehlich und eine schon bis Westphalen zurückgedrängte preußische Armee, mit den Dänen in der Flanke und einer englischen Blokade der Ostseehäfen im Rücken, wäre keines Aufschwungs mehr fähig, wenn man auch noch mehr als 40 Millionen jährlich für einen Begriff verausgabte, der ihm schon jetzt den Eindruck der preußischen Armee vor der Schlacht bei Jena machte. Seine Kassandra-Phrophezeiung ringt sich ihm natürlich vom edeln patriotischen Herzen mit Trauer los. Der Repräsentant jener unheimlichen Dämonen, die seiner Meinung nach Preußen und Deutschland in den Abgrund ziehen, hat ihm dafür die Hand zerschmettert, die jene Warnungsahnungen niederschrieb. Letztere sind darum nicht widerlegt. An ein Gottesgericht würden hier nur die Zeiten des Mittelalters, die Abonnenten der Kreuzzeitung glauben können.

Wir theilen nicht alle Ueberzeugungen des gesinnungsvollen Verfassers. Und in zwei Punkten weichen wir ganz von ihm ab. Erstens scheint uns seine Darstellung Napoleon's III. nicht zutreffend. Weit entfernt, von den Gefahren, die uns durch Frankreich drohen, gering zu denken, glauben wir, daß der Krieg für den Beherrscher Frankreichs keine primäre, sondern nur eine secundäre Bedeutung hat. Er fürchtet ihn nicht, aber er sucht ihn auch nicht. Man müßte ihn zum Kriege drängen. Welches ist der erste natürliche Gedanke eines Herrschers seiner Lage? Die Befestigung seiner Macht, wird man antworten. Wir sagen: Ihm genügt die Feststellung der Thatsache, daß er Kaiser der Franzosen wurde. Letzteres ist weniger als das erstere. Die Befestigung seiner Macht würde dynastischen Ehrgeiz, traditionelle Familienpietät, Fürsorge für seine Nachkommen einschließen, die uns Ludwig

Napoleon, der seine Verwandten wol nur wenig liebt, nicht sehr zu besitzen scheint. Wer zweimal an die Pforten der Geschichte klopfte und als Abenteurer, ja von Boulogne sogar als Gaukler heimgeschickt wurde, hat keine andere Aufgabe zu erfüllen, als für sich persönlich den historischen Ernst dessen zu beweisen, was er bei alledem und alledem geworden ist. Die Möglichkeit, eines Tags à la Louis Philippe mit nichts als mit einem Regenschirm und wenn auch mit noch soviel Philosophie nach London flüchten oder Amerikas Asyl aufsuchen zu müssen, ist das einzige Schreckbild, das vor den Augen eines Emporgekommenen steht, der unserer Meinung nach vor der Geschichte nur den einzigen Beweis liefern zu müssen glaubt, daß er kein Abenteurer und als Prätendent nicht lächerlich war. Die Ruhe eines majestätischen Thronens in den Tuilerieen würde ihm vollkommen genügen. Ja selbst die Nachfolge würde ihm gleichgültig sein, steht sie doch ohnehin nur auf zwei Augen, denen er sie gönnt. Er thäte vielleicht nichts, als friedlich seine Krone festhalten, wenn nicht *jeder* Herrscher in Frankreich wider Willen Aufgaben erhielte, die ihm die Zeit und die Interessen seines Landes stellen.

Wir glauben also nicht an eine primäre Absicht Napoleon's, dies und das beweisen, vollführen, anbahnen, erobern zu wollen; alle diese Dinge kommen ihm secundär. Könnte er seine Regierung mit Festen von Fontainebleau, Bauten, Paraden u. s. w. ausfüllen, so thät' er es nicht mehr wie gern. So ist es auch mit „seinem Verlangen" nach der Rheingrenze. Nur secundär kann diese alte Reminiscenz an eine vorübergegangene kurze imperialistische Herrlichkeit, eine Reminiscenz mehr der Neckerei als des vollen Ernstes bei jedem vernünftigen Franzosen durch Provocationen oder eigenthümliche Verschiebungen der Weltlage in Erwägung kommen. Twesten arrondirt schon Frankreich durch Belgien und die Rheinlande wie aus dem unabweislichsten Codex französischer Staatsweisheit und wie ganz aus dem Stegreif. Unbegreiflich, wie seine Einsicht hinzufügen kann, daß in solchem Falle Englands Interesse auf Tod und Leben engagirt wäre und wie er doch sein Axiom, zur Arrondirung durch Belgien ge-

höre für Frankreich auch das ganze deutsche linke Rheinufer, als eine erwiesene Tendenz der Napoleonischen Politik aussprechen kann. Daß Frankreich Savoyen und Nizza schon vor dem Ausbruch der Reibungen zwischen Sardinien und Oesterreich als Beuteantheil begehrte, d. h. schon in Plombières für sich stipulirte, ist von allen Seiten geleugnet worden. Die „Ländergier" kam erst mit dem Kriege, mit seinen Anstrengungen, seinen Opfern, seiner leichten Beschlagnahme, dem Austausch gegen herrenlos gewordene Gebiete. Wir glauben an Napoleon's Reiz, die kecke Sprache der Schweizer zu strafen, aber nicht an seine Ueberzeugung, Frankreich „bedürfte" die jenseitigen Abhänge des Jura! Wir glauben an Napoleon's soldatischen Reiz, das militairische prestige Preußens auf die Probe zu stellen, aber nicht an die grübelnde primitive Ansicht: Du mußt Belgien und die Rheinlande haben!

Bei alledem wird es ja nichts verschlagen, wenn wir, ohne uns darum auf ein unsere Existenz überspannendes ewiges Qui vive! zu stellen, den Gedanken festhalten: Eines Krieges mit Frankreich haben wir uns früher oder später zu gewärtigen! Für diesen Fall tritt aber dann die zweite Differenz ein, die uns von den Auffassungen dieser Schrift trennt.

Twesten ist ein specifisch preußischer Politiker. Für ihn beruht Deutschlands Schwerpunkt nur auf Preußen. Wir theilen diese Ueberzeugung in dem Sinn, daß auch wir Deutschlands Geschick von Oesterreich trennen. Ein Staat, der nicht die Kraft und, wie es scheint, den Willen hat, uns auf dem Wege von Dresden nach Wien Prag als eine Zwischenstation deutschen Lebens zu erhalten, kann nicht mehr für Deutschland maßgebend sein. Oesterreichs „Machtstellung" schützen zu wollen, würde uns in Kämpfe verwickeln, die uns ebenso nach Außen hin verderben müßten, wie die noch junge Saat eines freien und volksthümlichen politischen Lebens nach Innen zertreten. Aber darin vermissen wir des Verfassers überwiegend deutsches Herz, daß er von Preußens nothwendigen Allianzen mit — der Schweiz, Belgien, Holland sprechen kann, es beklagt, wie schwer allerdings ein Trutz- und Schutzbündniß mit der Eidgenossenschaft zu schließen sein würde — und da-

bei die herrlichen Bestandtheile seines deutschen Vaterlandes: Sachsen, Würtemberg, Hannover, Bayern, mit Oesterreich in einen Topf wirft! Weil Preußen bei den Herren von Beust, von der Pfordten, Borries, Dalwigk u. s. w. nicht findet, was es begehrt, soll es Tractate mit Stämpfli, König Leopold, den gänzlich allen politischen Händeln fremden Bewohnern der holländischen Deiche schließen! Welche Verirrung des preußischen Selbstgefühls! Ist darum, daß wir Oesterreich seinem eigenen Schicksal überlassen müssen, Deutschlands Kern mit 20 Millionen Brüdern aufzugeben? Welche künstliche Allianz kann je diese natürliche ersetzen!

Gewiß ist die Aufgabe gestellt, aus dem Beust'schen Sachsen, aus dem Bayern des Herrn von der Pfordten die reindeutsche und auch für Preußen heilsame Richtung herauszufinden. Diese Aufgabe ist nicht unlösbar, vorausgesetzt, daß man nicht der Meinung ist, Sachsen sei unter allen Umständen Herr von Beust, Bayern immer nur Herr von der Pfordten. Deshalb, weil die preußische Politik die Selbstständigkeit der übrigen Staaten Deutschlands zu bedrohen scheint, deshalb, weil allerdings in den letztern gegenwärtig Ministerien wirken, die nur die eine Absicht des Gegenstemmens gegen ihre Annihilirung haben, deshalb auch sogleich diese momentane Politik als die allzeit unveränderliche nehmen und 20 Millionen Deutsche zu Leibeigenen ihrer Dynastieen machen, zu Sklaven, die nicht bei dem ersten ernsten Stirnrunzeln des Gottes Mars, das sich in Straßburg wahrnehmen ließe, wie ein Mann die Kette brechen und das schwarzrothgoldene Banner: „Hie Germania!" aufrollen würden mit sofortiger Beseitigung Jedes, der etwa von Rheinbundpolitik sprechen wollte und wenn er Krone oder Ministerportefeuille oder militairischen Commandostab trüge — das wäre geradezu unerhört.

So sieht man denn, daß in Preußen selbst die Besten unwissentlich den Geist besitzen, den sie bekämpfen. Twesten wirft dem bureaukratischen, aristokratischen, soldatesken Geiste der preußischen Monarchie den Fehdehandschuh hin und sein eigener — sei er demokratischer oder Gothaer — Standpunkt giebt ihm dieselbe Verachtung seines deutschen Vaterlandes ein, die auf der Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt am Main

den preußischen Soldaten bestimmt, den bayrischen oder hessischen Kameraden zu verhöhnen. Wir sind der positiven Ansicht, daß Preußen, da es nicht die Rolle Victor Emanuel's spielen will und kann, sich dem gegebenen Deutschland unterzuordnen und nur dazu beizutragen hat, daß aus unserm Gesammtvolke die Quintessenz seiner Kraft gezogen und leicht und expedit organisirt werde. Wer wie Twesten die Ueberzeugung hegt, daß die preußische Kriegsverfassung eine unmöglich länger zu ertragende und im Kriegssturm nicht einmal ausreichende Ueberspannung der Kräfte von nur 17 Millionen Menschen ist; wer ferner zugestehen muß, daß der öffentliche Geist der maßgebenden Gesellschaftsklassen in Preußen hinter der Zeit zurück und noch im äußersten Rußland steht, der sollte seinem engern Vaterlande vor Allem Demuth lehren. Das Preußen von 13, 14 und 15 hat Deutschland vom französischen Joche befreit, aber das außerpreußische Deutschland von 1815—48 hat Deutschlands geistige Befreiung vollzogen. Der unsterbliche Ruhm der Rotteck, Welcker, Jordan, Itzstein, der vielen Märtyrer des constitutionellen Lebens, kommt dem der Stein, Schön, Scharnhorst vollkommen gleich. Die trübe geistige und politische Nacht, worin Preußen von 1815—48 lebte, ist für ihre endliche Erhellung den „kleinen Staaten" zu ewigem Dank verpflichtet. Der deutsche Volksgeist wird sich im Augenblick wirklicher Gefahr von keinem Borries, keinem von der Pfordten oder Dalwigk gängeln lassen. Wir sind vollkommen der Meinung, daß wir bis jetzt sogar am Bundestag noch ein Organ haben, das für Deutschlands und für Preußens Bestand mehr Garantieen bietet, als Separat-Allianzen Preußens — mit der Schweiz, Belgien oder Holland!*)

*) In dieser und ähnlicher Art hat der Verfasser in verschiedenen Zeitschriften an einer Kritik der Zeitereignisse, soweit sie dem Laien möglich war, theilgenommen. Er unterläßt es, die reiche Anzahl dieser Aufsätze hier wieder abdrucken zu lassen.

## Kanonenboote.
1861.

Ein kriegerischer Zug geht durch Europa. Vor einem alle bestehenden staatlichen Verhältnisse mit jähem Untergang bedrohenden Verhängniß, dessen Wolken, wenn sie sich auch zu entfernen scheinen, in der Ferne nur dunkler und mächtiger sich über uns zusammenballen, einigen sich um uns die Völker, rüsten, waffnen — ganz Europa gleicht der Schmiede des Vulcan.

Nicht länger kann Deutschland unthätig zuschauen und in Entwürfen, die Unmögliches erstreben, die letzten Stunden eines trügerischen Friedens versäumen. Eine große, gemeinsame Rüstung muß uns das Gefühl der Sicherheit, den heimlichen oder offenen Gegnern Achtung und die Ueberzeugung einflößen, daß sie es auf keinem Schlachtfeld mehr, im Westen oder Osten, an den Alpen oder auf den deutschen Meeren, mit den einzelnen Stämmen unseres Volks, sondern überall nur mit der gesammten deutschen Nation zu thun haben werden. Auf deutschem Boden können fortan nur deutsche Schlachten geschlagen werden, nicht Sachsen, nicht Preußen, nicht Oesterreich, nur Deutschland kann noch siegen oder — unterliegen.

Von diesem uns Allen gemeinsamen Gedanken soll die Stiftung einer deutschen Kanonenbootflotte auf der Nordsee ein Zeugniß geben. Der unglückliche Zwist, der zwischen uns und dem uns stammverwandten Volk der Dänen ausgebrochen ist und allmälig Europa in seine Irrungen hineinzuziehen droht, macht die Sicherung unserer Küsten und Ströme zur nothwendig ersten That unserer Waffenrüstung. Es gilt mit unserer Ehre, die unter dem Hohn des kleinen Nachbars leidet, auch unsere Häfen, unsern Handel; es gilt unser Meer, auf dem einst keine andere Flagge als die unsrige wehte und das glorreich und geweiht ist durch unsere Siege, durch unser Blut. Den Küstensaum der Ostsee decken die preußischen Kanonenboote; die vielgetheilten Küsten der Nordsee, die Mündungen der Elbe, Weser und Ems zu schützen ist die

Aufgabe aller deutschen Stämme; alle haben sie Theil an diesen Strömen, auch an dem Gut, das auf ihnen verschifft wird.

So begriffen es wenigstens die Vorfahren. Zu der alten hanseatischen Flotte steuerten alle Städte bei vom Belt den Rhein hinunter und die Donau, vom Sande der Mark bis in die Thäler Tirols. Hier ist auch uns noch immer, hoffen wir, Wind und Sonne günstig, gemeinsam ein gemeinsam Werk zu vollenden. Keine Erinnerung, keine tiefeingewurzelten und nicht durchaus berechtigten Anschauungen der besondern Staatseigenthümlichkeit stehen hier der freien Bethätigung Aller entgegen. Jeder ist hier berufen, nach seiner Kraft an einer geschichtlichen That mitzuwirken. Und überall ist die Errichtung einer Flotte das erste Zeugniß der Freiheit, der Macht, des Nationalgefühls eines Volks. Das Meer gehört Allen, kein Fürst — an Cäsar wie an Napoleon saht ihr es — kann eine Flotte schaffen. Das ist nur Sache des Volks.

Mit derselben Opferwilligkeit — mit besserer Einsicht und, so Gott will! — zum bessern Geschicke als 1848 weiht jetzt in Deutschland die nationale Begeisterung diesem Zweck ihre Gaben. Nicht Säulen und Tempel, Schiffe wollen wir der Nachwelt zu unserm Gedächtniß hinterlassen! Dem deutschen Staate, der im Norden des Vaterlandes am fähigsten und bereit ist, sie zu unserer Ehre und zu unserm Schutze zu verwenden, laßt sie uns übergeben! Er wird unsere Schiffe, ein ihm anvertrautes Gut, nicht, wie schmählichen Angedenkens die Gabe unserer Frauen, unter den Hammer Hannibal Fischer's fallen lassen, sondern mit ihnen, an fröhlichen Siegestagen den Ruhm unserer Flagge erneuernd, die Nordsee für alle Zukunft wieder zum deutschen Meere machen.

---

Daraufhin schrieb ich in Dresden folgenden Aufruf, der eine verhältnißmäßig bedeutende Summe zusammenbrachte.

Mitbürger! Welches auch die Form der Centralgewalt oder des Oberbefehls sein möge, in welcher wir jedem Feinde, der etwa unsere Grenzen oder die Ansprüche deutschen Rechtes bedrohen sollte, in Wehr und Waffen gegenübertreten, nimmermehr soll uns das Vertrauen unseres Volks auf seine

Kraft, die dasselbe, den Fuß auf die mütterliche Erde gestemmt, entfaltet, durch Zweifel getrübt werden.

Mißlich aber ist unsere Lage zur See. Nicht, daß unsere Küsten ganz entblößt wären, aber keine Flotte kann den Feind mit ebenbürtiger Rüstung zurückwerfen von den Mündungen unserer Ströme, von den Lebensquellen unseres Handels, unserer Gewerbe, unserer nächsten leiblichen Nothdurft. Nichts vermögen wir den maritimen Mächten gegenüber durch den Angriff.

Aber eines David Schleuder traf das Haupt des Riesen. Eine glühende Kugel, vom Strand bei Eckernförde geworfen, sprengte einen Leviathan der dänischen Flotte, Christian VIII., in die Luft. Strandbatterieen, Küsten- und Kanonenboote, letztere gebaut nach den neuesten Constructionen, geführt mit wagendem und wachsendem Muthe, vermögen die stolzen Segler der Fremden in Schach zu halten, Landungen zu verhindern, ja unter dem Schutz mitwirkender Landoperationen den offenen Kampf aufzunehmen.

Mitbürger! Die friedliche Ruhe, die seit einigen Monaten über Europa gekommen scheint, kann und wird nur die kurze Stille vor dem ausbrechenden Sturme sein. Wo wir hinblicken auf die Zustände der uns umgebenden Völker und Staaten, überall liegen die Anläße zu einer blutigen Prüfung auch der Kraft des deutschen Volkes offen zu Tage. Ein Ruf nach Kanonenbooten ergeht in diesem Augenblick durch die Reihen aller derer, denen nationale Begeisterung kein leerer Schall ist. Die Kosten, sogar nur einer Kanonenbootflotille, sind groß, aber im Vereintwirken ist das deutsche Volk nicht arm Würde sich, wie einst in alter Hansazeit, Haus an Haus schaaren, Stadt an Stadt, so müßte bald auf unsern Meergewäßern die vaterländische Gesinnung und der Name jedes deutschen Gaugebiets durch ein feuerschlundbewehrtes Fahrzeug vertreten sein.

Mitbürger! Laßt auch uns von den Ufern der sächsischen Oberelbe ein aus den Stämmen unserer herrlichen Eichen- und Tannenwälder gezimmertes Kriegsboot unserer werdenden deutschen Flotte zuführen, eine Vertrauensgabe an den natürlichen Wächter unserer Nordküsten, dessen Selbstschutz ihn

wenigstens nach der Meeresseite hin unwiderruflich zum Schutzherrn auch des ganzen Deutschland macht; eine Vertrauensgabe, der preußischen Königskrone deshalb dargebracht, weil sie so nur in keinem trüben Wasser verfaulen und nicht unter dem Hammer an den Meistbietenden versteigert werden kann.

Mitbürger! Die nächsten heimathlichen Behörden haben diese Sammlung gebilligt. Frauen! Jungfrauen! Die Güter des Hauses und das Glück des eigenen Herdes sichert nur die in der Ferne zu wahrende Ehre des Vaterlandes! Ueber die friedliche Wetterfahne eures Kirchthurms ragt die leuchtende Wacht auch des einsamen Pharus am fernen Meere! Bleibe niemand zurück mit einer seinem vollen Vermögen und dem Ernst der Gefahr entsprechenden Gabe.

---

## Aus demokratischem Lager.

1861.

Nach Erlaß der preußischen Amnestie konnte man, so unvollständig dieselbe war, erwarten, daß sich unsere Emigration von 1848 und 49 auf vaterländischem Boden wieder in die täglichen Treffen der Publicistik einreihen würde. Eine Rückströmung sogar aus den Londoner socialistischen Kreisen ließ sich erwarten, Wiederherstellungen der „Rheinischen Zeitung", namentlich auch die Wiederaufnahme jener oft so treffenden, wenn auch um paradoxe Behauptungen nie verlegenen Polemik Ruge's.

Von alledem ist bis jetzt noch nicht viel eingetroffen. Ein mehr als zehnjähriges Exil hat die meisten dieser einst mit so bittern Entsagungen ausgewanderten Landsleute in neue Bahnen geführt, aus denen sie sich ohne Besorgniß um Verlust nicht wieder entfernen können. Manche haben, wie Gottfried Kinkel, auf fremdem Boden für ihr Talent die reichste Anerkennung gefunden.

Bis jetzt haben wir die Elemente der alten Demokratie mit der journalistischen Feder in der Hand nur hie und da wieder auftauchen sehen. Die äußerste, die socialistische Richtung scheint zersprengt zu sein. Marx ist mit Engels schon

außerhalb Deutschlands in Streit gerathen; beide übten die scharfen Nagezähne ihres Nihilismus an sich selbst. Für Bestrebungen wie die eines Moritz Heß u. A. bietet doch wol die positive Politik zu viel Veranlassung, vorläufig der utopistischen zu entsagen; Proudhon, der Meister socialistischer Kritik, ist im Exil oder Gefängniß gleichfalls mehr mit den Fragen beschäftigt, die Napoleon III. und Laguéronnière auf's Tapet bringen, als mit den Constructionen einer neuen Gesellschaft. Einige aus der mannigfach zusammengesetzten „Frankfurter Linken", wie Venedey, Vischer, Wuttke, Kolatschek, sind in's großdeutsche Lager übergegangen, und selbst von der Berliner Nationalversammlung hat wenigstens Lothar Bucher die gleiche Diversion gemacht, als er mit dem Kaplan von Berg und dem Landschaftsrath Rodbertus jene anti-italienische Erklärung erließ, die für die in Preußen und Berlin herrschende Anschauung ihn in dem Grade unmöglich machte, daß seine feine, kenntniß- und geistreiche, in der Schule Carlyle's und Emerson's nur etwas in's Effecthaschen gerathene Darstellungsweise der „National-Zeitung" nur noch für feuilletonistische Zwecke zu Gute kommt. Eduard Meyen schrieb Uebersichten und Leitartikel im Hamburger „Freischütz" und beabsichtigt jetzt die Herausgabe einer „Berliner Reform". H. B. Oppenheim wird ebenfalls durch eine Vierzehntagsschrift: „Deutsche Jahrbücher", Kunde geben von der ihm mannigfach zu Gebote stehenden gewandten Begabung. Das Programm dieser unter einen Redactions-Mitrath (Unruh, Virchow, Siemens, Twesten, Delbrück, Siegmund) gestellten Zeitschrift verspricht eine umfassende Thätigkeit zu Gunsten der staatlichen Einigung Deutschlands, der individuellen Freiheit, des Selfgovernment, der „Wahrheit" unserer Verfassungen, des Sturzes der Polizeibevormundung und zu Gunsten einer volksthümlichen Wehrverfassung. Die Literatur soll hier aus einem philosophisch-nationalen Gesichtspunkte betrachtet werden.

Die frische, theils aus der Schweiz, theils meerwärts von der Themse kommende Luft einer nicht unter den gewöhnlichen Bedingungen unseres binnenländischen deutschen publicistischen Verkehrs stehenden schriftstellerischen Thätigkeit wehte schon in Ludwig Walesrode's „Demokratischen Studien" (Ham-

burg, Meißner). Es liegt ein soeben erschienener zweiter Band vor.

Wir sind die Rücksichtsnahme unserer Zeitungen auf die Preßgesetze, die erste und zweite Verwarnung, die Beschlagnahmen, die Verbote so gewohnt, daß eine Sammlung politischer Vota, die ohne Einrede von Seiten des Verlegers, Druckers, der eigenen Redactionsbesorgniß geschrieben wurden, schon um deswillen einen interessanten Eindruck macht.

In dem neuen Bande, der zwölf mehr oder weniger anregende Aufsätze enthält, läßt sich eine auffallende Erscheinung wahrnehmen. Jene Beiträge, die von den Proscribirten, die im Auslande lebten, kommen, sind in einer zunächst, wie sich von selbst versteht, freisinnigen, aber zugleich gemessenen und angenehm weltmännischen Haltung geschrieben. So die vortrefflichen, auch durch ihre Natürlichkeit wohlthuenden Blätter über den „Preußischen Constitutionalismus" von Ludwig Simon; so die ironische Diatribe von Ruge über den „Asiatischen Geist in Europa"; so die fesselnde, fast novellistische Erzählung seiner Revolutionserinnerungen von Moritz Hartmann; so die Satire H. B. Oppenheim's über die Vortheile des constitutionellen Systems u. s. w. Diesen Artikeln gegenüber machen die auf vaterländischer Scholle geschriebenen Artikel einen minder erfreulichen Eindruck. Nicht, daß nicht auch hier die Gesinnung der Verfasser die Anerkennung der Parthei verdiente, nur scheint uns der Vortrag ohne höhere Perspectiven, die Thatsachen zerbröckeln sich in Einzelheiten, der Ton ist nicht selten übel gewählt. Der Ton der neuern hannoverschen Verhältnisse von einem Ungenannten häuft Anekdoten, die der Chronique scandaleuse angehören und in „Demokratischen Studien" nicht am Platze sind. Vor Allem ist der letzte Artikel: „Vom enthüllten Polizeistaat und was daran hängt", in einer Form geschrieben, die aus keiner Feder hätte kommen können, die eine Weile in Paris oder London gelebt und vom Geist der dortigen Anschauungen sich ein wenig hätte schulen lassen. Man kann die Schwächen des Grafen Schwerin nicht verkennen wollen, man muß und darf ihm sein System des Gemüths und der christlichen Versöhnung als eine unerlaubte Uebertragung seiner persönlichen

(bekanntlich von Schleiermacher gebildeten) Denkweise auf ein Terrain der großen historisch-politischen Verantwortlichkeit vorwerfen, aber Wendungen eines directen „Sendschreibens" an ihn, wie: „Excellenz, selbst wenn Sie wären — was Sie nicht sind — ein großer Mann —", und ähnliche Anreden müssen sich auf jedem politischen Streitgebiet verurtheilen. In der Form seiner Polemik hat sich der genannte Verfasser vergriffen; die breite Behaglichkeit seines Besserwissens ist geradezu unerträglich.

In der Mitte zwischen dem, was uns in jeder Beziehung gefallen hat und was weniger, liegt ein Aufsatz von W. Rüstow über sein Commando bei der Brigade Milano. „Später habe ich Gelegenheit gehabt, glänzende Thaten zu thun und mir einen brillanten Ruf in der Armee Garibaldi's zu verschaffen" (S. 100). Wir glauben nicht, daß sich bei Julius Cäsar „De bello Gallico" eine ähnliche Stelle findet.

Diese und andere Mißtöne abgerechnet, macht die Sammlung von Aufsätzen einen besonders durch die Entfernung alles Diplomatisirens und die offene Kundgebung der Ueberzeugungen erfrischenden Eindruck. Psychologisch interessant war uns, daß doch das Temperament und das angeborene Naturell an diesen Ueberzeugungen stark betheiligt zu sein scheiren. Einen eigentlich träumerischen Melancholiker oder kritischen Skeptiker (vielleicht Oppenheim ausgenommen) haben wir unter diesen zwölf Autoren nicht gefunden. Es sind sanguinische Naturen, dann zuweilen freilich mit bedenklicher Neigung, sich bis zum Uebermaß fortreißen zu lassen. So bringt z. B. Ferdinand Lassalle über den vielgerühmten Stahr'schen „Lessing" eine Kritik, wo die Diction und Auffassung wahrhaft pyramidale Höhen erreicht. Nicht nur über Lessing selbst wächst die leidenschaftliche Sprache so bis zum Schwindel, daß man begreift, wie Jakob Grimm vor solchen Prospectus- und Reclamenphrasen neulich die Flucht aus dem Berliner Standbildcomité für die drei Dichterheroen hat ergreifen können (z. B.: Hierzu erfand die Geschichte Lessing; wir sagen, sie erfand ihn! Denn gleichwie ein Instrument u. s. w. —", oder: „Lessing ist nichts Anderes als der weltliche Lu-

ther", „Lessing ist par excellence der Dichter der humanen Idee" [bisher war dies nur Schiller, und Lessing galt für jeden Kenner der Literaturgeschichte als der experimentirende Dichter praktischer Beweisführungen für eine Reform der ästhetischen Theorie]. „Die That, die Lessing in seinem Laokoon vollzog, war nicht weniger im höchsten Sinne historisch und revolutionair" u. s. w.); auch die Anerkennung Stahr's geht über das Maß erlaubter literarischer Freundschaft und Gegenseitigkeit hinaus, z. B. S. 500: „Was die Verführung dieser Schrift vergrößern wird, ist ihr Styl. Ihre Eigenthümlichkeit in dieser Hinsicht besteht in einer gewissen keuschen Gemessenheit der Formen, in einer gedämpften Wärme, in einer von nichts mehr als von Kälte entfernten meisterhaften Mäßigung des Ausdrucks, die, je weniger sie selbst sagt, um so mehr Herz und Geist des Lesers zu ihrer Ergänzung zu erregen weiß und besonders in einer gewissen Ethik des Styls; denn man fühlt es aus diesem Styl heraus, daß er schwerlich der Rücksicht auf das heutige Publikum entsprungen ist, welches solchen Styl nicht zu verlangen pflegt (!) und sich damit auch beinahe des Rechts (!!) begeben hat, ihn zu begehren; daß er nicht einmal der Rücksicht des Verfassers auf seinen eigenen schriftstellerischen Ruhm entsprungen (!!!), sondern vielmehr seinen Quell in der tiefen, sittlichen Ehrfurcht hat, die den Darsteller vor seinem Gegenstand durchdringt — —" Man muß gestehen, daß kaum dem Heliogabal mehr geschmeichelt worden ist als in diesem Lassalle'schen Wortschwall! Adolf Stahr hat diesen Phrasen zufolge jenes Buch in einem Styl geschrieben, den 1) das Publikum gar nicht mehr verdiente und dessen Geschenk es deswegen, weil das Publikum dies auch von sich selbst vollkommen eingesteht und weiß, nur mit tiefster Beschämung wird entgegengenommen haben, und 2) in einem Styl, bei welchem der Verfasser es sogar vergaß, daß er bereits ein so berühmter Schriftsteller ist u. s. w.

Indessen wiederholen wir, die „Demokratischen Studien" enthalten Mittheilungen genug, um das Gefühl zu hinterlassen, daß die deutsche Demokratie Sprecher besitzt, die gründ=

liche Einsicht in die Lage der Dinge mit Besonnenheit und bescheidener Zurückhaltung ihres Ich verbinden. Die große europäische Schule, durch die sie gegangen ist, hat ihr die grelle Färbung des Jahres 48 genommen und läßt von ihrer ferneren Entwicklung besonders auch darin das Beste erwarten, daß sie auf dem Gebiet ihrer Thätigkeit, wie dies inzwischen in Deutschland durch die Verhältnisse einmal vorgezeichnet ist, an sich halten wird und die gegenwärtig vom Gothaismus aufgestellte Tagesordnung nicht stört.

---

## Die Tage von Compiègne.
1861.

Europa lebt wie über Pulverminen. Und dennoch lächelnde Begrüßungen, Händedrücke, Feste —! Jeder muß dabei an Erfurt und das „Parterre der Könige" denken! Heute noch Bälle, Paraden, Talma beklatscht von Alexander und Napoleon — morgen der Uebergang über den Niemen und der Brand von Moskau! Was ist bei den Fürsten und Diplomaten Wahrheit und sichere Bürgschaft für die Zukunft?

König Wilhelm I. von Preußen hatte nie Sympathie für Napoleon III. Schmeicheln aber konnte es ihm doch, von einem klugen und mächtigen Manne eingeladen zu sein, der sich so außerordentlich viel Mühe giebt, ihm seine politische Bedeutung als Zunge an der Wagschale Europas vorzuführen und Lehrstunden über praktische Politik zu geben. Es wird den hohen Herrn überraschen, den Mann des 2. December doch als einen Andern kennen zu lernen, als ihn für Deutschland der „Kladderadatsch" fixirt hat. Noch mehr, er wird die Ruhe bewundern, die sich der Erwählte von sieben Millionen in seinem Lande schuf. Auch über Preußens schöne, jungfräuliche Armee werden ihm die gebräunten Offiziere aus der Krim und der afrikanischen Wüste viel Schmeichelhaftes gesagt haben.

Der Cursus in praktischer Politik, den etwa Napoleon III. schon vor Ungeduld zwischen der Suppe und dem Rindfleisch in Compiègne hielt, lautete vielleicht:

„Sire, ich bewundere und achte die außerordentliche Ehrlichkeit und Offenheit Ihrer Denkweise! Auch Sie besitzen

jene Pietät, die Ihren Vorgänger in Sanssouci, Ihren geistreichen Bruder zum Sklaven des Fürsten Schwarzenberg machte! Auch das Gefühl der Waffenbrüderschaft, das Sie für die schöne und tapfere, nur allzuschlecht organisirte österreichische Armee besitzen, hat meine ganze Sympathie! Wollte Gott, wir könnten alle Kameraden sein und so wie einst unsere Ahnen in den Kreuzzügen unsere Tapferkeit nur auf den Wällen von Jerusalem zeigen! Mein ganzes Herz hängt an den schönen Siegen, welche die christliche Civilisation in China erfocht. Warum hindern uns Rußland und England, daß wir nicht in Syrien dasselbe Kreuz aufpflanzen, das auch in Berlin und Sanssouci von je so hoch verehrt wurde? Aber, Sire, die Welt ist eben unvollkommen. Die Sprache der Ehrlichkeit ist ein Verbrechen, den Unehrlichen gegenüber. Lassen Sie ab von diesem System der Schonung und Pietät! Ergreifen Sie die Zügel Deutschlands! Lächeln Sie nicht, Sire! Ich begehre darum für Frankreich nichts; ich habe nur in meiner Jugend, wie Andere in Frankreich auch, die Träume vom Rhein geträumt; ich bekenne wol auch noch jetzt mit nüchterner Ueberzeugung, daß, da wir nun einmal das Elsaß und Lothringen besitzen, die Arrondirung unserer natürlichen Vertheidigungslinien durchaus mangelhaft ist und Saarlouis und Landau kaum von uns entbehrt werden können; aber auch diese Ueberzeugung unterdrücke ich, mein Sinn ist vollkommen ohne Begehrlichkeit. Nur den Zustand Deutschlands im Großen und Ganzen hasse ich! Ich hasse ihn, weil die deutschen Fürsten (ces grands-ducs et roitelets) eine unausgesetzte Conspiration mit Oesterreich unterhalten, die öffentliche Meinung in Deutschland verwirren, die Zustände Italiens durch Priestervermittlung zu keiner Beruhigung kommen lassen und persönlich gegen mich voll Dreistigkeit und mit wenigen Ausnahmen, Darmstadt lobe ich sehr, voll Unzuverlässigkeit sind. So lange nicht Preußen Herr von Deutschland ist, zieht Oesterreich unausgesetzt seine beste Kraft, die Kraft der Unentschlossenheit und Anarchie Deutschlands, aus diesem Lande, das ich, wie gesagt, liebe und verehre; denn meine ganze Bildung ist ja deutsch. Welchen Vorschub

leistet Bayern Rom und dem Königreich Neapel noch bis zu diesem Tag! Wie rücksichtslos sprach sich ein kleiner Fürst, wie der da von Nassau, beim Beginn des italienischen Kriegs gegen meine und Sardiniens Sache aus! Glauben Sie mir, Sire, mit den Interessen Ihrer Dynastie, der Dynastie Friedrich's des Großen, der ein Franzose von Geist und Aufklärung war, kokettiren deutsche Fürsten, die darum dennoch im Geheimen ihre Verbindung mit Wien unterhalten, mit Wien, das ihnen die Bürgschaften ihres dauernden Bestandes bietet! Geben Sie diese „Pietät" von Sanssouci, diese Schonung überlebter Zustände, diese nach dem Siebenjährigen Kriege kaum glaubliche Empfänglichkeit für das kaiserlich österreichische Prestige auf! Reformiren Sie Deutschland! Befreien Sie Deutschland! Befreien Sie die Welt und vor Allem Frankreich und Italien von einem Herde unablässiger Intriguen! Schaffen Sie eine einzige große deutsche Politik und seien Sie versichert, daß ich Alles thun werde, um Ihnen dabei den Rücken zu decken! Ich übernehme es, wegen Dänemark Schweden sowol wie England in Schach zu halten. Selbst Rußland soll Sie gewähren lassen, wenn Sie vollbringen, was, wie Ihnen der „Nationalverein" ganz richtig zeigt, die Sehnsucht des ganzen Deutschland ist!"

Nicht unwahrscheinlich hat Napoleon III., und vielleicht noch dazu sogar in deutscher Sprache, also in dem waldumkränzten Compiègne gesprochen. Man erzählt, der König von Preußen hätte zusehen müssen, wie sechzig Hunde einen frischgeschossenen Hirsch verzehrten. Wir lasen das mit dem Schauer, eine Allegorie vor uns zu haben. Kurz, wir träumen, combiniren, diviniren. — — Wir waren nicht zugegen bei der Pause zwischen der Suppe und dem Rindfleisch, standen nicht unter den herbstlichen Eichenkronen des Hirschparks von Compiègne, hörten nicht, daß der König vielleicht erwiderte: Ei, von Wien, von Dresden, von Würzburg kommt ja jetzt das deutsche Parlament! Herr von Schmerling wird schon helfen!

Reden wir nun selbst! Diejenigen, die Herrn von Schmerling für den Mephisto der Paulskirche erklären, werden sagen: „Wie sicher muß dieser Art von Staatsmännern feststehen, daß sich eine aus Wahlen im ganzen Deutschland

hervorgegangene Volksrepräsentation ebenso wieder wird leiten und — verwirren lassen, wie schon einmal zu Reichsverwesers Zeiten in Frankfurt am Main!" Wer dagegen zur Gesinnung der Würzburger Vertrauen hat und den Patriotismus des Herrn von Beust nicht bezweifelt, sieht vielleicht in ihren Anträgen eine aufrichtige und ehrliche Appellation an die Hülfe der öffentlichen Meinung Deutschlands. Warten wir ab, was kammt.

Unsere Meinung war von je, daß wir Deutschland, mit discreter Ablehnung Oesterreichs, für einen Föderativstaat halten, dem eine absolute Einheit mehre große und unersetzliche Güter rauben würde. Die Centralgewalt Deutschlands ist das deutsche Volk. Diesem alleinigen Souverain die richtige Repräsentation zu geben, sei das Werk, das eine neue Paulskirche vollbringe. Der Weg, der vielleicht in Compiègne vorgeschlagen wurde, dürfte zu den Segnungen des 2. December, zur „Ruhe eines Kirchhofs" führen.

Deutschland retten — ist zweierlei.

Factisch durch eine That — vor jedem Cromwell oder Friedrich dem Großen würden wir uns in Demuth und Bewunderung beugen!

Rechtlich durch Vereinbarung — wer könnte da auf dem Gebiete der Discussion rathen — daß es im Styl der Hunde von Compiègne geschähe.

---

## Die Anerkennung des Königreichs Italien.
### 1861.

Wir glauben, daß sich die völkerrechtliche Anerkennung der italienischen Neugestaltungen von Seiten Preußens unter dem Ministerium Schleinitz in einem bessern Stadium befunden hat, als unter dem Ministerium Bernstorff. Der neu eingetretene Minister gehört zwar der alten Schule an. Aber was auch gegen die Politik der „freien Hand" des Ministers Schleinitz gesagt werden mußte, immer konnte man bei ihm voraussetzen, daß seine politischen Anschauungen aus der Zeit der Revolution von 1848 und der immer noch obwaltenden Gährungen hervorgingen.

Daß aber auch König Wilhelm I. a priori nicht geneigt

ist, die „italienische Wirthschaft", das Verjagen von Dynastieen, Expropriiren alter Rechte u. s. w. als einen gebührlichen und ordnungsgemäßen Zustand anzuerkennen, wird man als nicht minder wahrscheinlich behaupten können. Die Söhne Friedrich Wilhelm's III. sind in legitimistischen Anschauungen erzogen. Nur die Force des choses hat sie allmälig dem Zeitgeist vertrauter gemacht. Im gegenwärtigen Beherrscher Preußens lebt glücklicherweise im Ganzen eine gesunde und natürliche Auffassung des Staats- und Völkerlebens überhaupt; ob aber auch diese ganz und in allen Fällen die Oberhand über die Begriffe gewinnen wird, womit einst der Prinz von Preußen den Oberbefehl des Garde-Corps der preußischen Armee vom weiland Herzog Karl von Mecklenburg übernahm? Oft schon brachen in ihm Stimmungen aus, die ein „Bis hieher und nicht weiter!" anzudeuten schienen. In Italien factisch geschehen lassen, was dort geschah, dem mußte seine zu keinem Einspruch aufgeforderte Ueberzeugung Anfangs folgen. Ob aber auch gutheißen, was dort inzwischen zur „vollendeten Thatsache" reifen will, gutheißen, daß sich Sardinien Länder aneignet, Fürstengeschlechter verjagt, im Bund mit der Revolution eine Art gelinder Schreckensherrschaft proclamirt, das freilich wäre ein weiterer Schritt zur Selbstüberwindung, ein Schritt, der vielleicht dem Monarchen unmöglich wird, so sehr auch die italienische Situation der alten des neu errichteten Königreichs Preußen von 1701 und der der Eroberungen Friedrich's II. gleicht. Auch damals wollte die europäische Fürstengesellschaft in dem neuen König nur den Marquis de Brandebourg sehen; Friedrich hatte Europa in Waffen gegen sich.

Das Verhältniß hat aber doch auch umgekehrt Aehnlichkeit mit der trotz aller Antipathieen in Preußen ziemlich schnell erfolgten Anerkennung des Julithrons und des jungen Königreichs Belgien. Diese beiden beriefen sich damals auch nur auf das Recht der Revolution; — den Appel au peuple durch ein allgemeines Stimmrecht kannte man noch nicht. Aber Preußens Staatsmänner waren, wenn auch nicht die ersten, die damals die Sachlage anerkannten, doch auch nicht die letzten. Die philosophischen Doctrinaire, die

damals in Preußen von Prinzenerziehern zu Ministern avancirten, besaßen nicht ganz die starre Consequenz der Haller'schen Schule; die Staatsmänner des „Politischen Wochenblattes“, des Vorläufers der Kreuzzeitung, mußten noch nach Wien und München auswandern. Es liegt in Preußens Mission etwas dem Neuen unwiderstehlich Anschließendes. In Pillnitz konnte die Conföderation gegen die französischen Jakobiner geschlossen werden, Preußen rüstete sich zu einem Kriege, dem jede nationale Förderung fehlte; als aber in der Champagne, in Rheinbayern „wenigstens die Kriegerehre gewahrt worden“, schloß es schnell Frieden; Preußen besitzt keine nachhaltige Kraft gegen die Gedanken der neuen Zeit, der Freiheit, der Nationalrechte; sein ganzer Bestand liegt nur im Begriff, im Höhepunkt der neugeschichtlichen Anschauungen.

Wenn das so vielfacher Rüge unterworfene neuliche Königsberger und Berliner Schaugepränge die Absicht gehabt haben sollte, die Thatsache in ein helles Licht zu stellen, daß nicht Frankreich, sondern Preußen gegenwärtig das Hypomochlion, die Zunge am Wagbalken Europas ist und etwa sein Entschluß, die schwebenden und unhaltbaren Zustände Europas durch eine ihnen folgende großartige Meinungsäußerung zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen, nahe bevorsteht, so würden wir all' diese Entfaltung von Sammt und Seide, Licht und Blumen für eine vortrefflich ausgesonnene Unterstützung dieser großen historischen Rolle halten. Darf man annehmen, daß König Wilhelm seine unzweifelhafte Abneigung gegen den äußern Schein der italienischen Dinge überwindet, in der „Eroberung“ eine rettende That, im „Treubruch“ ein großes Opfer, im „Raub“ eine rechtliche Besitzergreifung im Namen einer großen Idee erblickt? Darf man hoffen, daß König Wilhelm zwischen Haltbarem und Unhaltbarem im Leben der Nationen unterscheidet und die Rechte der Dynastieen nicht in den Grundsätzen des Privatrechts sucht? Möge er auf die Geschichte Italiens zurückblicken! Er wird dann ein Land finden, das einem steten Wechsel seiner Dynastieen ausgesetzt war. Vom Mittelalter bis in die neueste Zeit schwankten jenseits der Alpen die Begriffe des Bestehenden; stabil blieben nur Savoyen und der Kir-

chenstaat, zwei Mächte, denen die Zukunft Italiens gehört. Das ist die Losung: Ein organisatorischer Staat, voll Ehrgeiz, kriegerischen Sinnes, zugänglich allen Ideen des Fortschritts und im innigsten Bunde mit den großen Bewegungen Europas. Oder — das hinterlassene Erbe der Inquisition, die Nachkommenschaft der Peiniger Galilei's, die Verbündeten aller Rückschrittsideen, von denen die Sehnsucht nach Ruhe, das Bedürfniß des Friedens und Bürgerwohls in Europa in steter Verkümmerung erhalten wird! Italien kann nicht mehr zurück. Es kann heute von Frankreich aufgegeben werden, heute im Tode Napoleon's III. seinen einzigen auswärtigen Beistand verlieren (Englands Cooperationen zählen wenig), Oesterreich könnte die Lombardei wiedererobern, der Herzog von Modena seine Wachtparaden wieder aufziehen lassen, die Fürsten von Toscana und Neapel könnten ihre alten Paläste und Burgen beziehen — wird sich ein solcher Zustand erhalten? In einem Lande erhalten, dessen Zähigkeit im Widerstand gegenwärtig die künstlich unterhaltene legitimistische Vendée beweist? In einem Lande, wo die Gewissen um die Anwendung von Gift und Dolch nie in Verlegenheit kommen? In einem Lande, das ebenso, wie Preußen nach 1806 stets auf eine Stunde der Erhebung wartete, so auch seinerseits immer nur auf den endlichen Sieg seines einzigen und (wie etwa in Deutschland) durch keine Gedankenüberfülle oder Gedankenanarchie zersplitterten Begriffes harrt: Freiheit, Unabhängigkeit, Einigkeit — Sturz der geistlichen Herrschaft? Es ist nicht möglich, durch Concessionen und liberale Institutionen die habsburgischen und bourbonischen Dynastieen mit dem italienischen Volke zu versöhnen. Jeder Versuch dieser Fürsten, milde und constitutionell regieren zu wollen, schlüge zu ihrem eigenen Verderben aus. Preßfreiheit, Ständewesen, ein Versuch zu einem Parlament, zu einer Art Einheit Italiens, etwa nach dem Muster Deutschlands — alles das würde nur der Untergang dieser Throne werden. Sie können sich nur erhalten, kurze Zeit erhalten durch die Methode Alba's. Als Leopold von Toscana 1849 restaurirt wurde, erklärte er offen und ganz richtig, nur noch durch die Jesuiten herrschen zu wollen und jede

Concession zu verweigern. Um noch zehn Jahre lang im Palast Pitti wohnen zu können, reichte diese Methode aus. Jetzt würde sie nicht für fünf ausreichen und die entgegengesetzte Methode, die der Concessionen, nicht für drei.

Wenn gesagt worden ist, mit Preußens Ja oder Nein steht und fällt das Papstthum — nun wolan, sollte Friedrich Wilhelm's III. Sohn noch einen Augenblick zögern? Friedrich Wilhelm III. war der offene, muthige, unerschrockene Freund der Waldenser. In den Waldenserkirchen Italiens giebt es wenig Bilder; das seinige fehlt nirgends, wo die Wohlthäter der evangelischen Gemeinden Italiens eine äußere dankbare Anerkennung fanden. Ganz Italien schließt seine geistige und religiöse Reform an die Waldenser an. Es gilt nicht den Sturz des Katholicismus, sondern den Sturz des Papstthums. Im Katholicismus der ganzen Welt (das dumpfe Spanien vielleicht ausgenommen) regt sich eine großartige Bewegung, die Bewegung der Verbesserung der Lehre, der Kämpfe gegen die Hierarchie. Man frage den Bischof Ketteler von Mainz, was die Acten seiner Curie verbergen! Die ultramontane Tragikomödie, die man neulich in München aufführte und für's nächste Jahr nach Frankfurt am Main auszuschreiben wagte, wird den Denker und Tieferblickenden keines andern belehren. Wenn Preußens Ja oder Nein die Hierarchie stehen oder fallen läßt, so kann selbst ein Beherrscher von sieben Millionen Katholiken, der Beherrscher Preußens, getrost die überlebte römische Reliquie dem Schutt der Jahrhunderte übergeben helfen; denn dem echten Katholiken wird darum von dem, was ihm wahrhaft heilig ist, nichts genommen, bleibt ihm nur sein Priester und sein deutscher Bischof.

Wir müssen auf unser Wort zurückkommen, daß uns der Name Schleinitz eine größere Bürgschaft für die Auffassung schien, die Vincke's Kammervotum für Preußen feststellte, als der Name Bernstorff. Es wäre wenigstens in hohem Grade beklagenswerth, wenn sich Preußen die Gelegenheit zu einer großen historischen That, zu einer That, die auch auf Deutschlands Geschicke einen mächtigen Eindruck hervorbringen würde, entgehen ließe. Die Einreden der landläufigen Staatsweisheit,

man wisse doch eben nicht, welche Consequenzen daraus entstünden, und man würde nur eine Bundesgenossenschaft Frankreichs stärken und Oesterreich immer noch mehr schwächen u. s. w., diese gehören der Politik der Sectionsabtheilungen in den Ministerien, der Casinopolitik der Räthe zweiter und dritter Klasse beim Whisttisch an. Wer auf dem Gebiet der großen und schöpferischen Politik das historisch Richtige thut, braucht für die Folgen nicht zu fürchten. Diese übernimmt die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Nationen.

---

## Guizot über die römische Frage.
1861.

Guizot, Louis Philippe's alter Minister, der das Mögliche beigetragen, die Familie Orleans in's Unglück, ganz Europa in Verwirrung zu stürzen, ein rechthaberischer Pedant und Doctrinair wie nur ein deutscher Professor, der als Minister vor Allem in der Weltgeschichte seine Kathederweisheit vertreten zu müssen glaubt, hat außer in Paris auch bei F. A. Brockhaus in Leipzig sein Votum über die Papstfrage erscheinen lassen. Die mehrfach, selbst in liberalen Blättern aufgetauchte Bemerkung, es sei interessant, die Ansichten eines so berühmten Mannes über diese schwebende Frage kennen zu lernen, können wir nicht im mindesten unterschreiben.

Ein Protestant (wie Guizot), der die weltliche Herrschaft des Papstes für nothwendig erklärt, richtet sich von selbst. Wir haben ähnliche Anschauungen bei unsern Doctrinairs und Herrenhäuslern. Doch finden sich auch unter ihnen echt protestantische und evangelische Gemüther, die vor dem weltlichen Schwert des Stellvertreters Christi, vor dem wie Kettengerassel betonten Amte der Schlüssel ein Grauen empfinden, wie nur je Luther und die Reformatoren. Guizot hat sich mit seinem Votum aus dem Schooße der so achtbaren evangelischen Gemeinden von Paris und Genf ausgeschlossen.

Für einen noch in Thätigkeit befindlichen Minister Frankreichs verkennen wir nicht die Nothwendigkeit, den Bestand des Kirchenstaats mit andern Augen zu messen als mit denen

eines Philosophen und Christen. Die erste bedeutende That des Julithrons war bei Ausbruch der italienischen Insurrection (1831) die Besetzung Anconas, womit Frankreich ausdrücken wollte, daß Oesterreich das Schiedsrichteramt in Italien nicht allein zu verwalten hätte. Mit dieser energischen That überraschte der zu früh verstorbene Casimir Périer sogar den zaghaften Börsen- und Regenschirmkönig selbst. Seitdem war den Staatsmännern Frankreichs für Italien und insbesondere für Rom eine bestimmte Politik vorgezeichnet, der sich auch mehr oder weniger Guizot fügen mußte, zumal da ihm als Protestanten daran zu liegen hatte, vor Frankreichs Staatsreligion Respect zu beweisen. Was konnte aber noch einen Denker zwingen, einen vom Lärm des politischen Marktes, vom Grünen Tisch der Berathungen über die beste Kunst, seinen Gegner zu täuschen, vom Cabinet, wo Verstellung und Lüge Staatsweisheit ist, Ausgeschlossenen, einen Philosophen, der froh sein sollte, dem Weltgeist und dem großen Gang der Geschichte wieder zurückgegeben zu sein, die alte Rolle solcher Erwägungen a potiori fortzusetzen! Napoleon der III. wird doch wahrlich darum den Greis nicht in sein Cabinet berufen und Graf Montalembert und die Legitimisten werden nicht Ein Blatt von ihren Erinnerungen an die Zeiten des Julithrons auslöschen.

Ein Adept der Guizot'schen Weisheit war jener Pellegrino Rossi, der am 15. November 1848 bei Eröffnung der römischen Constituante vom Dolch eines Mörders getroffen fiel. Rossi, ein Italiener, hatte Guizot's Vorträge in der Sorbonne gehört, lange bei ihm im Cabinet gearbeitet, dann die französische Gesandtschaft am römischen Hofe erhalten und zuletzt dort selbst die Zügel ergriffen, um den schon gefahrvoll stürzenden Wagen der Reformen Pio Nono's am jähen Abhang noch einmal wieder aufzuhalten. Das Rad der Zeit zermalmte ihn. Eben die Reformen Pio Nono's wurden die Ursache zum Sturz der Orleans, die Ursache zum Sturz, zur gänzlichen Vernichtung Guizot's. Nur allein darum haßt der Minister-Professor, der, wie alle dergleichen Doctrinaire, sich für unersetzlich und unwiderleglich hält, die Bewegung Italiens, die Säcularisirung Roms. War sie doch sein eigenes

Verderben! In Allem, was der mächtig entfesselte Zeitgeist in Italien hervorgebracht hat und noch hervorzubringen fordert, sieht der schwache Mann nur jene ruchlosen Hände, die gewagt haben, ihn aus dem Hotel des Capucines zu vertreiben. Auch jener Graf Rayneval, der die berüchtigte oder berühmte — je nachdem — Denkschrift über die nach seiner Meinung so ausgezeichnete Lage der päpstlichen Verwaltung an Napoleon III. als Botschafter der kaiserlichen Regierung richtete, wurde in Guizot's Schule gebildet und ist gleichfalls ein Doctrinair aus der Coterie der alten Débats. Diesem ebenso wie seinem Schüler Rossi mußte Guizot das Zeugniß ausstellen, daß sie sich nicht geirrt hätten, als sie beide so in Rom handelten, wie ihnen dafür seine Weisheit während seiner langen Pariser Herrschaft die Instructionen ertheilte.

Die Guizot'sche Broschüre ist durchaus hohl in ihrer Beweisführung, aschgrau in ihrer Färbung, ein lediglich persönliches Votum, das der Frage keine einzige neue Wendung giebt und nur den Autor aus der Reihe der Denker, Geschichtsphilosophen und aufrichtigen Protestanten streicht.

## Französische Lockung.

1861.

Bekanntlich hat Frankreich von dem Augenblick an in Deutschland festen Fuß gefaßt und allmälig herrliche Theile des Deutschen Reiches an sich gerissen, als die protestantische Lehre in's Gedränge kam und die sächsischen und hessischen Fürsten keinen Anstand nahmen, mit denselben Franzosen zu unterhandeln, die später in Paris die Bartholomäusnacht feierten. Katholische deutsche Geschichtschreibung bezeichnet Moritz von Sachsen, Bernhard von Weimar u. A. als die ersten Minderer und Verräther des Deutschen Reichs.

Die Wahrheit ist, daß in alten Zeiten individuelle und Gewissensfreiheit, sage man auch in der Sprache der alten Tage Gott und seine ewige Wahrheit, den Menschen höhern Werth hatten als die zufällige Form des politisch-nationalen Lebens. Die Anklage trifft nicht die evangelischen Fürsten,

sondern Karl V. und seine Nachfolger. Sie trifft Wiens Cabinet und die Jesuiten.

Aber die Lage ist gegenwärtig fast dieselbe wie damals, als Moritz von Sachsen die schönsten Städte des Elsaß preisgab, um an den Franzosen Alliirte gegen den Kaiser zu gewinnen. Statt der evangelischen Lehre gilt es jetzt die Anschauungen des Liberalismus und deutsche Kraft und Einheit. In Frankreich selbst herrscht zwar der Despotismus, wie auch die Protestanten in Frankreich damals verfolgt wurden; aber nach Außen spielt Frankreich die Rolle des Befreiers und Erlösers. Wir sagen nicht einmal: Es ist die Lockpfeife des Vogelstellers —! Wer kann leugnen, daß in dem eigenthümlichen socialen und einheitlichen Leben der Franzosen, in ihrem Bruch mit dem Adel, in ihrer demokratischen Armee ein Reiz für die moderne Welt liegt, dem sich, um denselben zu heben und zu mehren, auch noch der Umstand zugesellen muß, daß sie in der That an den meisten Stellen Europas, wo sie sich einmischen wollen, verrottete und den Völkern unliebsame Zustände vorfinden. Napoleon III. hat die Geschichte Richelieu's studirt. Er kann die Freiheit in seinem eigenen Lande nicht brauchen, aber nach Außen hin läßt er seine Politik die Rolle des Rächers und Befreiers spielen.

An die Stelle des Protestantismus ist im modernen Bewußtsein die Freiheitsidee getreten. Diese ist so mächtig, daß Berlin jakobinisch war, als Friedrich Wilhelm II. seine Armee gegen die Jakobiner schickte. Der Friede von Basel, den Preußen für sich abschloß und der ebenfalls von katholisch-österreichischer Geschichtschreibung für Verrath an Deutschland erklärt wird, war dieselbe Convention, die Moritz von Sachsen am 5. October 1551 mit Frankreich schloß. Die öffentliche Meinung Berlins und aller mit den Ideen der Neuzeit sympathisirenden Deutschen macht ebenso jetzt Italien frei, giebt Venedig preis und gönnt, eben aus principiellen Gründen, dem Hause Habsburg jede Demüthigung. Haben wir nicht schon oft, wenn auch scheinbar nur im Scherz, in unsern Tagen vernehmen müssen: „Es wird nicht besser, ehe nicht die Franzosen kommen! Die werden schon aufräumen!"? Lese man die „Volks-Zeitung", einen Grad-

messer solcher und ähnlicher Stimmungen! Mit Gewandtheit hat sie sich noch bei jedem Dilemma der Tagespolitik den Standpunkt zu sichern gewußt, der jener unserer „absoluten Freiheitsidee" (Parallele zur evangelischen Lehre des 16. Jahrhunderts) den Sieg gewährleistet. Wir anerkennen dies Bestreben. Es hat die Berechtigung des 19. Jahrhunderts für sich. Es ist nicht möglich, daß man in Fragen des Lichts aus Rücksichten der Ueberlegung und der Umstände halbe oder nur dreiviertel Dämmerung eintreten läßt. Licht oder Dunkel — das ist allein die Frage.

Da sich nun hierin (wie weiland im Zeitalter der Reformation) ein souveraines Gesetz der Natur und ein nicht minder souveraines der Geschichte vollzieht, so kann unser Volk, um sich vor Schaden zu bewahren, nur dasjenige thun, was es sicherstellt, nun und nimmermehr die „absolute Freiheitsidee" in's Gedränge kommen zu sehen. Mit äußerstem Nachdruck, mit dem heiligsten Ernst muß Allem gewehrt werden, was die kirchlichen, politischen, diplomatischen, publicistischen Nachkommen des Pater Lamormain über uns zu verhängen drohen. Jedes geistige Unbehagen des Volks, jede Rückschrittsbewegung der Fürsten, jede Täuschung der Hoffnungen, die auf die Vorkämpfer des Lichts und der Freiheit gesetzt werden, rächt sich an der Zukunft unseres Vaterlandes. Die Tage von Compiègne, das Auftreten des Herzogs von Magenta in Berlin, die Allianz vorläufig zwischen den Schaugeprängen von Paris und den Schaugeprängen von Berlin sind Erscheinungen, die ernstes Nachdenken erwecken müssen. Die „französische Lockung" girrt den Deutschen seit der ewig beweinenswerthen Schlacht bei Mühlberg an der Elbe. Sie wird nur dann eine vergebliche sein, wenn in Deutschland bei allen Fragen die „absolute Freiheitsidee" die siegende ist und wir beizeiten niederschmettern, was diesem Siege widerstrebt.*)

*) Spätere Anmerkung. Aus allen jenen Verbrüderungen, Festen, Besuchen, Umarmungen u. s. w. ging der Krieg von 1866 und der von 1870 hervor. Eine Aufgabe, deren Lösung eines Denkers würdig wäre, müßte die sein, zu untersuchen, wie die Art, wie gegenwärtig Politik getrieben wird, auf den öffentlichen Geist und der öffentliche Geist wieder auf die Moralität im Leben der Völker zurückwirkt.

## XVII.

## Nach dem Frieden von Nicolsburg.

## 1866.

---

Die Berichte über die Märsche, die Schlachten, die „gewonnenen Fühlungen", die „gesäuberten Lisièren" werden uns jetzt eine Ruhepause lassen.

Wer etwa verzweifelnd bei den nicht endenden Verlustlisten verweilt und sich zu jedem Todten, Verwundeten, Vermißten ein schmerzliches Familiendrama hinzuzudichten getrieben fühlt, ein Phantasiespiel, das für andere Eindrücke keinen Raum mehr lassen würde, dem möchten wir rathen, sich durch eine zeitgemäße Lectüre zu zerstreuen, vielleicht eine solche, die eine höhere Auffassung und einstweilige Beruhigung des Gemüths über die überwiegend traurigen Dinge fördert. Sei's auch nur, um Muth und Kraft zu sammeln für alles ferner noch in Aussicht Stehende, z. B. die Parlamentsreden, die wir werden zu lesen bekommen!

Deutschland hat vor dreihundert Jahren Tage erlebt, die den unsrigen ziemlich ähnlich waren. Der Unterschied war nur der, daß sich damals der Norden dem Süden zu demüthigen hatte. Damals waren die Oesterreicher, der Kaiser siegreich. Ueber die Augsburger „Drei Mohren", wohin sich jetzt Herr von Kübeck mit dem Rest seiner Getreuen zurückgezogen hat, leuchtete in lichtem Glanz der Stern des Morgenlandes, der damals ostwärts über Wien gekommen war.

Karl V., der Kaiser, Ferdinand I., sein Bruder, römischer König und König von Ungarn und Böhmen, besuchten in den Fuggerhäusern, zu denen das genannte, ehemals durch seine griechische Weinkarte berühmte Hotel gehörte, die noch allda befindliche St. Sebastianskapelle, um dem ritterlichen, pfeildurchbohrten Märtyrer zu danken für den Sieg bei Mühlberg und für die Demüthigung eines deutschen Kurfürsten und so vieler Herzoge, Landgrafen und freien Städte. Der damalige Bismarck hieß Granvella. Die Herwarth, Falkenstein, Manteuffel waren Madruzzi, Büren, Schwendi, Alba. Selbst jene deutschen Fürsten fehlten nicht, die mit dem Befehlshaberstabe zu eigenen Händen gegen ihre gekrönten freundwilligen Brüder und Vetter Liebden commandirt hatten; die heutigen Großherzoge von Olden- und Mecklenburg hießen Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg-Culmbach.

Vor Allem kam es damals auf Geld an. Im Annectiren hatte Oesterreich ein Haar gefunden, seitdem ihm Würtemberg, das es sich nach Herzog Ulrich's Vertreibung als Hausbesitz angeeignet, in so empfindlicher Weise durch die Schlacht bei Laufen und den Vertrag von Kaban wieder verloren gegangen war. Aber den Sieger von Laufen selbst, Landgraf Philipp von Hessen, hatte nun Oesterreich in festem Gewahrsam. Der Ahnherr des jetzt in Stettin gefangen weilenden Kurfürsten flehte um Gnade und Schonung. 200,000 Gulden (etwa eine Million nach unserm Gelde) kostete ihm sein Unglück an baarer Kriegssteuer. Für 200,000 Gulden waren ihm schon an Geschütz und Munition abgenommen worden. 300,000 Gulden hatten die Festungen gekostet, die geschleift werden mußten. Allzuzaghaft erklärt sich der Fürst bereit, die vom Kaiser verlangte Confessionsform des Interim, à peu près ein Pendant zur Bundesreform, in seinen sequestrirten Landen einzuführen, ja der eifrige Lutheraner bittet den Kaiser „um der Mutter Gottes und aller Heiligen willen“, ihm „aus seinem angebornen österreichischen Blute und als christlicher Kaiser und Vater“ vergeben zu wollen. Großherziger trug sein Leid Johann Friedrich von Sachsen.

Schon öfter habe ich auf das Tagebuch des Grafen Waldeck aus jenen Zeiten aufmerksam gemacht, dies schöne Denkmal einer treuherzigen, altdeutsch-biedern, echtreligiösen Gesinnung. Wir werden durch diese Blätter in einen Kreis unglücklicher Fürsten, gedemüthigter Staatsmänner, schimpflich zurückgesetzter Gesandten, auch aus den Reichsstädten, eingeführt. Die große Sache der Kirchenverbesserung schien hinfort von Menschen keinen Beistand mehr, nur noch von Gott erwarten zu dürfen. Täglich besuchte Graf Waldeck die Kirche und berichtet uns, was Wolfgang Muskulus und Johann Henricus in so trüber Zeit gepredigt haben. Er hatte Weib und Kind daheim in bitterer Sorge zurückgelassen. Mit großer Noth hatte er sich das Geld zusammengeborgt, um mit seinen Brüdern, mit einem Rechtsbeistand und einigen Dienern die weite Reise und den kostspieligen Aufenthalt in dem „Frieden" stiftenden Augsburg möglich zu machen. Seine Schwiegermutter ist jene Fürstin von Rudolstadt, die sich in so entschlossener Weise und mit dem bekannten Worte: „Fürstenblut für Ochsenblut" gegen ein Uebermaß von spanischen Naturalverpflegungs-Requisitionen gewehrt und den von Sachsen durch Thüringen ziehenden Alba mit seinem Generalstab wegen zu gröblicher Eingriffe seiner Proviantmeister in die Viehheerden ihrer Unterthanen um ein Haar gefangen behalten hätte — eine sogar auf die Bühne gekommene „Deutsche Landesmutter"-That, die hoffentlich kein Märchen ist. Ihr Schwiegersohn, sonst ihres Ruhmes voll und das Wichtigste erzählend, was der edlen Frau zur Zeit der schmalkaldischen Kriegsdrangsale begegnete, erwähnt nichts davon.

Und wie mußten die Fürsten um Verzeihung bitten! In meinem „Hohenschwangau" habe ich eine solche Scene nach des Grafen Waldeck Bericht geschildert. Der Kaiser saß wie eine Statue auf einem improvisirten Thronsessel und nahm die Kniebeugung und Abbitte des Grafen an, der sein Ländchen Waldeck zu verlieren fürchtete. „Wie viel bin ich schuldig?" fragt er den dienstthuenden Kammerdiener. „Wir sind unserer sechs!" sagte dieser. Mit einem Thaler per Mann Trinkgeld gab man sich zufrieden. Die achttausend Goldgulden, die etwa dem Vierfachen an Werth für unsere Tage gleich-

kommen mögen (Frankfurt hatte achtzigtausend Dukaten zu bezahlen; seine „beidlebige" Natur stand damals rechtsmainisch), machten den Grafen nach seiner Erklärung zum Bettler. Die gute Schwiegermutter in Rudolstadt mußte aushelfen.

Warum erwähnen wir diese Erinnerungen und die Leiden der Herren von der Pfordten, Dalwigk, Varnbüler u. s. w.? Etwa, um der Empfindung Raum zu geben, daß 1866 eine Vergeltung für 1548 geworden wäre? Eine so gehässige Absicht liegt uns fern. Ist doch die Geschichte überreich an Parallelen, wo jene Geschichtsphilosophie, die einen göttlichen Erziehungsplan ablehnt, manchmal stutzig werden könnte ob der riesigen Schatten, die der „Finger Gottes" wirft. Als vor einigen Wochen gerade in Frankfurt Deutschlands Heil nur im innigsten Anschluß an Oesterreich gefunden wurde, waren wir versucht, der armen Stadt, die wol für immer ihre „Freiheit" verspielt haben dürfte, zu sagen: Erinnert euch aber auch aus eurem Geschichtschreiber Kirchner, daß es jetzt gerade 300 Jahre her ist, wo ihr die für jene Zeit sehr ansehnliche Summe von 30,000 Gulden an die Wiener Hof-Reichs-Kanzlei Strafe zahlen mußtet für — ein einziges Gedicht, das kleine politische Flugblatt „die Nachtigall" (Lessing hat es aus den Wolffenbüttler Schätzen wieder an's Licht gebracht), das ein Frankfurter Buchhändler gedruckt und verlegt hatte. Ja, ihr Frankfurter Oesterreichschwärmer, mit Ketten belastet wurde euer Mitbürger, er hieß Schmidt, nach Oesterreich abgeführt, wo derselbe zwei Jahre im Kerker gelegen, bis jenes eigenthümliche psychologische Concrement, das man „österreichisches Gemüth" nennt, die Hof-Reichs-Kanzlei bestimmte, ihn, den pp. Schmidt, nicht nur, notabene nach Empfang jener Summe, freizugeben, sondern ihn sogar dem Frankfurter Rath zum Fortgenuß des Bürgerrechts dringend zu empfehlen... Doch peccatur intra et extra... Wir erwähnten jenes Buch nur, um an eine Vergangenheit zu erinnern, mit deren letzten restirenden Formen Oesterreichs Zukunft brechen sollte. Es ist der staatliche Byzantinismus Oesterreichs, den uns noch Wolrad Waldeck mit und ohne Absicht in seinem Tagebuch in grellen Zügen geschildert hat.

Volle Bewunderung verdient die Urkraft eines Staates,

der sich auf Völker stützt von heldenhafter, ungebundener, aus dem Naturleben wie unmittelbar hervorgegangener Individualität. Wol bedurfte es der Zügelung so staatlich ungeschulter Elemente. Und doch ist es, als hätten die Ungarn, die Böhmen, die italienischen Völker, als sie zum ersten Mal dem habsburgischen Scepter unterworfen wurden, von der bereits bei ihnen vorhandenen Formation der Regierungsweise so viel in die Art der österreichischen Centralisation hinübergenommen, daß sich eine wahre Ueberladung an einem wunderlich officiellen Wesen ausbildete, das durch die Zeiten eher zu- als abnahm. Unser Tagebuch giebt vom damaligen kaiserlichen Beamten- und Kanzleiwesen, das selbst dem Heere folgte und sich in der Zeltruhe des bewaffneten Reichstags bequem ausbreitete, ein Bild in solchen Zügen, daß man sich in die endlos gegliederte repräsentative Erscheinung der Hohen Pforte, in die Sphäre des Halbmonds versetzt glauben würde, wenn nicht zu all diesen Marschällen, Räthen, Kanzlern, Vicekanzlern, Altgrafen, Kammergrafen, Burggrafen, Landhofmeistern, Oberstlandkämmerern u. s. w. in erster Reihe eine unermeßliche Zahl von Geistlichen gehört hätte. Mit einem unabsehbaren Troß von Rossen, Maulthieren und Wagen begleiteten den Kaiser in die Hunderte von Bischöfen, Aebten und Präbendarien aller Art. Wie ein Ameisenhaufen wimmelte es um die Persanen des Kaisers und seines königlichen Bruders, der von Wien und Ofen, man möchte aber glauben von Stambul, gekommen. Und wie die Ameisenwelt trotz ihrer Beweglichkeit doch nur wie an ein einziges Werk gebannt erscheint und Starrheit nur und Beschränkung auf eine einzige Aufgabe das Endziel einer so gewaltigen Rührsamkeit ist, eben so todt oder ertödtend ist der Eindruck dieses beamtischen Apparats, dem die Formen des griechischen Kaiserthums zur Nachbildung vorgeschwebt zu haben scheinen. Die Menschen stehen da, wie die lebendigen Karyatiden einer märchenhaften Majestätsentfaltung. Einer der Räthe verweist auf den andern. Der hat nur die Federn zu schneiden, jener nur das Papier zurecht zu legen. Fragt man, wen man will, er wird die Achseln zucken und sich für incompetent erklären.

Und dabei ist die dringende Frage doch da, sie wird erörtert, ihre Instanzen sind wie die gestauten Leitungen eines Mühlbachs, deren ruhiger Spiegel nicht ahnen läßt, wie wild und rauschend sie von Fall zu Fall stürzen können. Wie ein urweltliches, schon in den orphischen Mysterien angelegtes Geheimniß ruht die einfachste Sechsbatzenangelegenheit in unergründlichen Finsternissen begraben. Rechnet man dazu jene Kurial- oder „ämtliche" Sprache, über welche vor etwa zwanzig Jahren in der Allg. Zeitung der gewiß loyale Dichter der Todtenkränze, Christian von Zedlitz, so nachdrückliche Rügen erhob — — Doch wir vergessen unsere Rede. Nein, vor — dreihundert Jahren zuckt Granvella die Achseln und weiß vom Gefragten nichts, Seld legt die Finger an den Mund, Viglius vertröstet, Navius verweist auf Obernburger, Obernburger fällt aus den Wolken, nur die untersten Untermandarinen thun, als hätten sie Wind und erwarten dafür mit hohler Hand die Anerkennung. Allerdings stand ein Karl V. wie ein Koloß von Rhodus mit dem einen Fuß in Indien, während die kleine Zehe des andern nur zufällig Deutschland berührte.

Ist es jetzt anders in Oesterreich? Mir liegen österreichische Kaiserreisen vor von jedem Jahrhundert, und immer sieht man sich versetzt in das Reich der Mitte, nach China. Und die deutsche Kaiserkrone, ihre Verbindung mit spanischer Herrschaft über zwei Hemisphären hinaus, lag doch damals schon längst ideell im Aachener Grabe Karl's des Großen oder im Kloster Sanct Just. Ihr märchenhafter Glanz, die Schaustellung der persönlichen Majestät, die sie gab, der weitgebauschte, vielfaltige Kaisermantel alten Schnitts, die staatliche Umständlichkeit, die byzantinische Formenfülle, oder sage man, die absolute Renaissance des Hof-Kriegs- und Hof-Reichs- und Hof-Kammerwesens war in Wien geblieben.

Ein Geschichtschreiber des österreichischen Staatsschematismus mag die Frage beantworten: Welche Fortschritte hat Oesterreich im Selfgovernment des Landes, in der Emancipation des Gemeindelebens, in dem Auflösen der alten starren Formen der Bureaukratie in individuelle Freiheit gemacht? Vom achtzehnten Jahrhundert wird wahrheitsgemäß berichtet

werden müssen, daß unter dem kaiserlich österreichischen Purpur zwei edle Herzen geschlagen haben, die es verstanden, selbst mit Beibehaltung der alten Methode des „patriarchalischen Despotismus" ihre eigenen Herrscherindividualitäten so geltend zu machen, daß nur das Gute, Gemeinnützige, wahrhaft Patriotische erstrebt wurde. Den Frauen ist, nach Goethe, bekanntlich ganz besonders daran gelegen, daß Alles nach Regel und Sitte geht. Die Cadenz der Formen verläßt mit Sicherstellung des Anstandes nur die wahre weibliche Liebenswürdigkeit. Maria Theresia besaß Verstand und Gemüth genug, um die alte staatliche Etikette Oesterreichs mit den größten Segnungen für ihr Volk zu durchbrechen. Ihr Sohn Joseph versuchte es ebenfalls, zwanglos und natürlich zu regieren. Doch im neunzehnten Jahrhundert wurde die Lehre aufgestellt, daß sich die Völker nicht mehr auf die glückliche Individualität ihrer Herrscher allein verlassen dürfen. Der Zufall bringt diese, der Zufall versagt sie. Aeußere Formen, sichere Bürgschaften objectiver Natur haben einzutreten für die Gunst von Herrschergaben, die Geburt und Natur nur ungleich vertheilten und welche die Erziehung, wo sie fehlen, nicht ersetzen kann. Die unterlassene Pflicht einer einzigen Individualität auf dem Throne kann nur gebessert werden durch die Befreiung der Rechte aller Individualitäten. Und selbst wo die Initiative durch einen großen Einzelwillen ergriffen werden muß, kann sie nur noch durchgeführt werden durch das Volk, das freie, autonome, sich selbst regierende.

Die Deutschen scheiden von Oesterreich. Es ist ein Abschied, ernst und traurig! Möchte das deutsche Element das verbindende Element in Oesterreich bleiben und Alles aus ihm entfernt werden, was an die Tage des Friedensschlusses zu Augsburg erinnert.

---

## XVIII.

## Das Duell wegen Ems.

Juli 1870.

---

Wenn auch, wie Goethe sagt, „von der Wiege bis zur Bahre kein Mensch den alten Sauerteig verdaut", so ist es doch in dieses Augenblickes mächtigem Drange die Pflicht aller gereifteren Erfahrung, so viel als möglich in ihren ernsten Lehren die Ueberlieferung und Erinnerung der Geschichte sprechen zu lassen.

Wer die Wandlungen unserer politischen Schicksale schon vierzig Jahre lang beobachtete, wer die Stürme und die noch gefahrvolleren — Windstillen im Leben der Franzosen, seit dem Tage, wo einst 221 Deputirte das Ministerium Polignac für ein „deplorables" erklärten (worauf die Julirevolution ausbrach), verfolgte, der kann einen Augenblick wie den gegenwärtigen, wo unsere hoffentlich dauernd sieggekrönten Heere in oder vor Paris den Frieden dictiren werden, nicht für bedeutungsvoll genug halten. Von diesem Frieden hängt das Schicksal Europas für ein halbes Jahrhundert ab.

Allerdings geschieht — leider! — in Europa Alles, um diesem Augenblick seine erhabene Feierlichkeit zu nehmen und einen Völkerkampf fast ohne Gleichen hinunterzudrücken zu einem bloßen — Duell wegen einer in Ems stattgefundenen Beleidigung —!

Als einst das vereinigte Europa die Macht des Corsen

brach, als es den unverbesserlichen Repräsentanten der Universal-Herrschaftsansprüche Frankreichs auf den Felsen von Sanct Helena verbannte, da trat eines der geknechtet gewesenen Völker für das andere ein; Schimpf und Schande würde den Staatsmann bedeckt haben, der, ohne Franzose zu sein, auch nur gewagt hätte, an die Möglichkeit einer Fortdauer der bonapartischen Dynastie zu denken. Und jetzt —?

Die einigen Mächten mit den größten Anstrengungen abgerungene Neutralität erklärt sich, wir lasen es ja in den Thronreden von Brüssel und London, mit den hochachtungsvollsten Phrasen für „Seine Majestät den Kaiser der Franzosen —!" Die Deutschen verspritzen ihr Blut gleichsam nur — für eine Privatsache des Königs von Preußen! Ein Duell ist's diesen Neutralen, das höchstens zwei Nationen mit einander ausfechten —! Europa hätte kein Interesse daran, die Franzosen endlich zur Ruhe zu verweisen.

Wenn diese Herren von Metternich in Paris, diese Herren von Vitzthum in Brüssel — (über Graf Beust den Stab zu brechen, möchte die Hand noch eine Weile zurückhalten) — wenn diese französisch gesinnten ungarischen, scandinavischen, italienischen, leider auch russischen Staatsmänner es möglich machen könnten, daß uns das Pariser Volk immerhin den Sieg ließe, sich aber mit Begeisterung um seinen gegenwärtigen angebeteten Herrscher, die theuere Eugenie, das hoffnungsvolle Kind, den Kugelspritzer von Saarbrücken, schaarte, sie würden, so stehen die Sachen, die größten Opfer bringen.

Doch schwerlich wird Frankreich diesen Deutschlandsverächtern, diesen Preußenhassern, diesen besternten Kammerdienern von Saint Cloud, diesen Schlittschuhläufern vom Park von Boulogne, diesen Mit-Wettrennern vom Jockey-Club, den frivolen Mittänzern des gesammten Pariser Ideen-Cancans unseres Jahrhunderts, ob sie nun in Wien oder Petersburg leben, den Gefallen thun, ihre Wünsche zu erfüllen. Frankreichs gesunder Theil hat längst mit dem Abgott eurer Sinnlichkeit, eurer Intriguen, eurer Schmeicheleien gebrochen! Die Franzosen werden sich hüten, selbst wenn es ihre Priester befehlen sollten, die Napoleoniden,

weil sie eben die Napoleoniden wären, mit ihren Leibern zu decken.

Eine Folge der Bewunderung vor Deutschlands Kraft, hoffentlich auch eine Folge der Klugheit des leitenden preußischen Staatsmannes wird es sein, daß unser Handel mit Napoleon **III.** und Frankreich nicht „localisirt“ bleibt. Eine moralische, eine gemeinsame Sache ganz Europas muß er werden. Frankreich selbst wird hoffentlich dafür den Anstoß geben. Republik oder die Orleans — das wird die unter Erinnerungen an die französische Schreckenszeit des vorigen Jahrhunderts von einem halb wahnsinnig gewordenen eitlen Volk wie mit Donnerton gerufene Parole sein, wenn die demnächst erwarteten Entscheidungsschlachten hinter der Mosel zu unsern Gunsten ausfallen.

Die ganze Welt fragt: Soll dieser Zustand der Menschheit, diese stete Kriegsbereitschaft der Völker noch länger fortdauern? Soll ein einziger Mensch, ein Individuum, ein Weib, ein Kind fortfahren, ihr Ich, ihre Personen für eine Nothwendigkeit unseres Jahrhunderts zu erklären? Sollen immer wieder neue Blutströme fließen, sich Jammer und Elend über die Menschheit häufen, nur um einer Sippe verwegener Abenteurer willen, die sich niemals anders werden halten zu können glauben, als durch Störung des Friedens der Nationen, stete Nahrung der schon im Verjähren begriffenen Vorurtheile, durch die Wiederanfachung der schon abgekühlten, sich auf edlere Ziele richtenden Leidenschaften der Völker? Man schließe nur jetzt einen Frieden, wie wenn Preußen mit dem Kaiser der Franzosen eine Privatsache ausgefochten hätte! Man lasse nur dieser Sippe die Gewalt, Rache zu nehmen wie schon für ein erstes, so jetzt vielleicht für ein zweites Waterloo! Unser Leben unter Kugeln und Kanonen, der Ruin alles Bürgerglücks, aller Erdenwohlfahrt würde nicht enden, und — wie bald würde Gesammteuropa selbst in die erbitterte Steigerung eines nicht endenden reinen — Personalprocesses hineingezogen werden!*)

---

*) Spätere Anmerkung. Die Weltlage vom April 1875 hat gezeigt, wie ungenügend der Frankfurter Friede geschlossen wurde.

Bleibt der Sieg bei Deutschlands Fahnen, so wollen wir unser Blut nicht um die Etikettefrage von Ems vergossen haben. Wir wollen Erlöser Europas geworden sein, Wiederhersteller der Hoffnungen, die sich 1815 für das Glück, das diese Erde überhaupt gewährt, an jene „heilige Allianz" der Fürsten und Völker Europas knüpften. Wohl kennen wir jene nicht minder heiligen Fragen, denen jene Allianz im Mißbrauch ihrer Kraft später entgegentrat. Aber der Gedanke einer Solidarität der Staaten zur Abwehr der Bonapartes, die Verweigerung des Asylrechtes für sie in ganz Europa, die Wiederaufnahme der heiligen Allianz im allgemeinen antibonapartischen Sinne ist unabweislich. Es wird ein fauler Friede, den wir schließen, wenn wir ihn nicht begründen auf die Erfahrungen unseres Jahrhunderts und an die Spitze seiner Paragraphen die von allen Staaten Europas unterstützte größtmögliche Vernichtung der Bonaparte-Sippe setzen.

Aufmerksam will ich machen auf eine Erleichterung dieser unblutigen Vertilgung. Will man einen schmerzenden Zahn nicht ausziehen lassen, so tödtet man den Nerven. Sollten in der That die Orleans den Thron besteigen, nun wohl, so verpflichte man sie, den Kaisertitel anzunehmen. Allerdings haben die Nachkommen des Königs mit dem bürgerlichen Regenschirm, Louis Philippe's, während ihres Exils Alles gethan, was uns bestimmen könnte, ihnen, wie der Dichter sagt, nicht „die Stufen der Erhöhung zu ebnen". Sie haben in Broschüren, Zeitungsartikeln den Leidenschaften und Vorurtheilen der Franzosen geschmeichelt; sie haben sich, um die Friedensliebe ihres Vaters und Großvaters in Vergessenheit zu bringen, mit unablässigen aufdringlichen Diatriben vor Frankreich ein martialisches Ansehen zu geben und gleichsam anheischig zu machen versucht, so gut, wie nur die Bonapartes, für die Eitelkeit und Prahlsucht ihres Volks sorgen zu können. Indessen ihr hitziger, ihr nur künstlich berechneter, in seinen Motiven leicht durchschaubarer und zu entschuldigender Eifer dürfte sich nach unsern Erfolgen doch wol gelegt haben. Befestigen, sich halten, in die wie der Thau des Himmels so nothwendige Friedensgemeinschaft

Europas nachhaltig eintreten — können sie nur, wenn die elektrisirende Wirkung des „Empire", eines Wortes, das nach 20 Jahren wieder seine Zauberkraft übt, dadurch abgestumpft wird, daß sie selbst — es fortsetzen. Sie sollen ihren krähenden gallischen Hahn, ihren nach Beute schielenden Adler, ihren theatralischen Bienenmantel behalten, sollen ihre Thronfolger Kaiser werden lassen. Was thut uns das? Wird dann doch kein neuer Aufstand zu Straßburg, keine neue Landung in Boulogne, wie wir erlebt haben, erst belacht und hintennach doch bejubelt werden. Die aus ihren Geschichtsrückblicken sich immer wieder neu entzündende Phantasie der jüngeren Generation Frankreichs würde sich dann am kaiserlichen Wesen sattsam Genüge gethan haben. Man muß das theatralische Pathos der Franzosen kennen, muß die unendliche Flauheit, die tödtliche Langeweile des königlichen Regimes in Frankreich von 1830—1848 an Ort und Stelle, die Wirkung desselben auf die Natur der Franzosen mitangesehen haben, um sich zu sagen: Eine Königsdynastie Orleans bringt Europa das Jahr 1848 schon um 10 Jahre früher wieder zurück, als es auf 1830 folgte.

König Wilhelm I. ist ein Fürst, der Manchem vielleicht eigenwilliger scheint, als er ist. Seines Gemüthes Grundzug geht auf Selbstbeherrschung. Das Gefühl für die hohe Verantwortung eines Herrschers ist bei ihm von religiöser Weihe. In Folge dessen — erschrickt er vielleicht, wenn ihm von allen Seiten, nicht nur in stürmischbewegten Liedern, sondern selbst nach den Eingebungen einer ruhigeren Erwägung, zugerufen wird: Das Elsaß giebt Deutschland nicht wieder heraus —! Um diesen Preis glaubt die Million deutscher Streiter, die sich aus den Armen der verzweifelnden Liebe hat reißen und dem Tode weihen müssen, in's Feld gezogen zu sein —! Der einzige Glaube belebte, beseelte sie, es müßte endlich einmal das argumentum ad hominem ausgesprochen werden, was denn eigentlich unsere und was Frankreichs „natürliche Grenzen" sind —! Ob da der Elsasser dem Franzosen nachäfft, ob er sich darin gefällt, ebenfalls zur „großen Nation" zu gehören, ob er bei etwaiger Abstimmung über die Frage der Annectirung an

Deutschland ein einstimmiges Nein! uns entgegenrufen würde, das kann uns eben so gleichgültig sein, wie einem Festungscommandanten der Protest einer Stadt gleichgültig ist, die ihre Lindenalleen nicht rasirt sehen möchte. Die Gefühlsfrage, die erst in unserer Zeit der Nationalitäten- und Volkspolitik aufgeworfen werden konnte, die Frage, ob zwei Millionen Deutsche (deutsch, wie nur die Deutschen des Schwarzwaldes deutsch sind), länger noch vor unserm Auge und Ohr im jämmerlichsten Sprach- und Gedankenwirrwarr unter französischer Botmäßigkeit leben sollen, ist hier nicht die entscheidende. Die Frage ist es: Ob der stete Anblick des von Lauterburg bis Basel offenen Rheinstroms und die Möglichkeit, über Nacht auf das jenseitige, nur von einem kleinen Staat bewachte Ufer zu gelangen, nicht die fixe Idee von Frankreichs natürlichen Grenzen bestärkt und diese immer gefährlicher und gefährlicher anwachsen läßt? Denn es ist nicht wahr, daß wir mit Napoleon und nicht auch mit dem Material seiner Anmaßung, mit den Franzosen selbst, kämpfen. Die französische Nation ist es, die eine Lehre mit Nachdruck und die herbste Züchtigung verdient. Die Anmaßung dieses Volkes, seine innere Verlogenheit, seine rohe Unbildung bei dem Anspruch, an der Spitze der Civilisation stehen zu wollen, seine zuchtlose Neuerungssucht, seine Ungerechtigkeit, ja seine vollständige Gleichgültigkeit für das Leben und Bedürfen auch anderer Nationen sind eine solche Plage der Menschheit geworden, daß es auf jede Art und durch jedes Mittel endlich einmal die eiserne Kraft auch anderer Nationen fühlen muß, um zur Demuth, zur Bescheidung auf das Maß seiner alleinberechtigten Ansprüche zu gelangen.

Man weiß es wol, so, wie die Hunde nach der Jagd, stehen jetzt die Neutralen und lauern auf den Augenblick des geblasenen Halali. Aus tausend Wunden blutend soll das deutsche Volk stehen, soll sich den Schweiß von seiner siegeskranzgeschmückten Stirn wischen und nichts beendet haben als nur — das Duell von Ems?! Schon auf die erste, diese natürliche, bereits mit Jauchzen durch ganz Deutschland festgestellte Folge des Krieges, die nunmehrige factische Einigung Deutschlands und ein einiges Parlament, das nirgends-

anderswo zu versammeln sein würde als in Berlin, drohten sie, mit Protesten loszufahren, und — gebt Acht! auch jene deutschen Fürsten und Staatsmänner selbst, die sich „mit Bedauern" und mit schönen Empfehlungen nach Paris von den bei ihnen wühlenden Gesandten des übermüthigen Emporkömmlings verabschiedeten, werden ebenfalls wieder Muth bekommen, wenn sie von den Neutralen ein unserm triumphirenden Volk entgegengeschnarrtes Bishieher und nicht weiter! vernommen haben. Und nun gar erst, wird es heißen, eine Vergrößerung Deutschlands, ein Zuwachs, der, um für den Effect der „großen Nation", der die Elsässer zu so vollkommenen Galliern gemacht hat (obschon sie auf allen Pariser Theatern ausgelacht werden), Ersatz zu bieten, doch nur an Preußen fallen müßte, zwei Millionen Deutsche mehr — das bringt das Gleichgewicht der Welt in Frage —! Schon jetzt läßt sich die Besorgniß hegen, daß beim Friedensschluß die Welt in Waffen, die Deutschland mit den schmerzlichsten Opfern aufgestellt hat, von diesen Neutralen nur für ein militairisches Glanzmanöver angesehen werden wird, von dem wir ruhig und nur unsere bekannten Lieder singend wieder nach Hause gehen sollen.

Mögen aber die Gemüther, die sonst die Mäßigung, die Selbstbeherrschung und die Vorsicht lieben, sie in diesem Augenblick nicht mehr kennen! Mögen sie sich mit prophetischer Begeisterung auf der Hochwarte der Zeit fühlen, wie Moses auf dem flammenden Sinai, wo die Tafeln des Gesetzes geschrieben wurden, wie Elias auf dem feurigen Wagen, der durch die Wolken fährt! Gewiß, die deutsche Nation und im Besondern der von Frankreichs militairischer Ruhmsucht so kindisch beneidete preußische Staat haben einen besondern Strauß mit Frankreich auszukämpfen, einen Strauß, in seinen Ursachen schon angelegt seit drei Jahrhunderten, seit der Zeit des sinkenden deutschen Kaiserreichs, seit Moritzens von Sachsen unseliger Dahingabe der Stifte Metz, Toul und Verdun; aber in diesen Strauß sind alle Interessen des übrigen Europa mitverwickelt. Jede Neugestaltung Deutschlands trifft das übrige Europa, und ein einiges, großes Deutschland, eine sturmfeste Mitte der Intelligenz und der Friedensliebe, ist

kein Druck, sondern eine Wohlthat für die Welt. Wir bilden den Vorbau gegen Frankreichs Einmischung in Anderer Angelegenheiten, einen Vorbau gegen seine Ländergier, einen Kranz von Warten und Wällen, der, das sei die Forderung des neuen Pariser Friedens, unter die Bürgschaft aller Staaten gestellt werden muß. Ruchlos ist es, die „Vergrößerungssucht" Preußens in etwas Anderm finden zu wollen, als in einer durch Frankreich und dessen Intriguen, die uns selbst die deutschen stammverwandten Völker des Nordens, Westens, Ostens abwendig machen wollten und abwendig gemacht haben, hervorgerufenen Nothwendigkeit. Eroberung, Stärkung suche Preußen? Gewiß! Aber es sucht beides nur innerhalb und zur Stärkung des deutschen Namens. Der lächerlichen, wegen ihrer Folgen wahrhaft fluchwürdigen Entstellung eines harmlosen Zufalls, der beim Suchen eines spanischen Throncandidaten die Verlegenheit der spanischen Royalisten auch auf einen hohenzollernschen Prinzen führte! Eine Wahl, so gleichgültig für die preußische Monarchie und Deutschland überhaupt, wie die Verheirathung eines Coburger Prinzen nach England, die eines leuchtenbergischen nach Portugal, ja die Versetzung eines Hohenzollern bereits nach Rumänien! Das Throne- und Gattinnensuchen war von je ein Neben-, ein Privatfamiliengeschäft der kleinen deutschen Dynastieen, das dem deutschen Hofadel Orden, einem im Auslande reisenden Künstler oder Gelehrten einmal eine Einladung zu einer Hoftafel eintrug. Was haben wir denn, außer Strousberg, von Rumänien? Die französischen Historiker sollen, nach unserm Ranke, die ersten sein. Nun, so wenig verbreitet sich ihr besseres Wissen? Und die Gesandtschaftsattachés von Berlin, von Dresden, Weimar — brachten sie denn, um auf den spanischen Thron zurückzukommen, nie in Erfahrung, daß die wahre Stellung der hohenzollernschen „Eitelfritz" von Sigmaringen zu den hohenzollernschen „Friedrichs" und „Wilhelms" von Brandenburg so zu präcisiren ist, daß sich beide Linien nach einer kurzen, sehr intimen Einigung schon seit längerer Zeit mehr ignoriren, als befördern?

Man mag sich für unsere innern Kämpfe gegen eine

Huldigung Bismarck's verwahren müssen, nach Außen hin ist er der Mann der großen Gesichtspunkte. Die Inspiration für seine Politik schöpft er aus einem mächtigfühlenden deutschen Herzen. Schaaren wir uns alle, die wir nur die Feder zu führen berufen sein können, während unsere Söhne und Enkel das Schwert schwingen, um ihm den Muth, den er an sich besitzt, immer nachhaltiger und unternehmender anzuschüren, den Muth, unter den Bajonnetten, die ihn umstarren und die ihn nicht verlassen, nein, bei ihm bleiben sollen, selbst wenn es gegen neue Feinde, gegen die sich entlarvenden falschen Freunde gehen sollte, nur das Große zu verlangen und das Entscheidende.

Unser Hoffen ist: 1) Ein Friedensschluß nur mit Frankreich, nicht etwa mit Napoleon als Beauftragten oder Bevollmächtigten Frankreichs. Ablehnung jeder „Vermittelung" der Mächte, falls diese eine vorübergehende Demüthigung des zweiten December für hinreichend erklären wollten. Ablehnung des ferneren Bestandes der bonapartischen Dynastie, selbst für den überraschenden, doch nicht unmöglichen Fall, daß Frankreichs gekränkter Ehrgeiz und seine Trauer über die erlittenen blutigen Niederlagen das fernere Schicksal des Landes nicht vom Schicksal seines geschlagenen Herrschers trennen wollte und wunderbarer Weise etwa Napoleon durch sein Unglück die Sympathieen wiedergewonnen hätte, deren Abnahme er durch Kriegserfolge hatte hemmen wollen. 2) Bürgschaften für möglichst weite geographische Entfernung der Hauptträger des bonapartischen Namens. 3) Will Frankreich die monarchische Ordnung beibehalten, so sind dafür die Bourbons unmöglich. Sie würden jenen feudalen Royalismus zurückbringen, der sich, wie für Gesammteuropa, so auch, trotz der Macht des dortigen Klerus, für Frankreich überlebt hat. Aber auch die Orleans können nur ein für die künftige Ruhe Europas gefahrvoller Anachronismus werden. Auch ihr „Königthum" würde auf die Dauer für die Bildung des Hofes, des Adels, der Gesellschaftsformen, der constitutionellen Gewalten u. s. w. Folgen herbeiführen, die Frankreich nach den Lehren des Jahres 1848 nicht mehr erträgt. Den Reiz des französischen Reservegedankens, des Empire, müssen die

Orleans dadurch abstumpfen, daß sie dasselbe aufnehmen und fortsetzen. 4) Die Frage der „natürlichen Grenzen" zwischen Deutschland und Frankreich findet ihre Erledigung durch die Erweiterung des deutschen Gebietes bis zu den Vogesen. Die strategische Sicherheit dieser Rückerwerbung bedingt die Uebergabe dieser neuen Erwerbung an die Krone Preußen. 5) Die einheitliche Verbindung Deutschlands vollzieht sich vorläufig durch die einfache Aufnahme Süd-Deutschlands in den norddeutschen Bund. Sie ist eine sofortige Friedensbedingung, der ausgesprochene Wunsch des deutschen Volksheeres; sie hängt von keiner Debatte mehr in den betreffenden Ständekammern ab. Auch nicht der leiseste Mißton, der Einspruch gewisser unverbesserlicher Minoritäten*), soll das Vaterland um den Vollgenuß einer seiner größten Stunden bringen.

---

*) Die nach dem Siege den „Culturkampf" nothwendig machten.

## XIX.
## Aus dem Elsaß.
## 1871.

Halb und halb wird man wol den öffentlichen Nachrichten Glauben schenken dürfen, denen zufolge unsererseits in Versailles Schritte gethan sind, der französischen Regierung eine Intervention anzurathen gegen die auf Rückeroberung oder wenigstens moralische Rückeroberung von Elsaß-Lothringen begründete Ligue Alsacienne.

Ob die Versicherung der französischen Regierung, sie hätte die Bildung dieses Vereins bereits untersagt, auf Wahrheit beruht, wird sich zeigen.

Aber auch die Regierung kann getäuscht werden, da das Wirken eines solchen Vereins jedenfalls ein geheimes sein wird. Schon bei den Municipalwahlen, die man neulich in unserm rückgefallenen Nationalerbe vollzog, handelte man nach ausgetheilten Parolen, von denen sich die im Wesentlichen siegreich gebliebene, die sogenannte republikanische, mit offener Kundgebung als eine von jenseits der Vogesen gekommene bezeichnete.

Sollte man unter solchen Umständen nicht einen Gegenbund vorschlagen dürfen, eine unverfänglichere Anti-Liga, die lediglich eine moralische Unterstützung unseres Regiments in Elsaß-Lothringen bildete und weder einen Anstoß zum Verbot in unserm Lande, noch zu

einer Reclamation von Außen bieten würde? Dieser Verein müßte sich auf Geldbeiträge und eine vorsichtige, doch energische Thätigkeit seiner Verwaltung stützen, die im Uebrigen von glühendster Begeisterung durchdrungen sein müßte für die Aufgabe des Vereins: Die abgefallenen deutschen Stämme und was sich ihnen an Halblingsvolk um Metz herum anschließt, in die allgemeine Strömung des deutschen Lebens hereinzuziehen und wahrhaft deutsch zu nationalisiren.

Denn die Dinge in Elsaß und Lothringen gehen — schlecht. Unbegreiflich, woher die Schönfärberei kommt, die in einer Anzahl Zeitungen bald diesen, bald jenen Beweis der Gewöhnung an die Lage der Dinge und Zurechtfindung in den neuen Zuständen bringen will! Bald wird ein Brief aus Algier abgedruckt, worin ein elsässischer Auswanderer sein Loos beklagt. Bald wird von Mülhäusern berichtet, die in Paris keine Arbeit gefunden hätten und im Vaterlande bleiben zu wollen erklärten quand même! Auch die Goethetafel ist einem Straßburger Hause eingefugt worden zur Erinnerung an Goethe's Studienzeit — die einzige deutsche Inschrift im gesammten deutschen Straßburg außer einigen Kneipen, wo die Muttersprache dieser sich allgemein nach ihrer französischen Livree zurücksehnenden Bevölkerung die Ehre hat, am Schilde zu prangen mit: „Bier, Wein und Branntewein."

Ich bin nie ein ausgesprochener Enthusiast für den alten Jahn turnerischen Andenkens gewesen. Aber vor einigen Wochen, gerade während der Municipalwahlen und der Erörterungen, ob jene deutsche Goethe-Inschrift mitten unter den französischen Schildern ein altes Straßburger Haus mit einem Kuchenbäckerladen nicht empfindlich vor den Mitbürgern compromittiren würde, fühlte ich mich in Straßburg durchweg in die Stimmung jenes Jahn'schen — Maulschellengebens an den dummglotzenden Jungen am Berliner Brandenburger Thore versetzt, der (nach 1806) auf des Turnvaters Frage, ob er auch wüßte, was dort oben noch immer fehlte (die von den Franzosen nach Paris entführte Quadriga Schadow's), keine Antwort zu geben wußte. Da kommen die Sommertouristen, die Feuilletonisten und schreiben Threnodien über die eingeäscherten Stadttheile, sammeln einzelne kleine Thatsachen,

die für ein Wachwerden der alten Elsässer, der deutschen Reichs-Erinnerungen sprechen, verschweigen aber die selbst von den Regierungsorganen, wenn diese aufrichtig sind, eingestandene unbedingte Renitenz des gesammten Volksgeistes gegen die Vereinigung mit Deutschland, eine Gesinnung, die sich auf den Glauben stützt, „in drei Jahren wäre wieder Alles französisch".

Der alte Jahn, den ich als Knabe oft genug gesehen und gehört habe in der Hasenhaide, just da, wo jetzt unsere neuen Kirchhöfe liegen, die uns aufgenommen haben werden, wenn einer künftigen Zeit neue Gesichte der Offenbarung aufgegangen sind — dieser Alte mit dem umgeschlagenen Hemdkragen und entblößten Halse und dem Aerger über jedes unnütz gebrauchte Fremdwort — stand mir — mit Ausnahme beim Anblick unserer Krieger — in Straßburg überall polternd und zornig zur Seite. Ich will in einem Theile der Stadt, der durch seine malerischen Ruinen fast die Schönheit des unter Baumgrün schlummernden und träumenden römischen Coliseums bekommen hat, die deutsche Präfectur betreten. Der Portier ist — ein Franzose. Die Verständigung desselben mit einem der Beamten ist französisch. Ich höre an der Germanisirung des Elsaß betheiligte Beamte mit ihren Mägden sprechen; es geschieht französisch, obschon die Mägde unter sich gut „ditsch" plaudern. Ein Kutscher sprach in Allem, was zur Inscenesetzung seines Fuhrwerks gehörte, also zum Commando, französisch, dann aber beim gemüthlichen Fahren ging es deutsch, einmal sogar, wo ihm Arbeiter auf der Rheinbrücke einen Weg anwiesen, den er, einer Reparatur wegen, einschlagen sollte, in solcher Naturwüchsigkeit, daß er, seiner beiden Passagiere, leidlich feiner Herren, ungeachtet, rückwärts gewendet und somit diesen ins Gesicht hinein den Brückenarbeitern die bekannten Worte des Götz von Berlichingen an die Herolde des Reichskammergerichts, die nur in der ersten Ausgabe gedruckt stehen, zurief. Kein Fiaker Wiens, kein Droschkenkutscher Berlins wäre einer solchen Gemeinheit in's Gesicht und Ohr seiner Passagiere fähig gewesen! Und dieser Matador der deutschen Sprache, der sie nur nebenbei als Sprache für die Schweine benutzte, der in's

Wirthshaus tritt und seinen Schoppen französisch verlangt, sollte durch einige Energie der Regierung gezwungen werden, deutsche Sprache auch in ihre Würde eingesetzt zu sehen, z. B. zu andern Inschriften verwendet als: „Bier, Wein und Branntewein"? Einen Eifer, diese entarteten Kinder Germaniens den Gaukeleien zu entziehen, die sie noch immer zu Affen der Franzosen machen, habe ich nirgend in unserm Regiment bemerkt. In den deutschesten Gegenden, bei Hagenau und Weißenburg, steht noch immer auf den Eisenbahnen: Sortie. „Ein deutsches Theater müßte hier errichtet, deutsche Literatur vorgeführt werden!" — „Niemand würde es besuchen außer den Offizieren!" lautete die Antwort eines Mannes, der alle Ursache hatte, seine eigenen rühmenswerthen Bestrebungen für Einführung deutschen Geistes mit Erfolg gekrönt zu sehen. Woher diese Ergebung in Dinge, die „in Straßburg nicht zu ändern wären"? Mir scheint vielmehr unser ganzes Auftreten auf dem neuen Boden an jene Anekdote in Wolfgang Menzel's „Streckversen" zu erinnern: Ein französisches Kind wird zu einer Anzahl deutscher Kinder gegeben, um deutsch zu lernen. Nach einigen Monaten sprechen alle deutschen Kinder französisch und das französische Kind kein Wort deutsch!

Leider fehlt für die Administration von Elsaß-Lothringen bis jetzt ein oberstes Haupt. Allerdings müßte dafür ein Mann gefunden werden, dessen Fähigkeiten ihn an Stein und Vincke hinanreichen ließen. Es müßte ein Mann sein, der ebenso die Bureaukratie aus dem Grunde kennt, wie sich derselbe der Thatsache bewußt sein müßte, kein Staatsleben könne gedeihen, wenn es nicht die innigste Fühlung behält mit dem Geist der Zeit, den Forderungen des Jahrhunderts. Ein Oberpräsident und Statthalter von Elsaß-Lothringen müßte die Kraft besitzen, vor Allem den Lügnern entgegen zu treten, die dort zu Lande, ob im ordengeschmückten schwarzen Frack oder in der geistlichen Robe, ein Gewonnensein für die neue Ordnung der Dinge heucheln und dennoch die Sklaven des Gesammtgeistes sind, der ein französischer ist und bleiben zu wollen scheint. Von den Maires, den Geistlichen, Richtern kommen Versicherungen der Ergebenheit und Aner-

kennung des einmal nicht zu Aendernden; niemand hält aber die Probe, wenn die Gefahr da ist, Popularität zu verlieren. Die Frauen, in allen Familien halten sie die Verachtung des Deutschthums geradezu als eine heilige Aufgabe der Erziehung fest. Hier wäre der Wahn mit subtilen Mitteln zu bekämpfen. Erst wenn diese Frauen den Mund zum Französisch-Parliren öffnen, glauben sie ihre Bildung zu zeigen, den Schein zu haben, aufgenommen zu sein in die Societät, die allein maßgebend ist im Denken und Empfinden, während sie das Deutschsprechen nur ihren Mägden gleichstelle. Das geistige Deutschland ist daher im Elsaß zu unbekannt und unser nächster Regierungsapparat kann auch nicht sein Herold werden. Wie sollen die Frauen in Erfahrung bringen, daß jene ideale Welt, in welcher zu leben ihnen Bedürfniß ist, auch innerhalb einer andern als der französischen Sphäre, sei es nun mit bigotten oder mit frivol unterhaltenden Anregungen, zu finden wäre? Selbst der französische Uebersetzer Schillers, der Präsident des Oberconsistoriums, Herr Braun, soll versichert haben, kein Deutsch sprechen zu können oder — er will es nicht. So mögen denn unsere armen Schutzmänner an den Straßenecken Straßburgs stehen und bei abendlichen Wirthshausraufereien, wenn bei „Bier, Wein und Branntewein" die französische Renommage von den Elsässer Republikanern bis zum Exceß nachgeäfft wird, ihr Leben exponiren; mögen in der „Straßburger Zeitung" schöne Decrete zu lesen sein und auch die Maschinerie so leidlich fortgehen; die moralische, volle, geistige Rückeroberung dieser Provinzen ist durch nichts verbürgt als durch die Verweisung auf den Trost: Wartet ein Jahrhundert ab und bleibt bis dahin im Kriegsfeld allezeit Sieger! Die Schulreform, die das Jahrhundert etwas abkürzen könnte, stößt überall auf Schwierigkeiten und trägt auch schon in sich selbst die Keime der Verkümmerung, wenn sie für das neu gewonnene Land die Erfahrungen des Wupperthals benutzen will.

Ein Organ des Geistes, der jetzt in Elsaß-Lothringen germanisiren, die dünkelhafte Einbildung, mit dem Franzosenthum auf dem Gipfel der Civilisation zu stehen und ein ganz andersgearteter Mensch zu sein, austreiben sollte,

hielt meinem in mir rumorenden alten Jahn z. B. bei einem Punkte: Alle Gewerbs- und Ladenschilder in Straßburg sind französisch und noch zeigt sich nirgends eine Spur, darin eine Aenderung eintreten zu lassen! entgegen: „Das ist doch wol eine Nebensache; und wie wollte man da eine Aenderung befehlen!“ Also die deutsche Stadt Straßburg, mit Kaufhallen, sogenannten Lauben, die uns wie nach Bern versetzen, mit Bauern, die alle deutschsprechend zu Markte kommen, hat auch nicht Ein Gewerbe, das sich daselbst in deutscher Sprache ankündigt. Man hat nur Mecaniciens, Ferblantiers, Tonneliers, Menuisiers, Serruriers u. s. w. Die klangvollsten alten deutschen Namen stehen nur mit französischen Bezeichnungen, die denn auch in ein deutsches Kauderwelsch übergegangen sein mögen, wie sich in Amerika aus Deutsch-Englisch eine Sprache gebildet hat, wo Büseneß ein richtiges deutsches Wort ist. Aber man nehme einmal, General Ducrot wäre Gouverneur des von Frankreich eroberten Mainz geworden. Welches würde nach einem halben Jahre, wenn die zu einer französischen Provinzstadt gemachte Stadt sich nicht schon selbst auf das von obenher Gewünschte besonnen hätte, sein Befehl gewesen sein? Seiner 10,000 Mann betragenden Garnison und hundert Beamten und deren Familien wegen hätten die Namen der Straßen und die Bezeichnungen der Aushängeschilder sofort französisch gegeben werden müssen. In Straßburg läßt man unsere deutschen Soldaten durch die Straßen irren und für ihre Offiziere Besorgungen machen bei dem und dem Handwerker, den sie nicht finden können. Mein innerer Jahn schreibt dem wahrlich zu frommen und versöhnlichen Herrn Generalgouverneur von Bismarck-Bohlen folgende Bekanntmachung vor: „Da Straßburg eine deutsche Bevölkerung hat, so können die hierorts üblichen, durchweg nur französischen Bezeichnungen der Läden und Werkstätten für Gewerbs- und Handelsbetrieb nur eine zuvorkommende Rücksichtsnahme auf die französische Besatzung, die Beamten und deren Familien gewesen sein. Da diese Rücksichtsnahme nunmehr weggefallen ist und im Gegentheil die deutsche Besatzung und die Familien der deutschen Beamten sich für die leichtere Beschaffung ihrer täglichen Be-

dürfnisse des gleichen Entgegenkommens zu erfreuen wünschen müssen, so wird hiermit — jetzt immerhin werde Höflichkeit vorausgeschickt — das Ersuchen ausgesprochen, daß im Laufe eines halben Jahres de dato die französischen Schilder, außer bei Luxus- und Modegeschäften, entweder gänzlich entfernt und durch deutsche ersetzt worden sind oder aber zur beibehaltenen französischen Bezeichnung des Geschäfts die deutsche Uebersetzung hinzugefügt wird." Nun — „wer lacht da?" Wer sagt, daß das ein Schlag in's Wasser wäre? Wer sagt, wenn's die Straßburger nun nicht thäten, was dann? Ich sage: Eine politische Präventivmaßregel müßte vorangehen. Die Lieferanten für die enormen Bedürfnisse der Garnison haben zuvor nicht die Bitte, sondern den Befehl des General-Gouvernements vernommen. Diese werden ihre Schilder erneuern und Nachahmung wecken.

Milde heißt den Deutschfranzosen Schwäche. Nach ihnen haben wir unsere Schlachten nur durch „Verrath" gewonnen. Chanzy und Faidherbe beweisen ihnen jetzt, daß wir an der Loire und in der Picardie geschlagen worden sind. Die Advokaten schüren den Widerstand. Im „Niederrheinischen Courier" ergehen sich die Helden des Barreaus in Zuschriften an die Redaction. Natürlich französisch, in jenem gallischen „Briefsteller"-Stil: Convaincu, que la situation actuelle u. s. w. schulgemäß angelernte Eleganz — Phrasen-Bavardage, die uns an die Zeit unserer Schul-Dictées erinnert. Herr Boersch glaubt da ein zweiter Berryer zu sein. Wenn diese Herren deutsch sprechen — und in der That, sie können deutsch — so müssen sie allerdings bei gewissen Stellen, wo der Gedanke eintritt, zum Französischen greifen. Nämlich die Orgelpfeifen des Denkens sind bei ihnen nur in dem Ton gestimmt, der ihnen der eigentliche normale für die Menschheit scheint und der im Gegentheil — Frankreich zum Land und durch seine neueste Geschichte zum Opfer der Phrase gemacht hat.

Der Verein, den ich vorschlage — und ich nenne ihn sogleich den „Jahn-Arndt-Bund für Elsaß-Lothringen" — soll dem neuen deutschen Regiment nirgends hindernd in den Weg treten, sondern ihm im Gegentheil seine Sorgen abnehmen,

seine Aufgaben erleichtern. Germania will ihren wiedergewonnenen Söhnen mehr bieten, als nur Pickelhauben und Kanonen, Schulregulative und Zollgrenzen. Welchen Wirkungskreis ein solcher Verein haben könnte, ergiebt ein Blick auf den Buchhandel, auf die Colportage, auf die Zeitungswelt, die in Deutschland üblichen Vorlesungen, die Musikfeste, auf Kunst und Wissenschaft. Ein deutsches Schauspiel in Straßburg aufrecht zu halten — möglich, daß sich dafür im Reichskanzleramte keine Mittel finden. Aber der „Jahn-Arndt-Verein" müßte den Zuschuß und die Aufsicht sichern.

Schließen wir mit einem praktischen Beispiel für unser Wirken. Um eine Summe von hundert Thalern — man höre! — hätte in Straßburg das traurige Fiasco der neuen deutschen Reichsfarbe vermieden werden können. Das klingt paradox, aber der Zusammenhang erkläre die Glaubwürdigkeit unserer Behauptung. Frankreichs Nationalfarbe — blau-weiß-roth — ist, man wird es nicht leugnen, schön. Dem Auge thut die Zusammenstellung wohl, für die Herzen liegt in den Farben etwas Freudiganregendes. Unser Schwarzweißroth läßt sich ihm an Reiz für das Auge nicht vergleichen. Sage man nicht: Das sind Nebendinge! Nebending ist nicht einmal die prächtige Goldmünze jenseits des Rheines, die in Handel und Wandel ein Portemonnaie minder und weit zierlicher, auf eine reiche Nation deutend, beschwert als unser Silber und kleinwerthiges Papier. Man denke nur an die Wirkung des schönen Blauweiß auf den Bayer. Nun vergegenwärtige man sich die Wirkung unserer Nationalfarbe, sowie sie auf sämmtlichen Schlagbäumen und Schilderhäusern Straßburgs jetzt zum Anstrich gekommen ist! In entsetzlicher Weise! Die Streifen sind schon an sich mit der größten Willkürlichkeit gezogen und statt des frischen hellen Zinnoberroths, das einen dem Franzosengeist analogen kecken Charakter haben würde, hat man ein dunkles Blut- und Karmoisinroth genommen. Das Geld soll gefehlt haben, um Zinnober zu kaufen! Mein innerlich grollender Jahn hätte die Summe aus eigener Tasche gegeben, um diese ganz Straßburg entstellende, geschmacklose, die Elsässer zu Kraftäußerungen (siehe oben!) reizende Bezeichnung der Zusammen-

gehörigkeit des Elsaß mit dem überrheinischen Land zu entfernen.

Bringt auch meine Anregung nicht die vorgeschlagene „Anti-Liga", deren Programm und Statuten mir klar vor Augen stehen, zu Stande, so mag sie wenigstens darauf hinweisen, daß die Straßburger — Schönfärberei in keiner Beziehung zu unseren gelungeneren Kunstleistungen gehört.

---

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.







